

PLUS

Entwurfs-, Seminarbeiträge
und Gastvorträge zum Thema
Wohnen + Arbeiten , SS 2003

Universität Stuttgart
Institut für Wohnen und Entwerfen
Kepler Straße 11
70174 Stuttgart
www.uni-stuttgart.de/iwe

REDAKTION

Dipl.-Ing. Christine Falkner
Dr. Gerd Kuhn
Dipl.-Ing. Sigrid Loch

LAYOUT

Britta Ehrig
Lars Offergeld

GUESTS

HOSTS

Wandel von Wohnen und Arbeiten	Prof. Dr. Walter Siebel	16-27
Primarily Private	Delugan_Meissl Architekten, Wien	28-33
Ein Hauch von Zukunft	Herman van Valen, ahrend	34-37
<hr/>		
Zeitbewusstsein und Zeitbeziehungen	Dr. Gerd Kuhn	40-55
Wandel im Wohnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts	Dipl.-Ing. Sigrid Loch	56-81
Zwischen Vision und Illusion	Dipl.-Ing. Christine Falkner	82-97

PROLOG

zum Thema Wohnen + Arbeiten

100-121**SEMINAR**

Kloster

Sonja Gruber

122-133

Teledörfer

Felicitas Adler
Diana Tucunel
Peter Mrass**134-141**

Telearbeit

Henrik Isermann

142-157

Fahrt ins Grüne

Kalhöfer+Korschildgen

Karolin Kullen
Susanne Wolpert**158-163**

CityLofts, Wienerberg

Delugan_Meissl

Karolin Kullen
Susanne Wolpert**164-169**

Stadthaus Wimbergergasse

Delugan_Meissl

Andreas Freiheit

170-175

Miss Sargfabrik

BKK-3

Andreas Behringer
Florian Gruner**176-183**

Compact City

BUS Architektur

Ya Chen
Bin Li**184-187**

Junge Niederländische Architektur

diverse

Britta Ehrig
Lars Offergeld**188-197**

Hotel	Andreas Behringer Florian Gruner	200-207
Individualizer	Susanne Baiker	208-213
Work at Home Home at Work	Karolin Kullen Susanne Wolpert	214-221
Living Spaces	Gesa Lambertz	222-227
<i>.community</i>	Andreas Freiheit	228-233
Bandbreite	Britta Ehrig Lars Offergeld	234-241
ZwischenZeitRäume	Felicitas Adler Diana Tucunel	242-247
Future Vision Skyscraper	Vanessa Borkman Petra Dell	248-257
Living in Motion	Ya Chen Bin Li	258-268

Die Trennung von Wohnen und Arbeiten, die einst für das Wohnen in der industriellen Moderne charakteristisch war, wird mit dem Eintritt in die Informationsgesellschaft erneut aufgehoben. Wie unsere Gesellschaft insgesamt von vielfältigen Umbrüchen geprägt ist – es sei nur der Wertewandel, die Pluralisierung der Lebensstile oder die demografische Entwicklung genannt – so erfordern die „neuen Zeiten“ nicht nur den „flexiblen Menschen“ (Sennett), sondern es müssen für die gebaute Umwelt auch neue, angemessene Antworten gefunden werden. Es genügt daher keineswegs veralteten Standardgrundrissen additiv einen weiteren „Arbeitsraum“ zuzuordnen, denn mit dem gesellschaftlichen Wandel erodieren die gewohnten Zeit- und Raumstrukturen. Um sich der Vielschichtigkeit dieses Themenkomplexes anzunähern wurde am Institut Wohnen und Entwerfen der Entwurf „plus“ mit dem Seminar „24h“ inhaltlich gekoppelt. Die Studierenden sollten sich mit den vielfältigen Formen der Funktionsüberlagerungen künftigen Wohnens auseinander setzen und an Hand exemplarischer Einzelentwürfe neue Konzeptionen entwickeln.

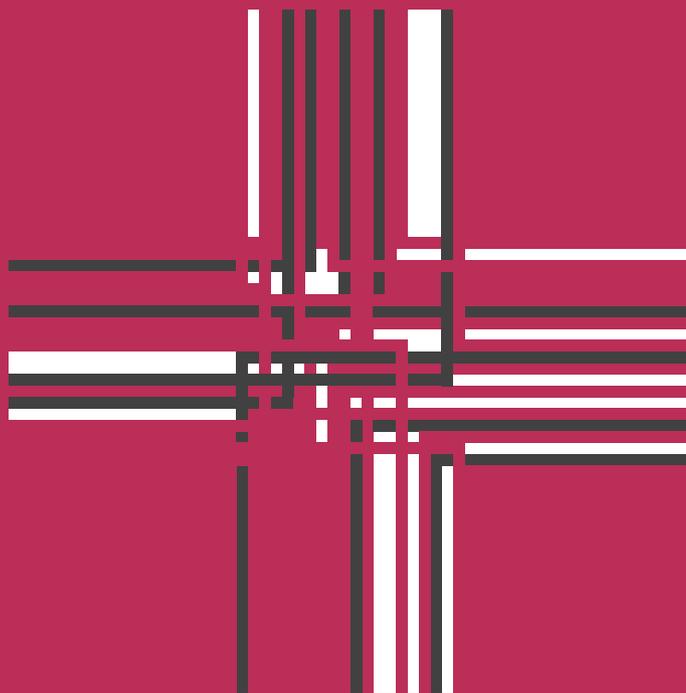
Anregend für die Arbeiten im Seminar und Entwurf waren die begleitenden Gastvorträge. Der Stadtsoziologe Walter Siebel (Oldenburg) analysierte in einem sehr anregenden Vortrag den Wandel von Wohnen und Arbeiten. Delugan, einer

der beiden Leiter des Architekturbüros Delugan-Meissl (Wien), dessen Einladung in Kooperation mit der Architektenkammer erfolgte, stellte in seinem Werkbericht neue Wohnprojekte mit teilweise sehr innovativen, ungewohnte Raumorganisationen vor. Herman van Valen (Niederlande) zeigte, wie ein global agierender Büromöbelhersteller aufgrund der neuen Arbeits- und Kommunikationsprozesse neuartige Raumlösungen konzipiert. Wie möchten uns an dieser Stelle nochmals bei den Referenten herzlich bedanken. Die Seminar und Entwurfsbetreuer bzw. -Innen gaben ihrerseits einen Input durch verschieden thematisierte Vorträge. Gerd Kuhn stellte die Entwicklung des Zeitbewusstseins und der Zeitbeziehungen in unserer Gesellschaft dar, Sigrid Loch zeigte Tendenzen im Wohnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf und Christine Falkner skizzierte Visionen und Illusionen, die die Planungen für eine zukünftige Gesellschaft implizierten.

Christine Falkner, Gerd Kuhn,
Sigrid Loch

Im Reader sind Texte und Entwürfe der Studierenden abgedruckt. Die Verfasser zeichnen jeweils inhaltlich und sprachlich allein verantwortlich.

Bedanken möchten wir uns auch bei Britta Ehrig und Lars Offergeld, die den Reader gestalteten und bei den Sponsoren, die den Druck ermöglichten.



*WANDEL
VON
WOHNEN
UND
ARBEITEN*

Vor fünfzig Jahren wäre ein Vortrag zu diesem Thema recht einfach gewesen. Damals in den so genannten goldenen Jahren des Kapitalismus, die auch die goldenen Jahre der Familie waren, schien die Welt von Wohnen und Arbeiten noch in überschaubarer Ordnung. Also hatte man auch eine sehr genaue Vorstellung vom richtigen Wohnen. Es enthielt drei Elemente:

Die soziale Einheit der Wohnung war die Kernfamilie. In einer Wohnung wohnen zusammen Eltern mit ihren leiblichen Kindern.

Sozialpsychologisch war die Wohnung Ort der Privatsphäre, der Intimität, Körperlichkeit und Emotionalität als Gegenüber zum stilisierten und distanzier-ten Verhalten im öffentlichen Raum der Stadt.

Funktional schließlich war die Wohnung Ort der Freizeit als Gegenwelt zur beruflichen Arbeit.

Westdeutschland und Ostdeutschland haben sich hier kaum unterschieden. Ökonomische Organisation und Architektur des Wohnungsbaus waren anders, aber auch im real existierenden Sozialismus war die Wohnung Ort der Kernfamilie, der berufsarbeitsfreien Zeit und der Intimität. In der DDR finden sich keine Spuren früh-

sozialistischer Utopien, keine Versuche, Wohnen und Arbeiten kollektiv jenseits der bürgerlichen Familie zu organisieren.

Dieses Modell des kleinfamilialen, privaten und von Arbeit weitgehend entlasteten Wohnens ist materialisiert in dem Schema 3 Zimmer/ Küche/ Bad/ Zentralheizung, es ist festgeschrieben in DIN-Normen und Förderbestimmungen, gut verankert in subjektiven Wohnwünschen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung und millionenfach gebaute Realität. Zwei Drittel des heutigen Wohnungsbestands sind entsprechend diesem Modell gebaut worden. Dennoch handelt es sich um eine sehr junge und sehr besondere Art des Wohnens, keineswegs um die endlich möglich gewordene Verwirklichung anthropologischer Grundbedürfnisse. Seit den 70er Jahren beginnen die Menschen, aus diesem Modell wieder auszuwandern. Und auch schon früher können wir sehr viel differenziertere Wohnformen beobachten. Das Leitbild des privaten, arbeitsfreien Wohnens in der Kernfamilie hatte nur ein kurzes goldenes Zeitalter, die 50er und 60er Jahre, in denen all das selbstverständlich war: das Leben in der Kleinfamilie, der Mann als Ernährer, die Frau als Hausfrau und Mutter, die Trennung von Arbeiten und Freizeit, ökonomisches Wachstum und Industriegesellschaft. Dieses Leitbild ist aber nur eine Zwischen-

station in einer langen Geschichte des Wohnens. Und die Achse, entlang der sich die Wohnweisen verändern, betrifft das Verhältnis von Wohnen und Arbeiten.

Die vormoderne Wohnform, das ganze Haus, war eine Einheit der Produktion. Man wohnte zusammen, weil man zusammen arbeitete. Dementsprechend vereinte das ganze Haus unter einem Dach Arbeit und Erholen, Schlafen und Beten, Gesinde, Knechte, Kinder, Männer, Frauen, Mensch und Vieh. Ein großer Haushalt im Mittelalter umfasste bis zu 50 Personen und keineswegs nur Familienangehörige. Kleinere Haushalte hatten noch acht bis zehn Mitglieder. Bis ins 18. Jahrhundert ist die Familie in unserem heutigen Sinne nur ein Teil des Haushalts. Das Wort Familie selbst wird erst im 18. Jahrhundert im Deutschen gebräuchlich, ein Hinweis darauf, dass Familienleben als gesonderte Alltagswirklichkeit auch erst allmählich im 18. Jahrhundert sich herausbildet. Der Pater Familiae meint den Haushaltsvorstand, und der Wortstamm von Familie ist Famulus, d. h. der Diener.

Die Entwicklung der Lohnarbeit zerreißt diese Zusammenhänge. Bestimmte Arbeiten werden aus dem Haushalt herausgelöst und am besonderen Arbeitsort, im Betrieb organisiert. Die nicht unmittelbar produktiven Verrichtungen wie

Essen, Schlafen, Sich-Unterhalten und die arbeitsfreien Poren werden aus dem eigentlichen Arbeitsprozess herausgepresst und am Ende des Arbeitstages konzentriert. Damit entsteht erst das uns heute so selbstverständliche Gegenüber von Arbeitszeit und Freizeit, von Wohnort und Arbeitsort. Mit dem Auszug der Arbeit geht auch der Auszug der damit befassten Gesellen, Knechte, Mägde, Gehilfen, der Dienstboten, des Gesindes einher. Ihnen folgen die entfernteren Verwandten, die allein stehenden Onkel und Tanten, auch die Großeltern. Zurück bleiben Vater, Mutter und ihre Kinder: die bürgerliche Kleinfamilie. Der Verlust von Personen und Funktionen wird ausgeglichen durch eine Emotionalisierung des Privatlebens. Familie und ihr Ort, die Wohnung, werden als heile Gegenwelt zur Härte des Berufslebens stilisiert, aufgeladen mit all den Glückversprechen der Intimität und der Hoffnungen des: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein, auch der Erwartungen an die Freizeit als eines, wie Karl Marx es formuliert hatte, „Reichs der Freiheit jenseits des Reichs der Notwendigkeit“.

Aber Wohnen als Gegenüber zur Arbeit ist nicht nur Realität gewordene Hoffnung, sie ist auch inszenierte Illusion. In der Realität ist die Wohnung immer und auch heute noch Ort, Gegenstand und Ziel umfangreicher Arbeit. Selbst in dem kurzen goldenen Zeitalter nach

dem Zweiten Weltkrieg war dies der Fall. Für Hausfrauen ist die Rede von der Wohnung als kompensatorischer Gegenwelt zur Arbeit ein sehr zwiespältiger Wunschtraum berufstätiger Männer. Dieser Wunschtraum bedeutete, dass ihre Arbeit, die Hausarbeit, verborgen werden musste, abgedrängt in die unattraktivsten Räume, etwa innen liegende Küchen und zu kleine Bäder, und konzentriert auf jene Zeiten, zu denen der Mann nicht zu Hause war. Man darf aber auch nicht vergessen, dass die Wohnung auch Ort und Gegenstand von „männlicher Hausarbeit“ ist: der Reparatur technischer Geräte, der Gartenarbeit, der Instandhaltungsarbeiten. Ferner ist die Wohnung Ziel von Arbeit insbesondere im Rahmen der Selbsthilfe beim Bau und der Modernisierung von Wohnungen. Die Mehrheit der Industriearbeiter, die im eigenen Heim wohnen, haben dies nur erreichen können durch weit reichenden Einsatz von „Muskelhypothek“. Schließlich ist die Wohnung auch Ort von Arbeit insbesondere berufsbezogener Arbeit: Der Angestellte, der seine Akten mit nach Hause nimmt, der Student, der zu Hause ein Referat ausarbeitet, und der Berufstätige, der sich fortbildet.

Wohnen als Sphäre jenseits von Arbeit ist Ergebnis gesellschaftlicher Veränderungen, insbesondere der zeitlichen und räumlichen Trennung von Arbeit und Freizeit. Sie ist aber

auch Ergebnis der Inszenierung einer Wunschwelt gegen die fort-dauernde Realität von Arbeit in, an und für die Wohnung. Ort solcher Inszenierung ist das Wohnzimmer, in dem alle Spuren nützlicher Arbeit sorgfältig getilgt sein müssen, ein Ort reinen Wohnens, wo nicht einmal gegessen werden darf. Man isst im Esszimmer, kocht in der Küche, reinigt sich im Bad, schläft im Schlafzimmer – im Wohnzimmer wird nur gewohnt. Aber selbst wenn man nun gar nicht mehr genau weiß, was dieses Wohnen im Wohnzimmer beinhalten soll, so ist das Wohnzimmer damit keineswegs funktionslos. Es ist jene inszenierte Gegenwelt zur notwendigen und entfremdeten Arbeit der Berufswelt. Und als eben solche Gegenwelt ist es für viele von außerordentlicher Bedeutung.

Die strikte Zerlegung des Wohnens in einzelne Verrichtungen wie Essen, Kochen, Sich-Reinigen und Schlafen und die Zuordnung solcher Funktionen zu spezialisierten Räumen verdankt sich der Übertragung der Prinzipien der Organisation industrieller Arbeit auf das Wohnen. Industrielle Arbeit wurde rationalisiert, indem komplexe Arbeitsabläufe in möglichst einfache Bestandteile zerlegt wurden. Nach eben derselben Logik sind die Wohnungsgrundrisse organisiert. Man mag in dieser „fordistischen“ Organisation des Wohnens eine traurige Ironie entdecken: Das

Wohnen, das doch Gegenwelt zur entfremdeten Arbeit sein soll, wird nach denselben Grundsätzen hergerichtet, nach denen die Welt der Arbeit organisiert ist, eben denen der fordistischen Rationalisierung.

Aber auch das ist bereits wieder Vergangenheit. Und wieder ist es die Veränderung der Arbeit, die das Wohnen verändert. Ich will im Folgenden nicht von der wachsenden Minderheit derer sprechen, die aus dem Arbeitsmarkt ausgegrenzt wird, und für die deshalb Wohnung und Wohnumfeld unfreiwillig zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden sind. Ich werde mich auf Veränderungen in der Arbeit und deren Folgen konzentrieren.

Mit der Industrialisierung ist zunächst die Arbeit des Mannes in den Betrieb verlagert und als Lohnarbeit organisiert worden. Mit der Entfaltung der Dienstleistungsgesellschaft werden nun auch die noch im Haushalt verbliebenen, vorwiegend „weiblichen“ Hausarbeiten betrieblich, außer Haus als berufliche Lohnarbeit organisiert: Die Kinder werden in Kinderkrippen, Kitas und Ganztagschulen untergebracht, Kranke und Alte werden in Senioren- und Pflegeheimen versorgt, der Tod ist schon lange ausgelagert in die Intensivstationen der Krankenhäuser, Kleider werden nicht mehr genäht sondern gekauft, gegessen wird in Kantinen, Mensen und Restaurants. Die haushalts-

bezogenen Dienstleistungen, Bildung und Gesundheit sind die drei größten Segmente des Dienstleistungsarbeitsmarkts. Auch dieser Prozess der Auslagerung von Hausarbeit in Markt und Staat verläuft schon lange. Er hat bereits im 19. Jahrhundert begonnen mit der Entwicklung der städtischen Infrastruktur. Die Wasserwerke, Gasanstalten, die Betriebe der Müllabfuhr, die städtische Kanalisation bedeuten, dass man sein Wasser nicht mehr vom Brunnen holen, sich um die Jauchegrube kümmern und Brennholz im Wald sammeln muss. Die Stadt der Dienstleistungsgesellschaft mit ihren sozialen und technischen Infrastrukturen und ihrer Überfülle an öffentlichen und privaten Dienstleistungs- und Güterangeboten kann begriffen werden als eine riesige Maschine zur Entlastung des privaten Haushalts von Arbeit und Verantwortung.

Mit dem Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft sind auch die Frauen in das System beruflich organisierter Arbeit von Markt und Staat integriert worden. Welche Arbeiten haben sie dort zu erledigen? Es sind dieselben, die sie vorher als Hausfrau und Mutter zu erledigen hatten. Die Frauen sind überwiegend beschäftigt worden im Bildungssystem, im Gesundheitswesen und in den sozialen und haushaltsbezogenen Dienstleistungen. D. h. sie betreuen die Kinder, die Alten und Kranken, sie säubern

die Wohnung und Büros und sie bereiten das Essen zu und räumen das Geschirr weg. Die Frauen haben sich in diesem Prozess professionalisiert und ökonomisch emanzipiert. Die Hausarbeit wurde industrialisiert, betrieblich und lohnförmig organisiert. D. h. die gesellschaftliche Organisation der Arbeit der Frauen hat sich grundlegend gewandelt. Aber eines hat sich dabei von geradezu mystischer Stabilität erwiesen: die inhaltliche Teilung der Arbeit zwischen Mann und Frau. Mit dem Wandel von der Industrie zur Dienstleistungsgesellschaft sind die Frauen zusammen mit ihren klassischen Hausfrauentätigkeiten in Markt und Staat integriert worden. Was heißt das nun für das Wohnen?

In der Wohnung bleibt zurück der Single, sei er männlich oder weiblich. Und er bleibt zurück in einer Wohnung, die voll gestopft ist mit hoch technischen Haushaltsmaschinen, Kommunikationsmitteln und Freizeitgerätschaften. Und was tun er und sie in der Wohnung? Sie arbeiten!

Erstens gibt es immer noch Restbestände der Hausarbeit, und sei es nur das Auspacken der Fertigpizza, das Anwerfen der Mikrowelle und das Verstauen des Geschirrs in der Spülmaschine. Die technische Ausrüstung moderner Haushalte entspricht heute den Kosten eines durchschnittlichen industriellen Arbeitsplatzes, aber diese techni-

sche Ausrüstung wird nur noch selten genutzt, etwa wenn der Hausherr für seine Gäste seine Fähigkeiten als Hobbykoch zelebrieren möchte. Mit der Einführung einer nachhaltigen Haus- und Stadttechnik können der Arbeitsaufwand in und an der Wohnung erhöht werden. Die Handhabung eines aufwendigen Mülltrennsystems, die Wartung der Sonnenkollektoren und die Verwendung ökologisch unbedenklicher Putzmittel werden mehr Arbeit und Sorgfalt bedeuten. Aber der Umfang der Hausarbeit wird dadurch nicht zurückkehren.

Zweitens führen technische Veränderungen und neue Betriebsformen in der Produktion und der Verteilung von Gütern dazu, dass unprofitable Tätigkeiten in die privaten Haushalte zurückverlagert werden: Die Lagerhaltung etwa von Lebensmitteln (Tiefkühltruhe, Kühlschrank), die Endmontage von Möbeln (Ikea) und bestimmte Dienstleistungen etwa die Kontoführung (Telebanking).

Drittens und vor allem werden berufsbezogene Arbeiten stärker in der Wohnung stattfinden:

Im Rahmen von Aus- und Fortbildung. Die Ausdehnung der Bildungszeiten und das lebenslange Lernen werden dazu führen, dass mehr berufsbezogen in der Wohnung gearbeitet wird.

Technische Veränderungen wie die Teleheimarbeit erleichtern die Verlagerung beruflicher Arbeit in die Wohnung.

Viertens: Hauptverantwortlich für ein neues Verhältnis von Arbeiten und Wohnen sind aber vor allem zwei Entwicklungen: einmal der Strukturwandel zur Dienstleistungsgesellschaft. Ein Arbeiter bei VW wird nur selten einen Golf mit nach Hause nehmen, um ihn nach dem Abendessen fertig zu montieren. Der Angestellte einer Versicherung oder eines Finanzdienstleisters, einer Werbefirma oder einer Firma der New Economy hat da sehr viel weniger Schwierigkeiten, möglicherweise ist er sogar direkt oder indirekt gezwungen, Arbeit mit nach Hause zu nehmen. Und zweitens ändern sich die Zeitstrukturen der Arbeit. Die klassischen Unterscheidungen von Werktag und Feiertag, Wochenende und Feierabend, Tag und Nacht sind Institutionen, die das Verhältnis von Arbeit und Freizeit rhythmisiert haben. Eben diese Institutionen lösen sich auf. Die Arbeitszeiten werden flexibilisiert, ausgedehnt, individualisiert und entlokalisiert: Am selben Ort können gänzlich unterschiedliche Zeiten gelebt werden. Gerade in den modernen hoch qualifizierten Dienstleistungsberufen setzen sich entgrenzte Arbeitsformen durch, in denen die Trennungen von Beruf und Freizeit, von Wohnen und Arbeiten weitge-

hend aufgehoben sind. Das hat zunächst einmal Konsequenzen für die Wohnstandorte. Eigentümlicherweise konzentrieren sich die Arbeitsplätze der Finanzdienstleister, der Werbung und der New Economy räumlich außerordentlich, obwohl diese Arbeitsplätze technisch gesehen footloose sind, d. h. praktisch überall angesiedelt sein könnten. Empirisch konzentrieren sie sich auf wenige Städte und sogar auf einzelne Quartiere. Verantwortlich dafür sind zwei Gründe: einmal die Angewiesenheit der Arbeitskräfte auf eine urbane Umgebung als anregendes Milieu, in dem face-to-face-Kontakte mit ihresgleichen möglich sind. Zum anderen verlangt die berufsorientierte Lebensweise heute, in der Stadt zu leben. Ray Pahl hat einmal den Satz geprägt: A professional woman needs a wife. Da nun die neuen Hausmänner äußerst rar sind und die traditionellen Hausfrauen zunehmend rarer werden, fehlen den karriereorientierten Männern und Frauen die Partner, die ihnen einen klassischen Haushalt organisieren könnten als Basis und Rückhalt für ihr berufsorientiertes Leben. Also bleiben nur zwei Möglichkeiten. Man muss die Hausarbeit minimieren, insbesondere durch Verzicht auf Kinder aber auch durch Anschaffung von Haushaltsgeräten und durch die Beschäftigung von haushaltsbezogenen Dienstleistern etwa aus dem Kreis der Migrantinnen. Vor allem aber braucht man eine Woh-

nung in der Innenstadt, also dort, wo die Stadtmaschine rund um die Uhr in Betrieb ist. Die moderne Dienstleistungsstadt ist zu verstehen als eine Form der Vergesellschaftung des privaten Haushalts, d. h. als marktförmige und infrastrukturelle, eben gesellschaftliche Organisation von Tätigkeiten, die früher informell, unbezahlt im privaten Haushalt und in der Wohnung von Frauen überwiegend erledigt wurden. Wer über einen solchen traditionellen Haushalt nicht verfügen konnte, der hat immer schon in der Stadt gelebt. Deshalb ist auch das Nebeneinander luxusmoderner Quartiere für die young urban professionals und heruntergekommener Quartiere für Migranten durchaus funktional, denn es erleichtert das Zusammenkommen eines Angebots von und einer Nachfrage nach billigen Arbeitskräften in den haushaltsbezogenen Dienstleistungen.

Die Geschichte des Wohnens lässt sich als eine Spindel beschreiben. Aus einer breit gefächerten Diversität der verschiedensten Wohnformen hat sie sich verengt auf das Leitbild des modernen Wohnens und differenziert sich nun wieder aus in die unterschiedlichsten Wohnformen. Es entstehen neue Haushaltstypen, die Grenzen von Arbeit und arbeitsfreier Zeit, von Wohnen und Arbeiten verwischen sich. Man kann das begrüßen als eine neue Einheit des Alltags,

man kann es aber auch beklagen als eine Kolonialisierung der letzten Oasen einer informellen Lebensweise jenseits von Markt und Staat. Aber die Unterwerfung der in der informellen Ökonomie des privaten Haushalts verbliebenen Tätigkeiten der Kinderbetreuung, der Pflege von Alten und Kranken, der Essenszubereitung etc. unter die Gesetze formeller, betrieblich organisierter Berufsarbeit und die Befriedigung fast aller auch der intimsten Bedürfnisse durch Kauf und Konsum von Waren und Dienstleistungen, beides also, die Veränderung der Arbeit und der Art und Weise der Befriedigung von Bedürfnissen geht einher mit einer Steigerung der Produktivität. D. h. mehr Wohlstand und mehr individuelle Optionen, d. h. auch ökonomische Emanzipation der Frau. Deshalb werden sich diese Entwicklungen kaum aufhalten lassen.

Was bedeuten diese Entwicklungen für Wohnungsbau und Architektur? Eine Konsequenz habe ich schon genannt: die neue Nachfrage nach Innenstadt als Wohnort. Eine zweite Konsequenz liegt ähnlich auf der Hand: Der Trend zu mehr Wohnfläche wird sich ungebrochen fortsetzen. Schließlich drittens: Wenn die Lebensformen und Wohnweisen sich differenzieren, dann steigen auch die Anforderungen an die Flexibilität des Wohnens. Technisch werden sie sich kaum erfüllen lassen. Notwendig sind einmal ein

Überangebot unterschiedlicher Wohntypen, sodass ein Haushalt bei Veränderung seiner Wohnansprüche durch Umzug sich die ihm genehme Wohnung verschaffen kann. Ferner neutrale Grundrisse. Dass Gründerzeitwohnungen heute von Wohngemeinschaften leichter genutzt werden können als die Produkte des modernen sozialen Wohnungsbaus hängt nicht nur mit der Größe sondern auch mit den geringer hierarchisierten Grundrissen zusammen. Schließlich Eigentum. Das Flexibelste, was es gibt sind nicht technisch verschiebbare Wände, sondern eine nicht tragende Backsteinwand, ein Vorschlaghammer und das Eigentum an beidem.

Bedeutet die Ausdifferenzierung der Wohnformen, dass die Spielräume der Architektur enger werden? Ich vermute eher das Gegenteil. Anders gesagt: Eine exakte Anpassung von Grundrissen an bestimmte Wohnverhaltensweisen ist weder möglich noch wünschenswert. Ich will vier Gründe dafür nennen:

1. Die Menschen sind nicht gleich. Sie haben unterschiedliche Vorstellungen vom richtigen Wohnen. Das Gebäude aber lebt sehr viel länger als jeder seiner Bewohner. Auch ziehen Menschen im Laufe ihres Lebens mehrfach um. Eine Wohnung beherbergt deshalb im Laufe

ihrer Existenz eine Vielzahl unterschiedlicher Bewohner. Je differenzierter die Wohnweisen, desto häufiger wird es vorkommen, dass schon der zweite Nutzer eine Wohnung als Zumutung empfindet, die der erste als Verwirklichung seiner Träume entworfen hat. Spezialisierte Wohnungen vertragen sich nicht mit dem Wechsel der Nutzer.

2. Wohnweisen sind historisch wandelbar. Das Leitbild der Wohnungspolitik der BRD und der DDR hat eine sehr spezifische Wohnform dauerhaft als gebaute Wirklichkeit festgeschrieben. Dass die Ergebnisse dieser Wohnungspolitik, der Plattenbau in der DDR und der soziale Wohnungsbau in der Bundesrepublik, heute größere Probleme der Modernisierung und Wiedernutzung aufwirft als manche Spekulationsbauten des 19. Jahrhunderts hängt eben damit zusammen, dass ihre Planer allzu fest überzeugt waren, das richtige Wohnleitbild zu kennen, dass man also nicht damit rechnete, die Menschen könnten sich davon wieder abwenden. Daher wurde keine Flexibilität eingebaut gegenüber veränderten Wohnverhaltensweisen. Und das macht einen Umbau heute schwieriger.

3. Der Wandel im Lebenszyklus.

Ein Student, ein kinderloser Berufstätiger, Eltern in der Familienphase oder in der Phase des leeren Nests brauchen jeweils an anderen Standorten andere Wohnungen.

4. schließlich sind Wohnwünsche in sich widersprüchlich. Ein und derselbe Mensch wünscht sich eine vertraute Nachbarschaft und verabscheut soziale Kontrolle; er möchte sich durch Wohnen von anderen unterscheiden und dennoch nicht als ökospannerischer Außenseiter gelten, er will in der urbanen Stadt wohnen und zugleich sehnt er sich nach einer naturverbundenen Einsiedelei.

Die Lebensdauer von Wohnungen einerseits, die Vielfalt, Wandelbarkeit und Widersprüchlichkeit der Wohnweisen andererseits setzen der Anpassung der gebauten Umwelt an bestimmte Bedürfnisse enge Grenzen. Es gibt eine objektive Distanz zwischen dem sozialen Leben und den Räumen, in denen es stattfindet. Gebaute Räume brauchen Distanz zum Alltag, eine gewisse Neutralität. Wenn aber die Räume des Alltags notwendig Distanz halten müssen zu den alltäglichen Lebensweisen, eben weil diese hoch differenziert, wandelbar und widersprüchlich sind, dann könnten die Spielräume der Architektur größer werden jenseits

bloßer Funktionserfüllung und jenseits der Anpassung des Gebäudes an bestimmte Wohnbedürfnisse. Es ist ein Irrtum zu glauben, soziale Anforderungen an das Wohnen gingen notwendig zu Lasten architektonischer Gestaltungsspielräume. Architektur ist eine angewandte Kunst. Sie muss soziale und technische Funktionen erfüllen. Sie muss aber auch die ästhetische Logik von Räumen entwickeln. Aus der Spannung zwischen der funktionalen und der ästhetischen Logik entwickelt sich gute Architektur. Die Möglichkeiten, die Eigenlogik ästhetischer Gestaltung von Räumen zu entfalten, diese Möglichkeiten dürften heute größer sein als zu Zeiten der Dominanz eines bestimmten Bilds vom richtigen Wohnen.





Beim privaten Haus handelt es sich um ein paradoxes Phänomen, denn die älteste aller Bauaufgaben erfreut sich immer noch ungebrochener Aktualität. Seine traditionelle Bestimmung als gebauter Lebensmittelpunkt der Familie prädestiniert das Privathaus sowohl für stereotypische Standardlösungen als auch für innovative, experimentelle Konzeptionen, die präzise an den individuellen Bedürfnissen der Bewohner orientiert sind.

Seit die ehemals starren Familienstrukturen in Fluss geraten und alternative Modelle des Zusammen- und Alleinlebens massenhaft ausprobiert werden, avanciert das private Refugium wieder zum fruchtbaren Experimentierfeld innerhalb der Architekturentwicklung.

Neben der Verflüssigung der Familienverhältnisse hat die medientechnologische Aufrüstung der Haushalte den Charakter des Habitats stark verändert: nicht mehr die eindeutige Grenze zwischen Innen und Außen, Natur und Kultur, Privatheit und Öffentlichkeit, Arbeit und Freizeit, männlicher und weiblicher Sphäre kennzeichnet das private Haus sondern im Gegenteil seine Durchlässigkeit und Variabilität. Diese zeitgenössischen Eigenschaften lassen sich Dank neuer Technologien beinahe nach Belieben steuern: variable Möblierungssysteme erzeugen im

Innen keine abgeschlossenen Räume sondern modulieren - manchmal auch nur temporär - unterschiedliche Funktionszonen, während sich die bevorzugt durch großflächige Glasfassaden erzeugte Transparenz über neuartige Blickschutzsysteme regulieren lässt.

Innerhalb der global vernetzten Mediengesellschaft fungiert das private Haus sowohl als von der spezifischen Umgebung unabhängige, gleichsam ortlose Einstiegsstelle in die permanent fließenden Daten- und Informationsströme und gleichzeitig als genau lokalisierbarer Rückzugsort, der die räumlichen Qualitäten des Realen bietet.

Das Haus von Heute erfüllt damit den modernen Wunsch jederzeit an der medial vermittelten Welt teilzunehmen und das archaische Bedürfnis, sich genau davor zu schützen.

Haus Ray1

Ray 1, in der Dachlandschaft des vierten Wiener Bezirks auf dem Flachdach eines Bürogebäudes aus den 60er Jahren situiert, generiert sich zunächst aus diesem unmittelbaren Wirkungszusammenhang und der räumlichen Qualität dieses Ortes. Dabei wird in der Begegnung von statischem Körper und dynamischer Form bewegter Architektur der Ursprung keineswegs verleugnet, sondern in eben diesem Auf-

einandertreffen aufgeladen.

Der Neubau entwickelt sich aus der Verbindung der beiden angrenzenden Gebäude, indem er die Giebelinie fortführt und gewissermaßen den missing-link herstellt. Die Demarkationslinie zwischen Himmel und Erde, wird hier jedoch nicht als abschließende Trennung von Dach und umgebendem Kontext verstanden, sondern als durchlässige Grenze, die dabei selber zum Lebensraum wird.

Die Grundfigur von Ray 1 entspricht der klassischen Box, die extrem gestreckt und an den Längsseiten durch zahlreiche Einschnitte geöffnet und gleichzeitig an einigen Stellen räumlich erweitert wird. Von außen präsentiert sich die komplexe Konfiguration aus horizontalen, vertikalen und schrägen Ebenen als schmale, durch die geschlitzten Fensterbänder skulptural geformte Silhouette, die entlang der Fassade und Gebäuderückseite vor- und zurückspringt und dadurch Innenräume und Terrassenbereiche als Übergangszonen zwischen Innen und Außen organisiert, die je nach Bedarf geöffnet oder separiert werden können. Ray 1 ist als bewohnbare, architektonische Apparatur entworfen, deren Geometrie die spezifische topographische Lage zwischen Innen und Außen, Oben und Unten, Stadt und Haus präzise akzentuiert um ihre Vorzüge erlebbar zu machen: es gibt keine Blick-



barrieren, sondern das horizontale Haus erscheint als über weite Strecken durchsichtig, sowohl in Richtung Außenraum, wo kein Gelände den Blick auf die Stadt bremst als auch im Inneren, das bis auf die beiden Schlafbereiche ohne räumliche und visuelle Unterteilungen auskommt.

Die besondere Exponiertheit des Baus wird nicht nur über die beidseitig verlaufenden Terrassen sowie das begehbare Dach erfahrbar, sondern auch dort, wo Ray 1 in Form einer geschlossenen Schachtel deutlich sicht- und spürbar über die Grundrissgrenzen expandiert. Im Inneren befindet sich eine große Liegellandschaft aus Leder, auf der sich sowohl die Exponiertheit des räumlichen Überhangs als auch seine Geschützttheit genießen lässt. Der Einsatz von tragendem Glas erlaubt ungefährliche aber nicht weniger spektakuläre Blicke auf den Stadtraum.

Der Innenraum ist als Loft ausgebildet, dessen unterschiedliche Funktionsbereiche über Niveauunterschiede definiert werden; so liegt das großzügige Wohnareal fast einen Meter höher als die separierten Schlafzonen, die dadurch ihren intimen, geschützten Charakter erhalten. Die offene Küche befindet sich auf einem Zwischenplateau der ansteigenden Wohnlandschaft und bildet dort eine Art kulinarische Kommandobrücke. Dabei kommt die Wohnung fast völlig ohne Klassi-

sche Möbel aus, denn die mit Alucopond beschichtete Außenhaut des Ray 1 wird an der Innenseite plastisch ausformuliert, wodurch Möbel wie das lang gezogene Bücherregal, das Bett, der Küchencblock und die Liegezone zum Teil der Fassade werden, deren funktionale Kapazität über Sicht- und Klimaschutz weit hinausgeht.

Die Erschließung des Behälters für Wohnen, Leben, Relaxen, Arbeiten und deren Mischformen folgt der zentralen, internen Fliessbewegung, die von unten nach oben, von den geschlossenen Räumen des Rückzugs zu den Freiräumen der Terrassen führt und auf dem begehbaren Dach endet, dort wo der Himmel anfängt.



Heute stehen beim Einrichten von Arbeitsplätzen die technologischen Entwicklungen im Vordergrund. Und auf diesem Gebiet ist vieles in Bewegung. So ist heute die Breitbandtechnologie nahezu überall verfügbar, die über das Netzwerk die gesamte Kommunikation innerhalb eines Unternehmens verbindet, und darüber hinaus auch Kommunikation unterwegs oder zu Hause ermöglicht. Die letzte CeBIT-Ausstellung in Hannover zeigte hierzu viele neue Lösungen. Ganz allgemein kann man sagen, dass für die arbeitenden Menschen die Anwendungen vereinfacht werden: die Werkzeuge werden immer anwendungsfreundlicher, man braucht keine Bedienungsanleitungen mehr, oder Schreibmaschinenkurse zu belegen, um einen Computer bedienen zu können.

Ahrend beschäftigt sich, als einer der führenden europäischen Einrichtungsunternehmen, bereits seit vielen Jahrzehnten damit, neue Konzepte für die Bürowelt zu entwickeln. So beteiligte Ahrend sich beispielsweise zusammen mit der Holländischen Post (KPN), TNO (Holländischer TÜV), Xerox, Computer Company Nederland, den Reichsbehörden und der Wissenschaft im Jahre 1997 an der Projektgruppe "Arbeitsumgebung 2007". Dadurch entstand der sogenannte "Technologie-Scan", der für Nicht-Technologen perfekt vorhersagt,

was alles in kurzer Zeit technologisch ansteht.

Die Technologie ist also entscheidend für die Veränderungen der Arbeitsumgebung. Zusätzlich stellt sich die Frage, wie der arbeitende Mensch mit diesen Veränderungen zurecht kommt. Man kann arbeiten wo und wann man will; der Ausspruch "Your office is where you are" ist jetzt Wahrheit geworden. Zu Beginn bestand der Kontakt zwischen Ahrend und seinen Kunden nur aus der Diskussion über die Möbellieferungen. Somit beinhaltete dieser Kontakt lediglich einen Teilbereich der sehr viel komplexeren Einrichtungsproblematik. Allmählich dehnten sich die Diskussionsthemen auf das gesamte Spektrum aus: Teppiche, Vorhänge, Kunst, Pflanzen, Türbeschläge, Aufbewahren, Arbeiten, Sitzen, usw. Nach und nach hat die gesamte Arbeitsatmosphäre an Bedeutung gewonnen.

Inzwischen stehen die technischen Lösungen für den arbeitenden Menschen im Mittelpunkt und die Frage, wie er am besten motiviert werden kann. Und das alles innerhalb einer offenen Struktur des sich Treffens, der Erholung und des Arbeitens, in einer angenehmen Raumatmosphäre, die selbstverständlich auch die funktionalen Aspekte berücksichtigt. Immer häufiger werden kundenspezifische Lösungen gesucht. Unsere Industrie hat sich daran angepasst. Früher waren die

Herstellungsverfahren rein industriell organisiert, heutzutage ist Sonderanfertigung zum "Standard" geworden und gleichzeitig werden die Produktionszahlen pro Stück geringer.

Vor einigen Jahre kam die Idee auf, den Büroarbeitsplatz neu zu untersuchen. Als Ergebnis zeigte sich "vertikales" Denken auf. Eine der zentralen Frage lautete: Warum ist alles unterhalb des Arbeitstisches immer noch nebeneinander, sprich horizontal, angeordnet? Vieles ist inzwischen vertikal organisiert: Hochhäuser zum Wohnen; SMART-Autos werden vertikal ausgestellt. Mit Perry King und Santiago Miranda entwickelte Ahrend "Vertical Desking": Hier sind alle Bürotisch- Funktionen übereinander angeordnet. Der Bürotisch wird dadurch wieder zu einem normalen Tisch; kleiner auf Grund der geringeren Tiefe der Flachbildschirme.

Auch zu Hause, wo man künftig immer öfters arbeiten wird, passt die Idee des vertikalen Einrichtens eines Arbeitsplatzes natürlich viel besser, da sie raumsparender ist. Gleichzeitig ist der Arbeitgeber zuständig für die Arbeitsbedingungen, auch für die zu Hause... Mit vertikalen Büros werden die Arbeitsplatzbedingungen entsprechend den Regeln und Gesetzen gewährleistet, zusätzlich passt sich der Arbeitsplatz räumlich besser in die Wohnung ein. In Bürogebäuden sind Raum-

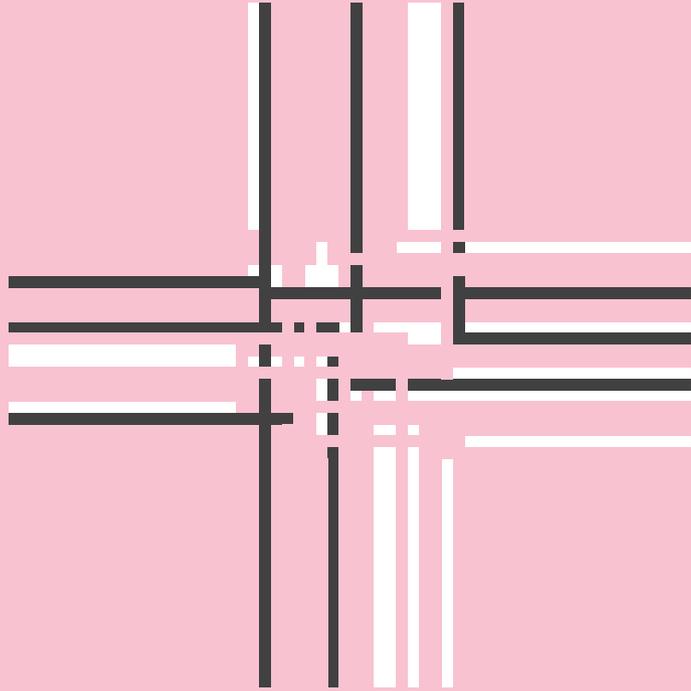
einsparung, Steigerung der Motivation, Verbesserung der Arbeitsatmosphäre, größere technologische Flexibilität und Einsparung der Verwaltungskosten die wichtigsten Motive für Innovationen. In den Niederlanden wird schon seit acht Jahren viel investiert, die Kosten zu drücken. Viele Unternehmen erreichten eine Kostenersparnis von bis zu 25 - 40%, alles unter dem Stichwort "Büroinnovation".

Um solches erreichen zu können, ist die "Flachheit der Organisation", sprich das Aufheben überholter hierarchischer Strukturen, eine wichtige Voraussetzung. Selbst der Chef und auch der Vorstand müssen dabei ihr "eigenes" Zimmer aufgeben.

Nur die Anzahl der Anwesenheitsstunden bestimmt darüber, ob man einen eigenen Arbeitsplatz oder ein eigenes Arbeitszimmer beanspruchen kann oder nicht.

Für Arbeitnehmer, die nur wenig im Unternehmen sind, gibt es "Wechselarbeitsplätze" oder "plug n play" Arbeitsplätze.

Während meiner Präsentation sind diverse Beispiele aus der Niederländischen Praxis gezeigt worden, inklusive "lounging" Arbeitsplätze. In diesem Zusammenhang möchte ich das Buch "The new Office" von Francis Duffy; Conrad Octopus Ltd Verlag in London (ISBN 1 85029 891 2), sehr empfehlen.







1. Konflikt und Beziehung

In diesem Seminar wird die Kategorie Zeit – neben der des Raums – eine wesentliche Bedeutung erlangen. Was aber ist und was bedeutet Zeit?

Im äußerst umfangreichen Wörterbuch zur Begriffsgeschichte findet man erstaunlicherweise unter dem Stichwort Zeit keine Eintragung, obwohl einer der Mitherausgeber - R. Koselleck - als Spezialist zur Beantwortung dieser Frage berufen erscheint. Selbst in seinem Buch „Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten“ schrieb Reinhart Koselleck: „Was geschichtliche Zeit sei, gehört zu den schwer beantwortbaren Fragen der historischen Wissenschaft.“ (Koselleck, 1979, S. 9)

Es ist irritierend, dass selbst dieser Spezialist der Begriffsgeschichte erhebliche Schwierigkeiten mit einem für Historiker so grundlegenden Begriff zu haben scheint, zumal

im Denken unseres Kulturkreises der Begriff Zeit als eine Synthese von Ereignissen in Form von Zeitsequenzen als solcher selbstverständlich vorausgesetzt wird. Der Kultursoziologen Norbert Elias sprach von einem Mythos von der Zeit als etwas, was in irgendeinem Sinne da ist, also existiert und als derart Vorhandenes von Menschen bestimmt und gemessen werden kann, wenn man es auch nicht mit Sinnen wahrnehmen vermag (Elias, 1984).

Spätestens durch die Forschungen Albert Einsteins zur allgemeinen und speziellen Relativitätstheorie wurde die Auffassung Newtons widerlegt, dass Zeit quasi „ein objektiver Fluss, Teil der Schöpfung, wie sichtbare Flüsse und Berge, nur eben unsichtbar, aber jedenfalls wie diese unabhängig von zeitbestimmenden Menschen“ sei. Einstein machte deutlich, dass auch die physikalische Zeit eine „Beziehungsform“ darstellt.

Ich glaube, dass sich Zeit, als Kategorie, dann erfassen und verdeutlichen lässt

1. wenn sie in ihrer spezifischen Verknüpfung dargestellt bzw. in-Beziehung-gesetzt (Elias) wird, und

2. wenn man von der Voraussetzung ausgeht, dass Zeit die Eigenschaft besitzt, nur als Konflikt erfahrbar zu werden.

Abb. 1
Schlange als Symbol der wiederkehrenden Zeit (Das Ende ist der Anfang, der Anfang ist das Ende).

Eine sogenannte historische Hilfswissenschaft - die Chronologie - erleichtert eine relativ genaue Datierung geschichtlicher Ereignisse, macht aber die Qualität der Zeit nicht besser erfahrbar. Jedoch lässt sich eine geschichtliche Zeit nicht auf eine messbare Naturzeit reduzieren, sondern dieser Begriff hat nur dann Sinn, wenn er an soziale und politische Handlungseinheit gebunden wird, an konkret handelnde und leidende Menschen. Selbst die scheinbare Gewissheit der Datierung ist relativ. Bereits Herder schrieb zur Zeitenwende 1799: „Eigentlich hat jedes veränderliche Ding das Maß seiner Zeit in sich; (...); keine zwei Dinge der Welt haben dasselbe Maß der Zeit ... Es gibt also (man kann es eigentlich und kühn sagen) im Universum zu einer Zeit unzählbar viele Zeiten“ (Herder, 1955, S.68 f.).

Welcher Tag ist heute? Ist es beispielsweise der 14. Mai 2003 (Gregorianischer Kalender), oder der 1. Mai 2003 (julianischer Kalender), oder der 12. Ijjar 5763 (jüdischer Kalender) oder der 6. Tag in der dritten Dekade des Blütenmonat Floréal des Jahres 211 (franz. Revolutionskalender). Selbst die Datierung gibt uns keine absolute Gewissheit. Auch sie fordert eine In-Beziehung-Setzung. Beispielsweise als Beginn der „Zeitrechnung“ der erste Tag der französischen Republik, der mit dem 22.9.1792 das republikanische Zeitalter eröffnete,

oder die Geburt eines Religionsgründers.

Es ist allerdings nicht meine Absicht, möglichst viele Aspekte oder Formen von Zeitbeziehungen zu skizzieren. Weder werde ich auch die Geschichte der Zeitmessung - also die spannende Geschichte der Zeitdifferenzierung - eingehen, die zu einer Unterscheidung von unvorstellbaren Maßeinheiten (10^{-44} sec) führte, noch den angedeuteten Aspekt der Datierung vertiefen. Sinnvoll erscheint mir - gerade hinsichtlich unseres Seminarthemas - eine Konzentration auf Aspekte historischer Zeitbeziehungen und ihrer Bedeutungen. Zu fragen ist, welche Auswirkungen auf die Individuen und auf die Gesellschaft festzustellen sind und wie sich dadurch letztlich auch das Verhältnis von Wohnen und Arbeiten ändern.

Auffällig ist, dass Zeitbeziehungen häufig an Gegensatzpaaren skizziert werden: beispielsweise würde ein Psychologe die innere, erlebte Zeit der äußeren, vorgegebene Zeit gegenüberstellen, ein Soziologe die physikalische Zeit der sozialen Zeit oder ein Sozialhistoriker die Fremdzeit der Eigenzeit. Von zentraler Bedeutung erscheint dabei, ob eine komplementäre Sicht auf die Gegensätze stattfinden, oder ob eine wechselseitige - osmotische - Einwirkungen beabsichtigt ist, oder ob einer Zeitauffassung der

Vorrang vor der anderen eingeräumt wird.

Da das Verhältnis von linearer und chronologischer Zeitauffassung grundlegend für die „Architektur der Zeit“ (Pomian) zu sein scheint, wird diesem Aspekt hier eine große Bedeutung beigemessen.

Die (Geschichts-)Wissenschaft des 19. Jahrhunderts begriff zumeist Geschichte als einen kontinuierlichen Prozess in linearer oder chronologischer Abfolge, der wie ein Strom, der in einer Richtung fließt, gedacht war. Das Primat oder besser gesagt die Hegemonie der linearen Zeit über den zyklischen Zeitbegriff war allerdings „modern“, da seit der griechischen Antike Zeiten stets als wechselseitig bedingende Dualismen gesehen wurden. Diese aus der griechischen Antike übermittelte Vorstellung von einer göttlichen und menschlichen Zeit bzw. von Naturzeit und Heilszeit (Augustin) wirkte bis zur Zeit der Aufklärung, also der sogenannten Neuzeit fort.

Es erscheint mir von großer Bedeutung, dass der Aspekt des synergetischen Einwirkens unterschiedlicher Zeitvorstellungen durch die Hegemonie einer Zeitvorstellung - der linear fortschreitenden Zeit - verdrängt wurde. Dass beispielsweise Natur und Gesellschaft grundlegend voneinander getrennt seien, ist nach der Auffassung von Norbert Elias in unserer Zeit ein selbstverständliches Axiom

(Gegensatz). Dementsprechend wäre auch das Problem der Zeit gespalten. Es scheint daher, als ob die physikalische Zeit etwas von der sozialen Zeit Getrenntes sei.

Alle Menschen haben stets ihre eigene Zeit. Diese ist häufig von zyklischen Intervallen geprägt. Man spricht von guten und schlechten Zeiten, intensiven aber auch verlorenen Zeiten, Zeiten im zyklischen Lebensrhythmus. Allerdings bestand in vorindustriellen Gesellschaften keine Notwendigkeit der Selbstvergewisserung eigener Zeiten.

Soziale Zeit ist für Elias ein generationsübergreifender Prozess der kontinuierlichen Befruchtung, Konfrontation und Verschmelzung von Erfahrungen, quasi ein kollektives Gedächtnis. In seinem Bemühen um eine Theorie der sozialen Zeit, als osmotischer Prozess zwischen Natur und Mensch, gewinnt der Begriff der Akkumulation an Bedeutung.

Für Levi-Strauss, dem bedeutenden französischen Ethnologen, war der Aspekt der Akkumulation gleichfalls von großer Bedeutung. Selbstverständlich versuchte er die Rangdifferenzen der Kulturen in ihrer Eigenheit zu würdigen, als eine Entkopplung von entwickelter - westlicher - Kultur und unterentwickelter - vorindustrieller - Kultur vorzunehmen. Wenngleich er

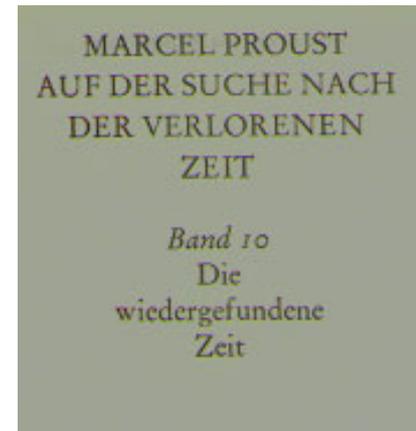
die Idee eines kontinuierlichen Geschichtsprozesses, der sich in chronologischer Zeit entfaltet, weit von sich weißt, also Geschichte als „diskontinuierliches Ganzes“ auffasste und unterschiedliche Sequenzen in ihrer eigentümlichen Zeit betonte, so unterlag er doch den Wertebegriffen seiner Kultur. Er stellte zwar zwei im Prinzip gleichrangige, jedoch im Typus durch ein spezifisches Merkmal sich unterscheidende kulturelle Phänomene fest: Man könnte sagen, dass die Gesellschaften ihre Zeit verschieden genutzt haben, dass es für manche sogar verlorene Zeit gewesen ist, dass die einen mit Siebenmeilenstiefeln vorangeeilt sind, während die anderen gebummelt haben. Danach müsste man zwei Arten von Geschichte unterscheiden: eine progressive, sich anreichernde Geschichte, die ihre Funde und Erfindungen akkumuliert und damit große Zivilisationen errichtet, und eine vielleicht ebenso aktive, ebenso viele Talente weckende Geschichte, der es jedoch an synthetischer Begabung fehlt, die gerade das Privileg der ersten ist. Anstatt dass jede Neuerung an die frühere Neuerungen anschließt und in der gleichen Richtung wirkt, geht sie in einer Art Schlingelfahrt unter (Lévi-Strauss, 1962, S. 300). Die Hegemonie der westlichen Kultur erklärt Levi-Strauss also dadurch, dass diese Kultur kumulativer sei, als die anderen.

Obwohl Levi-Strauss Kultur und Geschichte als diskontinuierliches Ganzes auffasste, verweisen seine Vorstellungen von einer kumulativen Kulturentwicklung oder die Feststellung der verbummelten Zeit, auf die ideologische Verinnerlichung des westlichen Modells des Fortschritts.

In der konventionellen Historiographie spielt der Aspekt der Akkumulation gleichfalls eine große Rolle. Geschichte wird dabei mit einem Prozess in linearer Zeit gleichgesetzt. Im Bannkreis der Homogenität und der irreversiblen Richtung der chronologischen Zeit werden Ereignisabfolgen in Beziehung gesetzt. Der Gleichzeitigkeit vielfältiger Ereignisse wird dabei eine unvermeidliche Bedeutung beigemessen. (Beispielsweise auch im Werk von Rudolf Wendorff - Kultur und Zeit). Die zugrundeliegende Idee war, dass trotz aller Brüche und Zufälligkeiten eine historische Sequenz - Meinecke nannte diese Einheit eine Individualität - ihr eigenes Leben hat, das zeitlich zugeordnet werden kann. Diese Annahmen mündeten in eine Vorstellung von der fließenden Zeit, die wie die Eigenschaft eines dahin fließenden Flusses, der als Ganzes aufgefasst werden kann. Es bildete sich die Totalität der Geschichte heraus, die von der Schimäre der Universalgeschichte heimgesucht war. Sowohl Leopold Ranke als auch Marc Bloch nannten

die Universalgeschichte als das Ziel aller historischen Arbeiten. In seiner Kritik an der traditionellen Geschichtswissenschaft, schrieb Siegfried Kracauer – er war ausgebildeter Architekt und Kultursociologe –, dass die Konzeption einer fließenden Zeit auf das unwiderstehliche Verlangen zurückzuführen sei, die formale Eigenschaft des irreversiblen Fließens in Inhalte zu übersetzen. Die Chronologie erhält dadurch eine materielle Bedeutung ersten Ranges. „Doch ist die Zeit des Kalenders eine leere Zeit,“ so Helga Nowotny, „ein Gefäß ohne Inhalt.“ (Nowotny, 1993, S.59) Kracauer schrieb: „So sehr (die Datierung für die) Wissenschaft auch unentbehrlich ist, findet sie auf menschliche Verhältnisse keine Anwendung. Seine Belanglosigkeit in dieser Hinsicht wird durch die Mechanik unseres Gedächtnisses bestätigt. Wir mögen uns lebhaft bestimmte Ereignisse unserer Vergangenheit zurückrufen, ohne imstande zu sein, sie zu datieren. Vielleicht entfaltet das Gedächtnis für Qualitäten sich im umgekehrten Verhältnis zum chronologischen Gedächtnis: je besser jemand ausgestattet ist, wesentliche Züge von Begegnungen, die eine Rolle in seinem Leben spielten, wiederzuerwecken, desto leichter wird er ihre zeitliche Abstände von der Gegenwart fehleinschätzen oder ihre chronologische Ordnung durcheinanderwerfen.“ (Kracauer, 1971, S. 142)

Kracauer berief sich Naheliegenderweise in seiner Untersuchung besonders auf Burckhardts Untersuchungen über die Kultur der Renaissance, da dieser die „Zeit zum Stillstand“ gebracht hätte. Burckhardt interessierte die morphologische Beschreibung und nicht die chronologische Schilderung.



Vergleichbar radikal geht Marcel Proust in seiner Suche nach der verlorenen Zeit mit der Chronologie um. Er negiert zunächst jeglichen Akzent von Chronologie. Er begreift scheinbar Geschichte nicht als einen Prozess, sondern als ein Sammelsurium kaleidoskopischer Veränderungen - etwa wie Wolken, die sich nach Belieben ballen und zerstreuen. Er lehnt die Idee des Historikers vom Werden und Entwickeln ab. Es gibt kein Fluss der Zeit. Durch scheinbare Sinnensensationen ausgelöst, melden sich seine unwillkürlichen Erinnerungen mit völliger

Gleichgültigkeit gegenüber der Chronologie. Scheinbare Kleinigkeiten und Einzelheiten könnten wirklicher und bedeutsamer erscheinen. Auch wenn Proust die Chronologie trübt, so bemüht er sich dennoch diese intakt zu halten. Trotz der zeitverwirrenden Muster, die unser Bewusstsein vom Zeitfluss zunichte machen sollen, hält sich der Roman dennoch streng an eine Reiseroute. Hinter dem Zeit- und Verinnerlichungs-Mosaik hält sich, der Sicht entzogen, dennoch das präzise Uhrwerk der irreversiblen Zeit verborgen. Im 10. und letzten Band - Die wiedergefundene Zeit - errichtet er die zeitliche Kontinuität retrospektiv. Marcel wird mit Proust eins, die Reise durch die Zeit hatte als Ziel, seine Berufung als Künstler vorzubereiten. Nun ist er in der Lage die diskontinuierlichen Welten seiner Vergangenheit als Kontinuität in der Zeit auszuweisen. Durch das Kunstwerk kann eine Zeitlosigkeit erreicht werden. Er beginnt den Roman zu schreiben, den er geschrieben hat (Proust, 1979).

II. Die Dominanz der linearen über die zyklische Zeit und die Trennung in Arbeits-Zeit und Frei-Zeit

Im ersten Teil wurden einige Aspekte geschichtlicher Zeitbeziehungen vorgestellt und der Versuch der Ordnung der Geschichte durch Chronologie benannt. Nun möchte ich die Auswirkungen der Dominanz der linearen Zeit über die die zyklische Zeit charakterisieren. Abschlie-

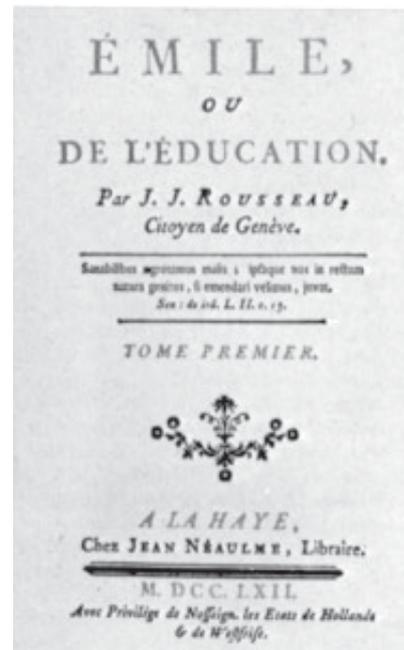
ßend wird kurz die Trennung von Arbeits- und Freizeit skizziert.



Die Zeitenwende vom Mittelalter zur „Neu-Zeit“ ging mit einer Denaturalisierung und Säkularisierung des Zeitbegriffs einher. Während die naturhafte und biologische Zeit (Jahreszeiten, Ebbe und Flut, etc. bzw. Lebenszyklen) weiterhin, wengleich auch zunehmend fragmentarisch, den Lebensalltag des Volkes strukturierte, legitimierte die lineare Zeit Herrschaft und Herrschaftsverhältnisse durch eine chronologische Ordnung und Herleitung. Die Hegemonie der denaturalisierten Zeit war jedoch keines-

Abb. 3

wegs widerspruchsfrei und determiniert. Dies verdeutlicht beispielsweise das Aufbegehren der deutschen Romantik gegen die lineare Zeit.



Am klarsten kritisierte Jacques Rousseau im 18. Jahrhundert die Verherrlichung der linearen Zeit, die in die Konzeption des Fortschritts mündete und angebliche eine Entzauberung der Welt bewirkte. Rousseau plädierte vergeblich gegen die Entfremdung des Menschen von der Natur. Ausdruck der Entfremdung sei das abstrakte und autoritär auftretende Zeitschema, das die Freiheit des Individuums einschränkte und das Glück beein-

trächtige. Er riet, die eigenen Lebensrythmen zu achten und zu kultivieren und auch die natürlichen Zyklen des Tages und der Jahreszeiten zu respektieren. Eine seiner Erziehungsmethoden war, die Kinder an verschiedenen Zeiten zu wecken, damit sie sich diese an kein starres Stundenschema gewöhnen. Das Ideal der Lebensgestaltung wäre, dass die Zeit verrinnen würde, ohne dass jemand daran dächte die Stunden zu zählen. Der Genfer Philosoph und Pädagoge hielt wenig von einer Projektion in eine bessere Zukunft, die ja die Verheißung der linearen Zeitauffassung war. In seinem Buch „Emile oder Über die Erziehung“ schrieb er, dass er jeden Tag für sich selbst genießen möge, unabhängig vom vorangegangenen und vom folgenden (Rousseau, 2001).

Vorstellungen einer zyklischen Zeitfolge wurden allerdings vom Konzept des linearen Zeitverlaufs zunehmend abgedrängt. Nun konnte erst die Geschichte ein in der Zukunft offener Handlungszusammenhang darstellen. Zudem legitimierte diese Zeitbetrachtung auch die Geschichte selbst. Es machte nun auch der Leitgedanke und die Legitimierung der Geschichtswissenschaft Sinn: ohne Vergangenheit keine Zukunft. Eine Betrachtung übrigens, die in der jüdischen Religionsphilosophie einen bedeutenden Stellenwert einnimmt. Der Aspekt der Erinne-

zung ist für das jüdische Volk besonders nach der Soah von existenzieller Bedeutung und die Erinnerung dient der Legitimierung des Staates Israel.



Der moderne Zeitbegriff impliziert also gleichermaßen eine offene Zukunft durch Erfahrung + Erwartung: Keine Erfahrung ohne Erwartung, keine Erwartung ohne Erfahrung. Erst durch die Denaturalisierung des Zeitbegriffs war ihre abstrakte und allgemeine Vergesellschaftung möglich. Nun erst konnte die Zeit zur Verrechnungseinheit menschlichen Tuns werden, es konnte der Gedanke Sinn gewinnen Zeit zu Teilen, Zeit zu sparen, Zeit zum Maßstab einer Leistung werden zu lassen. Durch die zunehmende Kapitalisie-

rung der Zeit war auch eine Trennung zwischen „Frei-Zeit“ und „Arbeits-Zeit“ (6 Tage-Woche, 8-Stunden-Tag) möglich. Den modernen Prozess der Zivilisation kennzeichnet nicht nur die zunehmende Triebkontrolle, sondern auch die Verhaltenskonditionierung durch die individuelle „Zeitbeherrschung“.

Welche Begrenzung der Zeitbeherrschung das entfremdete Individuum hat und wie sich die Zeitökonomie auf die Menschen auswirkte, verdeutlichten Adorno und Horkheimer in ihrer Untersuchung über die Dialektik der Aufklärung. Sie schrieben zur Kulturindustrie: „Amusement ist die Verlängerung der Arbeit unterm Spätkapitalismus. Es wird von den gesucht, der dem mechanisierten Arbeitsprozeß ausweichen will, um ihm von neuem gewachsen zu sein.“ (Horkheimer, Adorno, 1984, S. 123) Die moderne Freizeitindustrie sei nur noch Abbild des mechanisierten Arbeitsprozesses. Als Lösung der Entfremdung erscheint demnach eine Entkopplung vom beherrschenden Zeitrhythmus, also die Wiederherstellung der Zeitsouveränität durch Stillstand und Muße.

Nun möchte ich aber zunächst den Prozess zur Findung der freien Zeit charakterisieren. Mit der Denaturalisierung des Zeitbegriffs, also der zunehmenden Zeitbeherrschung konnte die Zeit zu einer

Abb. 5
Maifestnummer „Süddeutscher Postillon“. München 1894

Verrechnungseinheit menschlichen Tuns werden. Die These von der Kapitalisierung der Zeit, wird häufig in Zusammenhang mit den Untersuchungen Max Webers über den okzidentalen Rationalismus und der protestantischen Ethik gebracht. Es wird von der Annahme ausgegangen, dass das materialistische Gewinnstreben eine genaue und intensive Nutzung der Zeit voraussetzt. Diese Aussage kann aber nicht pauschaliert werden. So wird als Beleg auch häufig der angebliche Ausspruch Benjamin Franklins „Zeit ist Geld“ angeführt. In seinem guten Rat an die Handwerker von 1748 schrieb Franklin zwar: „Bedenke, daß Zeit auch Geld ist!“ (Franklin, 1947, S.31f) Dieser Hinweis auf eine den ökonomischen Zeitfaktor ist allerdings nur einer von vielen. Ziel der Ratschläge war eine klare Tagesplanung und Kontrolle durch feste Zeiten. „Steh auf, wasche dich, bete zum Allmächtigsten! Richte dir das Geschäft des Tages ein und fasse deine Entschlüsse für denselben, setze das jeweilige Studium fort und frühstücke.“ Nach jeweils 4 Stunden am Vor- und Nachmittag: „nimm das Abendbrot ein. Unterhalte dich mit Musik, Lesen, Gespräch und Zerstreung. Prüfe den erlebten Tag.“ Zeitplanung schloss also - um mit modernen Begriffen zu sprechen - gleichermaßen Arbeits- und Freizeit ein.

Von Bedeutung erscheint mir nicht die Tatsache von zwei Zeitbegriffen - Arbeits- und Freizeit - zu sein, sondern die Trennung dieser Zeitsequenzen.

Die freie Zeit war also unmittelbar abhängig von der unfreien Zeit, also der Arbeitszeit. Während die Arbeitszeit genauestens definiert wurde - 12-10-8 Stunden-Tag, 6-5 Tage-Woche, 45-42-40 -35 Stunden-Woche - konnte Freizeit als Restzeit aufgefasst werden, die scheinbar frei ist von „der gnadenlosen Routine einer nie endenden Kette von Mühsal und Plackereien“. Nicht nur der Tagesablauf wurde bestimmt, sondern der moderne Arbeitsbegriff schloss auch die „sogenannte Lebensarbeitszeit“ ein. Während die Menschen in vorindustriellen Gesellschaften entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit am Alltag partizipierten, wurde in der Moderne zunehmend freie Zeiten im Lebenszyklus definiert. Dieser Umbruch führte auch dazu, dass man einen Begriff von Kindheit, Jugend oder Ruhezeit im Alter entwickeln konnte. Durch den hohen Stellenwert der Arbeit in unserer Kultur konnte auch die arbeitsfreie Kindheit - als scheinbar sorgenlosen, konfliktfreien Zeit - verklärt werden.

Weder Priester oder naturhafte Zeitzyklen bestimmten und prägten die Zeitordnungen, sondern der kapitalistische Markt und der organisierte Staat.

Der Prozess der Aneignung dieser Zeitstrukturen verlief allerdings keineswegs konfliktfrei oder gradlinig, sondern war von verschiedenen Sozialdisziplinierungsstrategien geprägt.

Sozialdisziplinierung kann nicht nur als Strategie zur Durchsetzung der sicherheitsstiftenden Verhaltensdisziplin aufgefasst werden, sondern im gleichen Maße als Strategie zur Aneignung der Zeitdisziplin. Während die Vermittlung dieser rationalen Wertesysteme gegenüber Personen, die der Kontrolle des öffentlichen Raums und der Obhut gesellschaftlicher Autoritäten, beispielsweise in Arbeitshäusern, Fabriken, Militär und Amtsstuben, ausgesetzt waren, bereits in der sogenannten Frühen Neuzeit einsetzte, waren andere gesellschaftliche Bereiche relativ resistent. Spätestens in den 20er Jahren wurden Hausfrauen in Siedlungen der Moderne auch von diesem Prozess erfasst. Weibliche Tugenden der Mütterlichkeit, Sparsamkeit und Sittlichkeit wurden jetzt um die Tugenden „Effizienz und Zeitersparnis“ erweitert und dadurch die weibliche Hausarbeit neu legitimiert und weiterhin geschlechtsspezifisch definiert (Kuhn, 1998, Kap. Frankfurter Küche).

Interessant erscheint mir noch ein weiterer Aspekt zu sein. Im mechanischen Zeitalter erweiterte sich die

Arbeitszeit von ca. 10 bis 12 Stunden pro Tag um 1800 auf 14-16 Stunden pro Tag. Erst in der Hochphase der Industrialisierung ab 1870 konnte die Arbeitszeit wieder schrittweise gesenkt werden. Eine der großen Errungenschaften der November- Revolution war die Durchsetzung des Frauenstimmrechts und des 8-Stunden-Tages. Infolge der Sozialstaatsbildung wurde die Kinderarbeit verboten und die Tagesarbeitszeit reduziert. Die Sozialstaatsleistungen müssen jedoch relativiert werden, wenn die Lebensarbeitszeiten genauer betrachtet werden:

In England verbrachte ein Arbeiter 1871 56 Jahre seines Lebens mit Arbeit, um 1950 waren es noch 50,9 Jahre, erst 1981 sank die Zahl auf



Abb. 6



46 Jahre. Also, in 100 Jahre reduzierte sich die Lebensarbeitszeit um 10 Jahre. Gleichzeitig erhöhte sich jedoch die Lebensarbeitszeit der außerhäuslichen Arbeit für Frauen von 20 Jahren 1871 bis 1950 um in den 80er Jahren auf 30 Jahre anzuheben. Die menschliche, außerhäusliche Lebensarbeitszeit - weiblich und männlich - lag also seit 100 Jahren hinweg konstant bei 38 Lebensarbeitsjahren.

In einem Jahrhundert, vom Beginn der Industrialisierung bis zu ihrer Hochphase, fand eine Intensivierung und eine Dynamisierung der Zeitnutzung statt.

Ilija Ehrenburg beschrieb diesen Wandel sehr anschaulich in einer Erzählung über den Chauffeur Karl Lang, die sich in seinem Buch „Über das Leben der Autos“ befindet. Ehrenburg stellt nachmals die alte, zyklische Zeit, der neuen linearen und dynamischen Zeit gegenüber.

„Karl's Vater war Fischer. Er fing Heringe. Er wußte, wann die Fische

in Zügen kamen. Er kannte die Anzeichen nahenden Sturmes. Er kannte die Farbtöne des Wassers und die Todesnähe. Er hatte die feinmaschige, blaue Netze und eine große Familie, aber er war glücklich.“ Während sein Vater noch in der alten, zyklischen Zeit lebte, hatte „Karl begriffen, daß das Meer hinter ihm lag. Karl blickte vorwärts und setzte sich ans Lenkrad. Er transportiert Menschen und kaut Butterbrote.“ Ehrenburg beschrieb eine Depersonalisierung und eine Synchronisierung mit dem Auto. Der Pulsschlag Karls ist synchron mit dem Takt des Motors. Während der Vater über vieles nachgedacht hat - über den Wind die Mädchen in St. Pauli, über den Schankwirt Schulz, über seinen Tod. „Er konnte viel denken: er fing ja Heringe.“ Karl hingegen denkt über nichts nach. Hinten der Fahrgast, vorne die Straße und die Signale. „Karl Lang hört oft das Wort: Schneller! Er weiß nicht, wer ihn zur Eile antreibt: ob die Menschen oder der Motor.“ (Ehrenburg, 1983, S. 197 ff.) Die moderne Literatur ist reich an vergleichbaren Beschreibungen. Zumeist wird von einem akzelerierten Tempo gesprochen, der stetigen Beschleunigung. Anfang des 20. Jahrhunderts sprach man auch von dem „nervösen Zeitalter“. Die Menschen waren scheinbar nicht mehr die Herren ihrer Zeit. Sie sind nicht mehr Zeitsouverän, sie verfügen nicht mehr über eine selbstbestimmte Zeit.

III. Erstreckte Gegenwart und die „Eigen“-Zeit

In der zweiten Sequenz charakterisierte ich die Intensivierung jener Prozesse, die Anfang der Moderne einsetzen und im 20. Jahrhunderts eine neue Qualität erreichen. Die Dominanz der linearen Zeitvorstellung schien gesichert, die westliche Zeitvorstellung globalisiert. Die Zeitbeherrschung durch Sozialdisziplinierung wurde verinnerlicht und verallgemeinert.

Heute allerdings ist ein Paradoxon festzustellen. Obwohl die Zeitstrukturierung zur akzeptierten gesellschaftlichen Norm geworden ist, wird der scheinbare Normalfall immer mehr zur Ausnahme. Beispielsweise überschreiten nur noch 5% der Lehrer die Zeitschwelle zum Ruhestand bei der Regelzeit von 65 Jahren. Gleichzeitig empfehlen verschiedene Kommissionen die Verlängerung der Lebensarbeitszeit. Der Wertbegriff der Arbeit, der konstituierend für unsere Gesellschaft ist, wird durch die Massenarbeitslosigkeit entwertet. Ich werde in dieser letzten Sequenz Aspekte der Synchronizität, der „erstreckten Gegenwart“ und der „Eigenzeit/ Gesellschaftlichen Zeit“ behandeln.

Um nochmals die Ausgangsposition meiner Überlegungen zu benennen: nämlich, dass Zeit nur als Konflikt wahrnehmbar ist - wie

beispielsweise auch das Recht oder die Gesundheit - so wird zum jetzigen Zeitpunkt paradoxerweise deren allgemeine Krise virulent. Diese Hypothese bedarf nun der Erläuterung.

Als zentraler Bezugspunkt für die Zeit wird häufig der Raum genannt. Das Verhältnis von Raum zur Zeit erscheint als Koordinate grundsätzlich. Jede soziale Gesellschaft, mag sie noch so klein sein - beispielsweise ein Stamm - definiert sich durch die Festlegung ihres Raums und seiner Zeit.

Heute erscheint durch die modernen Medien der Telekommunikation die Diskrepanz überwunden. Es wird eine Synchronizität hergestellt, welche die Dimension des Raums schwinden lässt. Ein zartes Beben an der Tokioter Börse wird innerhalb von Sekunden in Frankfurt oder New York registriert. Die Reaktions- bzw. Reflexionszeit wird jedoch dadurch rasant vermindert.

Tarifauseinandersetzungen werden nicht mehr starr über prozentuale Lohnerhöhungen geführt, sondern es werden zunehmend neue Zeitpräferenzen gesetzt. Aufgrund der gesellschaftlichen Situation (Massenarbeitslosigkeit) und der individuellen Lebenssituation (keine Zeit mehr haben) dominiert nun vorrangig der Wunsch nach mehr Zeit, statt mehr Geld. Gleichzeitig wird das Ordnungssystem durch Zeitstrukturierungen in Frage gestellt. Um eine höhere Maschinenauslast-Zeit zu bewirken wird von

den Unternehmern vermehrt eine sogenannte Flexibilisierung gefordert. Nicht mehr dem unmittelbare Produktionsprozess werden die größten Anstrengungen zuteil, sondern der Produktionsorganisation. Diese wird gleichfalls synchronisiert: online-system oder eine Produktion Just-in-time. Produkte wie Menschen scheinen schnell zu „veraltern“. Der Druck in oder auf der Zeit zu sein wird häufig übermächtig. (Die Auswirkungen die die Neuorganisation des Verhältnisses Wohnen und Arbeiten haben, wird Walter Siebel in seinem Beitrag vertiefen.)

Jedoch erscheint nicht nur die Frage der Gleichzeitigkeit und Partizipation von Bedeutung, sondern heute

ist das gesamte System der linearen Zeithegemonie trotz der Tendenz zur Dynamisierung grundsätzlich in Frage gestellt. Jene verheißungsvolle Zeit mit einer offenen Zukunft ist zu Ende. Um dies noch einmal in Erinnerung zu rufen. Mit dem mechanischen Zeitalter wurde die Zeit zu einer Ressource. Maschinen produzierten in einen offenen Zukunftshorizont. Die Menschen waren den Bewegungsabläufen zu- und untergeordnet. Mit den Möglichkeiten der Industrie und Technik könnten zumindest zukünftig Erwartungen eingelöst werden. Dieses Denken wurde die abendländische Geisteshaltung gestützt. Die Idee des Fortschritts, die dieser Haltung zugrunde lag, erschien als Klammer,



Abb. 8
„Opfer“ Tarkowskij, Andej. Die versiegelte Zeit, S. 1.

die fast Ideologien überwandt. Heute hingegen verliert diese Ideologie mit der Einschätzung der Folgewirkung deutlich an Faszination.

„Die Endlichkeit hält Einzug in die Auffassung über die Zeit. Doch es genügt nicht, dem linearen Denken folgend, in Quantitäten verhaftet zu bleiben oder sich der Illusion hinzugeben, es sei damit getan, weniger zu produzieren. Die Zyklichkeit will hier Abhilfe schaffen. Sie bietet eine Sichtweise an, in der der Notwendigkeit zumindest theoretisch Rechnung getragen wird, die Prozessabläufe der Innovation möglichst früh vorhersagbar zu machen, um die Voraussetzungen für die eigenen Überraschungen kontrollieren zu lernen. Damit wird“, wie dies Helga Nowotny formulierte, „die Gegenwart erstreckt.“ (Nowotny, S. 75) Augenfällig geht dieser Prozess mit dem Verlust der politischen und ideologischen Utopien einher. Die Zukunft erscheint nun endlich und bedroht (Beck, 1986). Dies kann gerade am Problem des Abfalls gut verdeutlicht werden. Entscheidend ist nicht mehr nur der Aspekt der Produktion, sondern ebenso der Beseitigung. Die zyklische Zeitauffassung bietet das Modell des Wiedereinfließens in den zyklischen Ablauf an, das Re-Zyklieren. Für die Individuen im 19. Jahrhunderts war die Unterordnung der naturzyklischen unter die

menschenzyklischen Formen des Zeitbestimmens, also die Verinnerlichung der Zeitdisziplinierung, als zentrales Problem. Heute erscheint das zentrale Problem der Menschen die Suche nach ihrer Zeit zu sein, also dem schwierigen Bemühen um eine eigene Zeitsouveränität, um eine Eigenzeit.

Der Begriff der Eigenzeit ist durchaus - wie unsere Gesellschaft - modern. In vorkapitalistische Gesellschaften gab es kaum Anzeichen, kaum ein Bedürfnis für eine individuelle eigene Zeit. Die soziale Zeit der Gruppe, Clans bzw. des Stamms galt für alle Mitglieder, trotz der sozialen Differenzierungslinien (Status, Geschlecht, etc.). Heute impliziert die Eigenzeit im gleichen Maße die Befreiung des Individuums von sozialen Bindungen und Verpflichtungen, aber auch ihre Entkopplung aus dem jeweiligen sozialen Kontext. Die Suche nach der Eigenzeit weist auf das doppelte Gesicht der Moderne: auf die Zumutungen und Chancen für das Individuum.

Literatur:

Beck; Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg zu einer anderen Moderne. Frankfurt 1986.

Ehrenburg, Ilia: Das Leben der Autos. Stuttgart 1983, S. 197 ff.

Elias, Norbert: Über die Zeit. Frankfurt 1984.

Franklin, Benjamin: Zit. in: Max Weber. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1947, S.31f

Herder, Johann Gottfried: Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft.- Berlin (Ost) 1955, S.68 f.)

Horkheimer, Max/ Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt 1984, S. 123.

Kosseleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt 1979, S. 9.

Kracauer, Siegfried. Geschichte der letzten Dinge. Schriften Bd. 4. Frankfurt 1971, S. 142.

Kuhn, Gerd: Wohnkultur und kommunale Wohnungspolitik in Frankfurt am Main. Bonn 1998 (hier Kap. Frankfurter Küche)

Lévi-Strauss: la Pensée sauvage (Das Wilde Denken). Paris 1962, S. 300

Nowotny, Helga: Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt 1993, S.59

Proust, Marcel: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. (A la recherche du temps perdu) Bd. 10. Die wiedergefundene Zeit. Frankfurt 1979.

Rousseau, Jean-Jacques: Emile oder Über die Erziehung. Paderborn 2001.



Wandel im Wohnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Das auf dem Wohnungsmarkt vorherrschende Angebot an Standardwohnungen gerät heute zunehmend in Widerspruch zu den neuen, sich weiterhin rasch differenzierenden Wohnbedürfnissen. Sozialer Wandel, veränderte Zeitstrukturen und eine flexibilisierte Arbeitswelt haben zu größerer Vielfalt und Unbeständigkeit im beruflichen und privaten Leben geführt und damit auch zu heterogeneren und unbeständigeren Wohnanforderungen. Doch im aktuellen Wohnungsbau finden sich bisher nur wenige Realisierungen, die auf die geänderten Anforderungen reagieren. Noch immer liegt den meisten Wohnungen das Muster des funktionsfixierten Standardgrundrisses zu Grunde, der den europäischen Wohnungsbau vor allem seit der Wiederaufbauphase nach dem zweiten Weltkrieg dominiert.

Den neuen Tendenzen im Wohnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts soll daher ein Rückblick auf die Entstehung des standardisierten Wohnmodells vorangestellt werden.



Abb. 1
Nutzungsmischung in einem Wohnraum aus dem 16. Jh.
Vlämische Haushaltung, Martin van Cleve, 1550/ 60 Kunsthistorisches Museum Wien.

Die Entwicklung der Funktions-trennung und Funktionsfixierung im Wohnen

Die Ausbildung der Intimität des familiären Wohnens und der damit zusammenhängende Prozess der Raumdifferenzierung erfolgte in den verschiedenen Kulturen zeitversetzt. Obwohl bereits antike Hochkulturen differenzierte Wohngrundrisse aufweisen, die sehr wohl im Bewusstsein für eine Abgrenzung von privaten und öffentlichen Bereichen entwickelt waren, finden sich in den mittelalterlichen Wohnformen in Europa keinerlei Hinweise auf ein entsprechendes Bewusstsein für „Privatheit“. In den bäuerlichen und städtischen Ein- und Mehrraumbehausungen des Mittelalters dominierte vielmehr die Gemeinschaft eines Großhaushaltes, der verschiedenste Lebensbereiche integrierte. „In den gleichen Räumen wurde gegessen, gearbeitet, Besuch empfangen und geschlafen. Die Wohnung war der Ort, „an dem sich das gemeinschaftliche Leben eines vielschichtigen Mehrgenerationenverbandes ohne Trennung nach Geschlecht, Altersstufe, sozialem Status und Tätigkeit vollzog“ (Stuhrmann, 1993, S.54). Erst etwa ab dem 17. Jahrhundert führte vor allem die Auslagerung der beruflichen Welt aus dem Wohnbereich langsam zum Verbleib der Familien-einheit in der Wohnbehauung und damit mehr und mehr zur Identität von Wohnen und Familie.

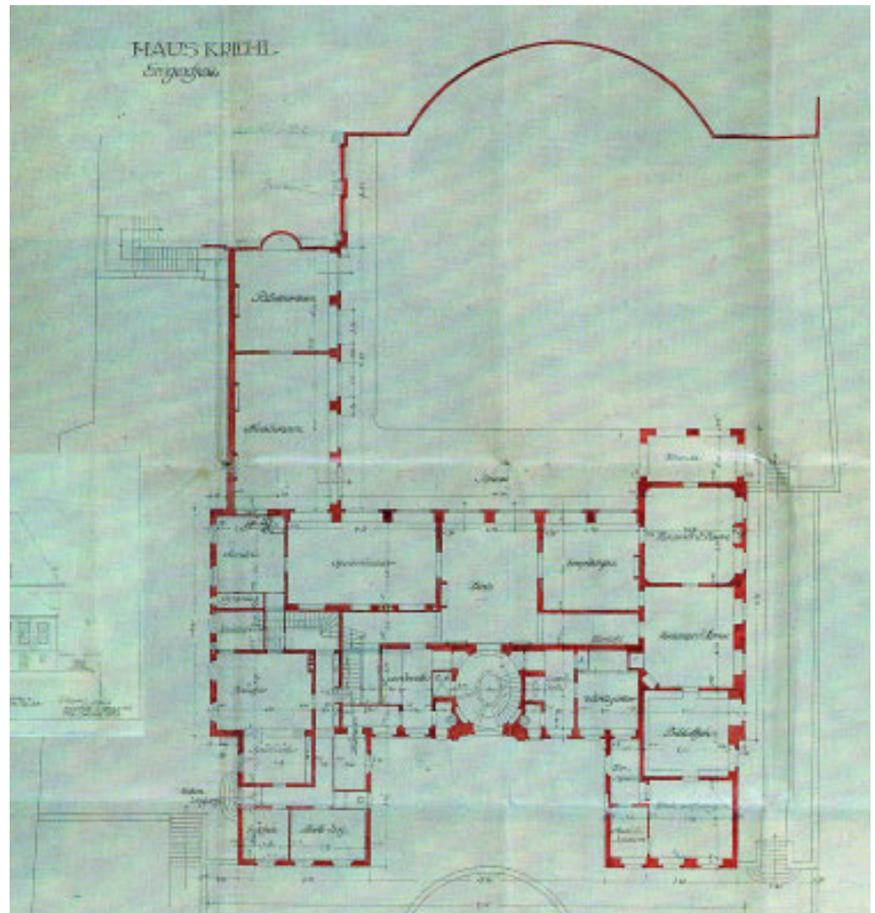
In dieser Phase der „Privatisierung“ erfolgte mit der Bewusstwerdung der „familiären Privatheit“ auch die räumliche Abgrenzung zwischen den privaten und öffentlichen Lebensbereichen. Der Besucherverkehr wurde nun reguliert, und fand nur mehr in speziell dafür bestimmten Bereichen der Wohnung statt. Auch die Abtrennung der Familienbereiche von denen der Bediensteten erfolgte in dieser Phase.

Langsam bildete sich in den größeren städtischen Wohnhäusern auch die Flurerschließung heraus und die Wohnräume, die zuvor meist direkt ineinander übergingen, wurden zunehmend über einen Flur unabhängig erschlossen. Räume wurden nun für einzelne Raumnutzungen vorgesehen und entsprechend fest möbliert. Diese Raumdifferenzierung lässt sich im großbürgerlichen Wohnen des 19. Jahrhunderts deutlich nachvollziehen. Grundrisse dieser Zeit (Abb.2) weisen großzügige Raumfolgen mit getrennten Raumfunktionen auf, die für soziale Abläufe im Leben ihrer Bewohner gestaltet wurden.

Diese Entwicklung zur Funktions-Trennung und Funktions-Fixierung von Wohnräumen erhielt in der Weimarer Republik einen weiteren Impuls aus einer vollkommen anderen Richtung:

Die Festlegung von Mindeststandards für das „Existenzminimum“ führte zu Räumen, die unter ökonomischen Aspekten für einzelne Funktionen exakt zugeschnitten wurden.

Abb. 2
Raumfolgen in einem großbürgerlichen Wohnhaus Haus Krehl, Heidelberg 1910 – 12, Architekt: Friedrich Ostendorf, Grundriss Erdgeschoss



Standardgrundrisse - das dominierende Wohnmodell des 20. Jahrhunderts

Das Wohnen der Arbeiter war zu Beginn des 20. Jahrhunderts von ganz anderen Bedingungen geprägt, wie das zuvor erwähnte Wohnen des Bürgertums. Auf Grund des Bevölkerungswachstums und durch den Einfluss der Industrialisierung erfolgte im 19. Jahrhundert in Deutschland eine Umschichtung von der vorwiegend ländlichen in eine städtische Gesellschaft. „Das ganze 19. Jahrhundert hindurch war durch ein stetiges Wachstum der Bevölkerung gekennzeichnet; gleichzeitig wuchs die städtische Bevölkerung überproportional auf Grund der Industrialisierung in den Ballungsräumen, so dass die Landbevölkerung sowohl prozentual als auch in absoluten Zahlen der Beschäftigten abnahm, genauso wie die Zahl der Ortschaften unter 2000 Einwohnern. Die Zahl der großen und mittleren Städte dagegen nahm ständig zu; bei der Volkszählung 1867 gab es zum Beispiel sieben Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern, 1890 schon sechszwanzig“ (Kähler, 1996, S.308). Für viele Arbeiterfamilien waren katastrophale Wohnbedingungen in den überfüllten Städten die Folge: Die Wohnungen waren überbelegt, Wohnungsmängel und schlechte hygienische Verhältnisse begünstigten die Ausbreitung von Krankheiten wie

beispielsweise Tuberkulose, Diphtherie oder Typhus.

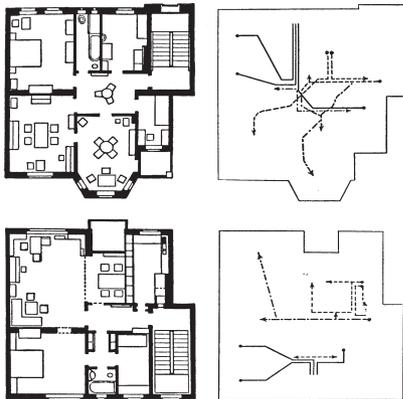
Die Verantwortung für den Wohnungsmarkt, und damit auch für die Verbesserung der Wohnbedingungen der arbeitenden Klasse, lag in der Weimarer Republik erstmals in der Hand des Staates, der durch den Paragraphen 155 das Recht auf eine gesunde Wohnung für alle Familien in seine Verfassung aufgenommen hatte. Zudem brach der private Wohnungsmarkt auf Grund ökonomischer Verwerfungen (Inflation) zusammen, so dass auch aus wirtschaftlichen Gründen das Eingreifen des Staates in Form von Wohnbauförderungen erforderlich wurde. Dies hatte zur Folge, dass Regeln und Standards für die staatliche Förderung erarbeitet werden mussten. Unter der Prämisse des ökonomisch optimierten Bauens für das „Existenzminimum“ sollten nun Mindeststandards für den künftigen Wohnbedarf ermittelt werden. In Deutschland konstituierte sich die sogenannte „Grundriss-Wissenschaft“, die eine Reform des Wohnens nach rationalen Gesichtspunkten anstrebte. „Um die Güte und den Wert eines Grundrisses einer ‚allgemein gültigen, objektiven Prüfung‘ unterwerfen zu können, entwickelte beispielsweise Alexander Klein ein graphisches Verfahren. Mit diesem Verfahren sollte das ideale Verhältnis von Länge zu Breite der Wohnung einfach und anschaulich bestimmt werden. Ziel der Bemühungen der



Abb. 3, Abb. 4
Wohnungsnot und Wohnungselend
der Arbeiter

Grundriss-Wissenschaftler war nicht die Ermittlung der subjektiven Wohnbedürfnisse von Nutzergruppen, sondern die objektive Analyse der Grundriss-eigenschaften“ (Kuhn, 2001, S.67).

Eine besondere Konsequenz dieser Entwurfshaltung lag in der Übertragung der Methoden „wissenschaftlicher Betriebsführung“ des amerikanischen Ingenieurs und Betriebsorganisations Frederick Winslow Taylor (1856- 1915) auf die



räumliche Organisation des Wohngrundrisses. Nach dem Prinzip des „Taylorismus“ wurden manuell ausgeführte Tätigkeiten in kalkulierte Einzeltätigkeiten zerlegt und unter den Aspekten von Zeit- und Arbeitersparnis analysiert und optimiert. Entsprechend zerlegte man nun auch das Wohnen in verschiedene Einzeltätigkeiten, und optimierte die jeweils zugehörigen Bewegungsabläufe. Die Untersu-

chung der Mindeststellflächen für Möbel, und der dafür notwendigen Bewegungsflächen ergänzten die wissenschaftliche Analyse. Besonders deutlich wird diese durchdacht- rationalisierte Raumkonzeption am Beispiel der Frankfurter Küche, die Margarethe Schütte-Lihotzky 1926 entwickelte. Auf Grundlage einer genauen Analyse sämtlicher Bewegungsabläufe war



ein funktionaler Küchen-Arbeitsraum entstanden, der einerseits zur Erleichterung und Beschleunigung der Hausarbeit beitrug, aber auch zur räumlichen Trennung der Küche von den Aufenthaltsräumen der Familie führte. Diese Trennung wurde bewusst angestrebt: „Die Arbeit der Frau erfolgte, anders als beim Mann, vorrangig im Haus. Während dem Mann spezielle Arbeitsräume zur Verfügung stan-

Abb. 5 links Grundrissanalyse von Alexander Klein aus einer von Alexander Klein für die deutsche Reichsforschungsgesellschaft erstellten Veröffentlichung

Abb. 6, rechts Arbeitswissenschaftliche Bewegungsstudie von 1921 Am Körper des Straßenbahnschaffners sind verschiedene Glühbirnen befestigt worden, um die Bewegungen fotografieren zu können

Abb. 7, rechts Bewegungsbild zur Arbeitswissenschaftlichen Studie des Straßenbahnschaffners Das Bild zeigt die Bewegungen der Lichtpunkte während der Bedienung der Notbremse

den, musste die Frau einen solchen für die Bewirtschaftung des Haushalts entbehren. Margarethe Lihotzky plädierte daher für eine funktionale Trennung der Räume, entsprechend sollte der weibliche, häusliche Arbeitsbereich vom allgemeinen Reproduktionsbereich (Ausruhen, Gesellschaft, Genuss) getrennt werden (Kuhn, 1998, S.153).

Als Gesamtergebnis der verschiedenen wissenschaftlichen Untersuchungen entstand ein Grundrissmuster, das neben der Reduktion von Küche und Bad zu reinen Arbeitsräumen auch den minimierten Flur als typisches Kennzeichen aufweist. Die repräsentative Bedeutung dieses Empfangs- und Verteilerraums war der Optimierung physischer Abläufe zum Opfer



Abb. 8, links
Einblick in die komplett eingerichtete Frankfurter Küche von Margarethe Schütte-Lihotzky.

Abb. 9, rechts
Skizze der Wegelinien in der Frankfurter Küche von Margarethe Schütte-Lihotzky.

Abb. 10, rechts
Beispiel für einen Standardgrundriss
Grundriss einer „modernen Etagenwohnung“, Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main, 1927 – 28



gefallen. Daneben zeigt sich in den Grundrissen eine klare Hierarchie der Räume, bei der ein großes Wohnzimmer, als Gemeinschaftsraum der Familie, die Individualräume der Eltern und Kinder deutlich dominiert.

Diese rationalisierte Grundrissfigur ist auf den typischen Arbeiterhaushalt jener Zeit zugeschnitten, bei dem die Familiengemeinschaft deutlichen Vorrang vor den Bedürfnissen des Einzelnen hatte. Obwohl die Entwicklung der Wohnungsgrundrisse in den 20er Jahren keinesfalls eingleisig verlief, hat dieses Wohnmuster den Geschosswohnungsbau im 20. Jahrhundert geprägt und quantitativ dominiert. Vor allem beim Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg wurde im geförderten Wohnungsbau auf die Regle-

ments der Grundriss-Wissenschaften zurückgegriffen, und diese bestimmen bis heute über die Förderrichtlinien der Länder und die DIN-Normen den öffentlich subventionierten Geschosswohnungsbau in Deutschland.

Dieses Wohnmuster entsprach noch annähernd den Wohnbedürfnissen der breiten Bevölkerung in den 50er und 60er Jahren: „In den 50er und frühen 60er Jahren waren – man glaubt es heute kaum – mehr als 95% der einschlägigen Jahrgänge verheiratet und mehr als 90% dieser Eheleute hatten Kinder. Damals war die Familie ‘normal’ in des Wortes doppelter Bedeutung:...” (Hradil, 2001, S.16). Doch die Angemessenheit dieser Standard-grundrisse wird in Folge der zunehmenden Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Wohnbedürfnisse zu Beginn des 21. Jahrhunderts stark in Frage gestellt: „Wohnungen und Städte sind – so ist zu lesen – ‘Stein gewordene Gesellschaft’. Es fragt sich nur, welche Gesellschaft zu Stein wird. Blickt man auf auch heute noch gültige DIN-Normen des Bauens (18011, 18022), so ist es offenbar die Gesellschaft von gestern. Das vorgesehene standardisierte, familiengerechte Bauen mit entsprechenden Funktionsgliederungen spricht eine deutliche Sprache“ (Hradil, 2001, S.19). (Anm.: Die DIN 18011 wurde inzwischen abgeschafft).

Sozialer Wandel und die Folgen für den Wohnbedarf in der BRD

Die Veränderungen im Wohnbedarf stehen in direktem Zusammenhang mit dem gesellschaftliche Umbruch, der sich in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzieht. In dieser Entwicklung lassen sich vier Schwerpunkte erkennen, von denen jeweils unterschiedliche Auswirkungen auf das Wohnen ausgehen:

- Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft

Eingeleitet durch die kulturellen Umbrüche in den späten 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, setzte in Europa ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandlungsprozess ein, der die Sicherheits- und Orientierungsschemata des zuvor erfolgreichen Nachkriegsmodells der westdeutschen Industriegesellschaft zunehmend herausfordert und in Frage stellt. Gerade im Auflösen der Klassen- und Schichtenstruktur sehen Sozialwissenschaftler eine Ursache für die Individualisierung und Pluralisierung unserer Gesellschaft. Die nachlassende Verbindlichkeit normativer Vorgaben und Orientierungsmuster lässt die Gestaltung der eigenen Biographie zur Aufgabe jedes Einzelnen werden: „...die vieldiskutierte „Individualisierung“ (hat) eine Herauslösung der Menschen aus überkommenen Gemeinschaften wie Familie, Gemeinde, Klasse und Schicht mit sich

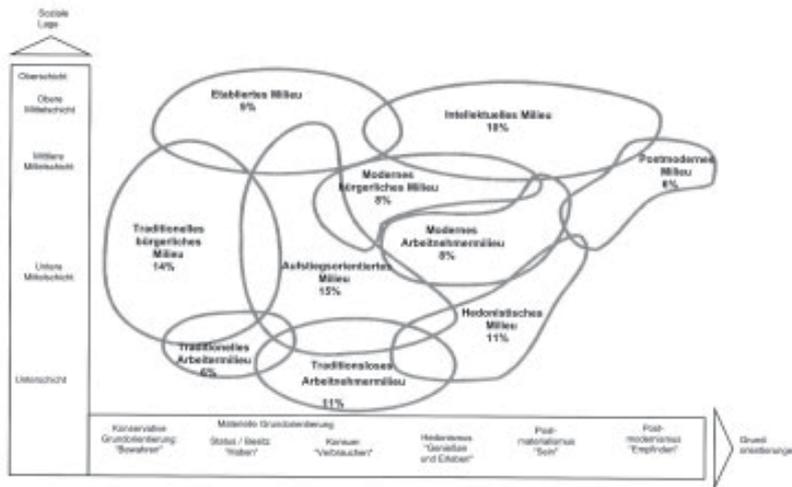


Abb. 11
Die Sozialen Milieus in Deutschland
2000

gebracht. Damit ist viel Gemeinschaft und Sicherheit, aber auch viel Einengung und Unterordnung verschwunden. Die Menschen können, müssen aber auch ihr Leben selbst in die Hand nehmen. Dazu schließen sie sich, wenn auch meist auf Zeit, Netzwerken und sozialen Milieus Gleichgesinnter an“ (Hradil, 1999). Um die sozialen Unterschiede im veränderten, komplexen Bild der pluralisierten Gesellschaft zu beschreiben wird das im Zitat erwähnte Modell der „sozialen Milieus“ bevorzugt. Wie beim früheren Klassen- bzw. Schichtenmodell unterscheidet das Milieumodell bestimmte soziale Lagen (Unterschicht, Mittelschicht, Oberschicht) mit Bezug auf die Bildung, das Einkommen etc. Diese Gliederung wird jedoch erweitert

durch die Unterscheidung individueller Werteorientierungen (z.B. konservativ oder liberal), die im Individualisierungsprozess stark an Bedeutung gewonnen haben. Für die Wohnbauplanung kann das Milieumodell als eine wertvolle Grundlage dienen, denn den verschiedenen sozialen Milieus lassen sich jeweils auch unterschiedliche Wohnwünsche und bevorzugte Wohnformen und Wohnumfelder zuordnen. Das Modell verdeutlicht aber auch, mit welcher Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Wohnbedürfnisse sich aktuelle Planung inzwischen auseinandersetzen muss.

- Neue Haushaltsformen

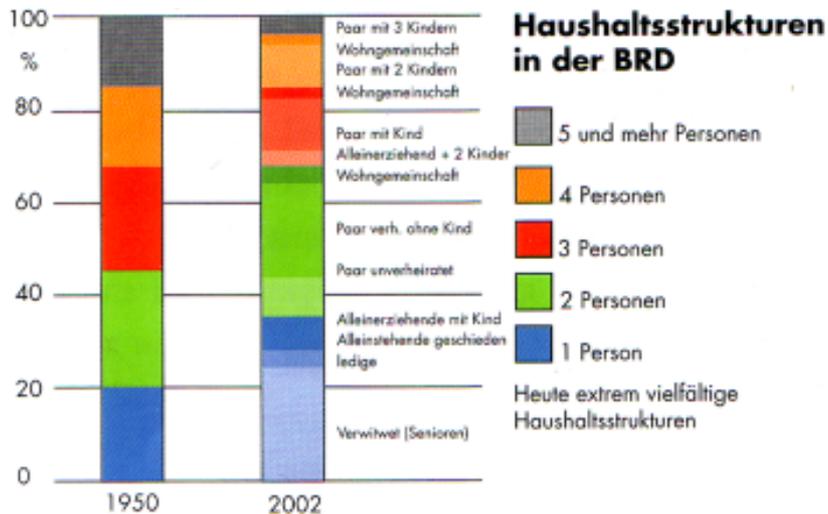
Die sogenannten „Neuen Haushaltsformen“ sind von ihrer Zusammensetzung her nicht wirklich neu. Neu ist aber die Selbstverständlichkeit, mit der heute beispielsweise Alleinerziehende, Paare ohne Trauschein oder Wohngemeinschaften akzeptiert werden. Neu sind auch die starken quantitativen Verschiebungen in den Haushaltsformen zugunsten der kleinen Haushalte. Daneben zeigt sich in der Zusammensetzung der Haushalte auch ein beschleunigter Wechsel, so dass verschiedene Haushaltsformen in Lebensabschnitten nacheinander gelebt werden, z.B. vom Single zur WG, zum Paar, zur Familie mit Kindern, wieder zum Single und wieder zur WG.

- Demografischer und ethnischer Wandel

Die Bevölkerungszahl der Bundesrepublik wird zukünftig sinken und gleichzeitig wird der Anteil älterer Menschen wachsen. Daneben gehen die Prognosen auch von einem steigenden relativen Anteil an Zuwanderern aus unterschiedlichen Kulturen in der Gesamtbevölkerung aus, so dass auch von einem ethnischen Wandel gesprochen werden kann. Nach Berechnungen des Statistischen Bundesamts wird der Anteil der über 65-Jährigen in der Gesamtbevölkerung von 15,39% im Jahr 1995 auf 27,49% im Jahr 2040 anwachsen, gleichzeitig sinkt der Anteil der jüngeren Bevölkerung auf Grund niedriger Geburtenraten (Quelle: koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung, Variante 2, statistisches Bundesamt 1994). Neben den Folgen für unsere auf andere Altersstrukturen ausgerichteten sozialen Sicherungssysteme, wird sich diese Verschiebung auch auf die Leistungsfähigkeit unseres Wirtschaftssystems auswirken und vielfältige gesellschaftliche Veränderungen bewirken. Auch im Wohnungsbau ergibt sich durch diese Entwicklung ein Bedarfsänderung, die spezifischen Bedürfnisse älterer Menschen werden zukünftig stärker berücksichtigt werden.

- Wandel der Arbeitswelt

Am Übergang zur Informations- und Dienstleistungsgesellschaft zeigt



sich eine Flexibilisierung unserer Arbeitswelt, die zu neuen Tätigkeitsprofilen und geänderten Beschäftigungsverhältnissen führt. Kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse bei verschiedenen Arbeitgebern und damit zusammenhängende berufliche Mobilität lösen die beständigen Arbeitsverhältnisse der industriellen Erwerbsgesellschaft ab. Durch den Einsatz der Informations- und Kommunikationsmedien wird die Arbeit aber auch ortsunabhängig. Dies ermöglicht das Arbeiten vom privaten Wohnort aus und damit eine neue Funktionsverknüpfung und die zeitliche und räumliche Überlagerung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit. Auch diese Entwicklung führt zu neuen Wohnfunktionen und Wohnformen, für die räumliche Entsprechungen gesucht werden.

Abb. 12
Haushaltsstrukturen in der BRD

Zusammenfassend lässt sich aus den verschiedenen Aspekten des gesellschaftlichen Wandels vor allem eine wachsende Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Wohnbedürfnisse ableiten. Das einheitliche Muster der traditionellen Familie mit klar verteilten Geschlechterrollen ist dem Nebeneinander unterschiedlichster Wohn- und Lebensformen gewichen, die zudem einem beschleunigten inneren Wandel unterliegen. Der Lebenslauf des Einzelnen zeigt in Folge dessen starke Veränderungen: Das Leben verläuft nicht mehr linear und vorhersehbar wie noch bei früheren Generationen, sondern in einem patchworkartigen Wechsel zwischen Ausbildungszeiten, Berufstätigkeiten, Kindererziehung und häuslicher Arbeit.

Eine Möglichkeit auf die neue Vielfalt im Wohnbedarf zu reagieren, besteht theoretisch im Bereitstellen eines Auswahlangebots an unter-

schiedlichen spezifisch zugeschnittenen Wohnungen. Doch beim Wohnungsmarkt kann der für eine Auswahl notwendige Angebotsüberhang aus ökonomischen Gründen kaum geschaffen werden und wäre auch wohnungspolitisch gar nicht erwünscht. Vielleicht ergibt sich durch das prognostizierte Sinken der Bevölkerungszahl in den kommenden Jahrzehnten ein regionaler Wohnungsüberhang, und damit erstmals ein tatsächliches Auswahlangebot in diesen Teilmärkten. Doch bisher kann bei einer Wohnungssuche, vor allem in verdichteten städtischen Räumen kaum von einem wirklichen Auswahlangebot die Rede sein. Alternativ zu der Möglichkeit ein Auswahlangebot zu schaffen.

Die Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens

Sogenannte Partizipationsmodelle, die auf gemeinschaftliches Wohnen bzw. auf gemeinschaftliches Planen, Bauen und Wohnen angelegt sind, spielen in der Wohnbaudiskussion seit den siebziger Jahren eine wichtige Rolle. Der aktuelle soziale Wandel legt die Erwartung nahe, dass nachbarschaftliche Beziehungen in einer bewusst gewählten Bewohnergemeinschaft zukünftig stärker als ein Ersatz für den Verlust familiärer Bezüge und anderer langfristiger sozialer Bindungen gesucht werden. Neben den traditionellen „Bauherrenmodellen“,

Idealtypische Lebensläufe

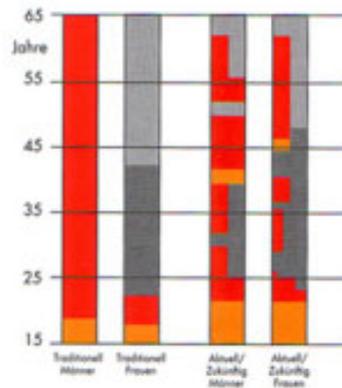
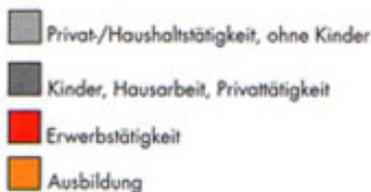


Abb. 13
Idealtypische Lebensläufe

existieren die verschiedensten Formen von Gemeinschaftsprojekten, die sich in ihrer Ausrichtung und Gestaltung stark unterscheiden.

Am Beispiel der Wiener „Sargfabrik“ zeigt die Architektengruppe BKK-3 neue Wege für gemeinschaftliches Wohnen mit stark experimentellem Charakter, und bleibt dabei vor allem auf Grund der formalen Gestaltung der Gebäude keineswegs unumstritten. Der „Verein für integrative Lebensgestaltung“ ist Bauherr, Eigentümer und Verwalter der zweiteiligen, sozial geförderten Wohnanlage mit insgesamt 118 Wohneinheiten. In dem älteren Teil befinden sich verschiedene, größtenteils öffentliche Kultureinrichtungen, wie ein Badehaus, ein Kindergarten, ein Seminarzentrum und ein Café-Restaurant, deren Betrieb gemeinsam, teilweise auch durch Vermietung finanziert wird. In der multifunktionalen Anlage sind Wohnungen für Senioren, Behinderte, Alleinerziehende und für Kinder und Jugendliche in einer betreuten Wohngemeinschaft integriert. Im Erdgeschoss dienen fünf Einheiten als „Home Offices“, die sich durch ihre Raumhöhe von 4,10 m auch als Ateliers eignen. In dem neueren Gebäudeteil, der sogenannten „Miss Sargfabrik“ wurden Wohneinheiten als skulptural anmutender „Raumlandschaften“ realisiert, die mit durchschnittlich ca. 50 und 60

m² Grundfläche für kleinere Haushalte geeignet sind.

Eine Besonderheit zeigt sich im Gemeinschaftsraum- Charakter sämtlicher Erschließungselemente. Alle Wohnungen werden über einen großzügig verglasten Wohnraum



Abb. 14
Straßenansicht Miss Sargfabrik,
Missindorfstraße Wien, Architekten
BKK-3, 2000

Abb.15
Ansicht Laubengang, Miss Sarg-
fabrik

vom Laubengang aus erschlossen, der nach Süden, bzw. Osten zum gemeinschaftlich genutzten Innenhof orientiert ist. Damit erhält dieser bis zu 3 m tiefe Er

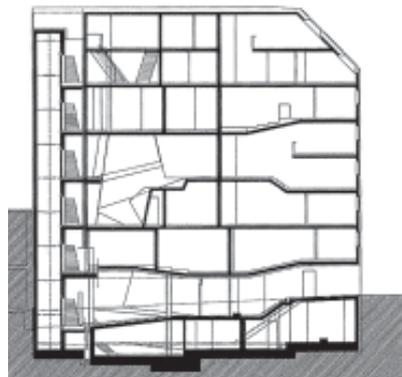


Abb. 16
Grundriss, Miss Sargfabrik

Abb. 17
Schnitt, Miss Sargfabrik

schließungsraum gewissermaßen auch die Funktion eines Balkons für die kleinen Wohneinheiten. Auch den Gemeinschaftsräumen, wie der Waschküche, der Bibliothek, einem Computerraum und einer Gemeinschaftsküche mit gehobener Ausstattung wurde bei der Planung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Sie sind mitten im Gebäude integriert, gewissermaßen in bester Wohnlage, und keinesfalls im Souterrain, wie0 sonst üblich. Durch die Gestaltung und Möblierung erhalten diese Nebenraumzonen Aufenthaltsqualitäten, und werten dadurch das gemeinschaftliche Leben in der Anlage erheblich auf.

Neue Wohnmodelle für ältere Menschen

Durch die prognostizierte Bevölkerungsentwicklung gewinnt das Wohnen älterer Menschen wesentlich an Bedeutung und verschiebt sich aus dem Randbereich der Sonderwohnformen zu einem eigenständigen Wohnungsbau-Sektor mit wachsendem Gewicht.

Das Ausdifferenzieren und Auf-fächern der Wohnbedürfnisse in Folge von Individualisierung und Pluralisierung trifft selbstverständlich auch auf ältere Menschen zu. Zu dem „zeigt sich bei vielen Gelegenheiten, dass viele der heute älter werdenden Menschen im Laufe ihres Lebens ein ausgeprägtes Bewusstsein für ihre Wohnwünsche

entwickelt haben und diese auch in dieser Lebensphase verwirklichen wollen“ (Krämer, 2002, S. 23). Auf Grund der unterschiedlichen biographischen Wohnerfahrungen und der unterschiedlichen Lebensentwürfe wird auch zukünftiges Wohnen im Alter nicht nach einem einheitlichen Muster funktionieren, sondern in Form vielfältig differenzierter Alternativen zwischen der Normalwohnung und dem Pflegeheim.

Zwei Faktoren beeinflussen den Gebrauchswert altengerechter Wohnungen entscheidend: Einerseits ermöglicht die barrierefreie bzw. Rollstuhlgerechte bauliche Planung entsprechend DIN 18025 (zukünftig DIN 18030) die Nutzung der Wohnung auch bei Behinderung oder trägt entscheidend zur Erleichterung der Nutzung bei. Daneben kann aber auch das Angebot wohnbegleitender Dienstleistungen und Betreuung für den möglichen Verbleib in einer Wohnung entscheidend sein. Durch die unterschiedliche Kombination

dieser beiden Faktoren ist eine große Bandbreite von Wohnformen zwischen dem „Normalwohnen“ über unterschiedliche Abstufungen von mobilen Dienst- und Betreuungsleistungen, und verschiedene Formen des Service-Wohnens bzw. des betreuten Wohnens bis hin zur Komplettbetreuung im Heim möglich. Doch die meisten wünschen sich, möglichst lange in ihrer gewohnten Umgebung bleiben zu können: „Wohnen im Alter meint zunächst „Normalwohnen“, also das Wohnen in Normalwohnungen, nicht in so genannten Sonderwohnformen wie Heimen. 93% der Älteren leben in Wohnungen zur Miete oder im Eigentum. ... Die voraussichtliche weitere Zunahme der Lebenserwartung und die Singularisierung (durch z.B. Scheidungen, Trennungen) werden zu häufigeren risikoreichen Lebens- und Wohnverhältnissen führen und die Wahrscheinlichkeit für den Einzelnen erhöhen, in einem Heim leben zu müssen und dort zu sterben (Tews, Hans Peter,



Abb. 18
Straßenansicht Generationenhaus
West in Stuttgart, Architekten
Kohlhoff und Kohlhoff, 2001

2000, S.44). Der Umzug in eine Wohnung mit einem Betreuungs- bzw. Serviceangebot erfolgt inzwischen auch präventiv, also zu einem Zeitpunkt, an dem noch gar keine Bedürftigkeit besteht, um langfristig in der gewählten Umgebung wohnen zu können. Daneben entwickeln sich auch kollektive Wohnformen älterer Menschen in Eigeninitiative, wie Hausgemeinschaften oder Wohngemeinschaften, sie spielen jedoch in Deutschland quantitativ noch eine untergeordnete Rolle.

Auf städtebaulicher Ebene und auf Gebäudeebene wird inzwischen häufig versucht, das Altenwohnen bewusst mit anderen Nutzungen zu kombinieren, um gemeinschaftliche Aktivitäten zu initiieren und zu fördern. Ein solcher Ansatz liegt auch dem Stuttgarter „Generationenhaus West“ zu Grunde, das die Architekten Kohlhoff & Kohlhoff für die Stadt Stuttgart und das Jugendamt 2001 realisierten. Planungsziel war es, in diesem Gebäude alte Menschen, Eltern und Kinder, Nachbarn und Migranten zusammenzubringen und

möglichst vielfältige Bereiche für gemeinschaftliches Leben zu gestalten. „Unter anderem sollen sich die Wohnungsinhaber an der Kinderbetreuung beteiligen und ‘Ersatz-oma’ oder ‘-opa’ sein können, wenn sie möchten“ (Ruhnau, 2002, S.57-61). Das Gebäude zeigt eine vertikale Nutzungsgliederung. Das Erdgeschoss bildet eine großzügige öffentliche Zone mit Informations-theke, Wartebereich, einer Cafeteria und verschiedenen kleineren Büros und einem Laden. Im ersten und zweiten Obergeschoss befindet sich die Kindertagesstätte und in den drei darüber liegenden Geschossen sind die Altenwohnungen angeordnet. Großzügige Erschließungsräume verknüpfen die verschiedenen Bereiche und schaffen viele Möglichkeiten für Begegnungen.

Technische Entwicklungen und ihr Einfluss auf Wohnen und Arbeiten

Moderne Informations- und Kommunikationsmedien haben mit einer rasanten Geschwindigkeit Einzug in unsere Arbeits- und Wohnwelt gehalten, und sie ermöglichen es uns auch, beide Sphären näher aneinander heranzurücken. So können wir uns mithilfe unseres Mobiltelefons jederzeit inmitten der Öffentlichkeit „ausklinken“ und in die private Sphäre eintauchen. Andererseits erledigen wir inzwischen vom privaten Wohnbereich aus Tätigkeiten, wie Bankgeschäfte und Einkäufe, die noch vor wenigen Jahren nur durch den



Abb. 19
Hofansicht Generationenhaus West

Besuch öffentlicher Gebäude möglich waren. Doch vor allem der Wandel unserer Arbeitswelt lässt die Öffentlichkeit mehr und mehr in unseren privaten Rückzugsbereich eindringen, denn der Einsatz von informationsverarbeitenden Medien funktioniert ortsunabhängig und kann somit auch vom privaten Wohnbereich aus erfolgen. Für die wachsende Zahl der sogenannten Telearbeiter, inzwischen 6% der Erwerbstätigen in Deutschland (Zorn, 2001, S.33), führt diese Entwicklung zu einem evolutionären Wandel im Anspruch an ihren privaten Wohnbereich, der im Zusammenhang mit der Industrialisierung zu einem Lebensbereichs-Fragment reduziert wurde. Nun überlagern und durchdringen sich die verschiedenen Funktionsbereiche wieder räumlich und zeitlich, die Grenzen zwischen Arbeit, privatem Wohnen und Freizeit verschwimmen zunehmend. Der Wohnraum wird zum komplexen „ganzheitlichen“ Lebensraum.

Langsam entstehen spezielle Wohnmodelle für die Kombination von Wohnen und Arbeiten. Neben dem Überlagern der Funktionen innerhalb der Wohnung, sind auch Kombinationen von Arbeitsräumen und Wohnung auf Ebene des Gebäudes oder auf Ebene des Quartiers möglich. Dabei kann durch das Bündeln mehrerer Arbeitsplätze in Wohnungsnähe der Gefahr von Isolation und Vereinsamung begegnet werden.

Beispiel: Kölner Brett, BK+
Mit dem Loftgebäude „Kölner Brett“ realisierten die Architekten Brandelhuber & Kniess ein multifunktionales Raumangebot, das speziell für die Kombination von Arbeiten und Wohnen junger Existenzgründer geeignet scheint. Die heterogene Umgebung, in einem

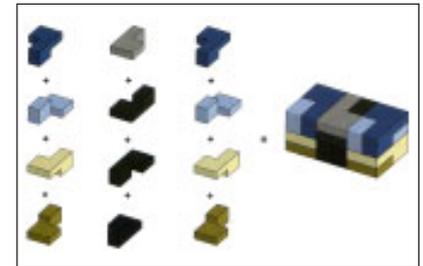


Abb. 20, mitte
Straßenansicht Loftgebäude am
Kölner Brett, Architekten BK+, 1999

Abb.21, mitte unten
Innenraum, Loftgebäude am Kölner
Brett

Abb. 22, rechts
Modularer Aufbau, Loftgebäude am
Kölner Brett

ehemaligen Gewerbegebiet des Kölner Stadtteils Ehrenfeld, ließ Raum für Experimente.

Die 12 Wohn- und Arbeitseinheiten werden im Erdgeschoss direkt von Außen und in den Obergeschossen über zwei Laubengänge erschlossen. Die einzelnen Einheiten entwickeln sich jeweils über 2 Geschosse und sind für einen späteren Galerieeinbau vorgerüstet. Der Innenausbau wurde nur in wesentlichen Teilen realisiert, um den Besitzern möglichst viel Gestaltungsfreiraum zu lassen und um Kosten einzusparen. Die zweigeschossigen Raumgebilde sind multifunktional nutzbar und ermöglichen Wohnen, Arbeiten und häusliche Freizeit in unterschiedlichster Kombination.

Das vernetzte Haus

Wortschöpfungen wie das „Intelligente Haus“ oder „Smart Home“ bezeichnen eine besondere Form von Technisierung privater Haushalte, bei der verschiedene technische Geräte und Funktionen untereinander mittels Computer vernetzt sind. Haus oder Wohnung und Geräte stehen dadurch in einem Hand-

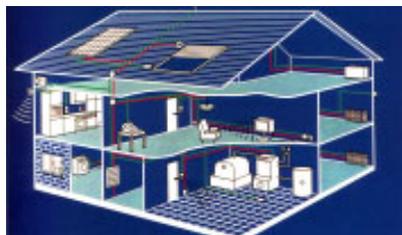


Abb. 23
Vernetztes Haus

lungs- und Kontrollzusammenhang. Das Haus kontrolliert, steuert und kommuniziert gewissermaßen seinen eigenen Zustand.

Die Vernetzung ist in zwei Richtungen möglich:

- Nach Innen, beispielsweise zur Kontrolle des Raumklimas mittels Steuerung der Fensterlüftung in Kombination mit der Heizung.
- Nach Außen, um eine Steuerung und Kontrolle des Systems auch von Außerhalb zu ermöglichen, oder um externe Personen und Einrichtungen in das System mit einzubinden. Dies ermöglicht beispielsweise die Kommunikation mit Verwandten oder im Bedarfsfall die automatische Vernetzung mit dem Notarzt, der Feuerwehr oder der Polizei.

Im wesentlichen sollen diese Systeme einer Entlastung und Komfortsteigerung dienen, in dem sie organisatorische Aufgaben übernehmen. Daneben werden sie auch aus Sicherheitsaspekten eingesetzt, um vor internen und externen Gefahren zu schützen. So lässt sich beispielsweise durch die Kontrolle von Herdplatten die Brandgefahr eindämmen. Für eine Vernetzung des Haushalts sprechen auch die mögliche Kostenersparnis im Energieverbrauch (Ökonomie) und die damit zusammenhängende Ressourcenersparnis (Ökologie).

Die vernetzten Systeme können für das Wohnen gesundheitlich beeinträchtigter älterer oder behinderter Menschen von besonderem Nutzen sein. Die Vernetzung mit öffentlichen Service-Einrichtungen wie dem Notruf haben sich in diesem Bereich schon etabliert, und werden unter anderem von verschiedenen Wohlfahrtsverbänden angeboten. Bedingt durch den demographischen Wandel wird der Bereich altersspezifischer Technologien zukünftig stärker nachgefragt werden. In diesem Entwicklungsfeld forscht unter anderem die interdisziplinäre Forschungsgruppe „SENTHA“ (Seniorengerechte Technikgestaltung im häuslichen Alltag) der TU-Berlin. Hier werden altersgerechter Produkte mit Hilfe einer partizipativen Produktgestaltung angestrebt (Glatzer, 2002, S.202).

Neue Komfortansprüche im Wohnen

Neben steigenden Ansprüchen im Bereich der multimedialen Ausstattung und Informatisierung privater Wohnräume, kennzeichnet vor allem der ständig wachsende persönlichen Wohnflächenbedarf die steigenden Komfortansprüche. Dieser hat sich mit einem Zuwachs von durchschnittlich 0,5 m²/Jahr seit 1950 von 15 m²/ Person auf 40 m²/ Person im Jahr 2000 erhöht und wird voraussichtlich weiter steigen. Wachsender Wohlstand führt auch zu einem Bedeutungswandel der



Funktionsräume Bad und Küche. Küchenausstattungen werden inzwischen in hochwertiger Qualität zu Preisen von Mittelklassenwagen angeboten. Paradoxerweise werden diese Profi-Küchen oft von berufstätigen Personen nachgefragt, die sehr selten zu Hause kochen. Gerade weil das Kochen für diese Personengruppe den Charakter notwendiger Arbeit verloren hat, wird es nun in der Freizeit regelrecht zelebriert. Daneben widmet man auch der körperlichen Gesundheit und Fitness seit einigen Jahren mehr Zeit und Raum. Ein Blick in aktuelle Sanitärkataloge zeigt Designobjekte in großzügigen Arrangements, die Raum für Entspannung, Erholung und Sport bieten. Küche und Bad haben den Charakter reduzierter Funktionsräume verloren und werden zu qualitativvollen Aufenthaltsräumen.

Darüber hinaus ist die Wohnung immer weniger im Bereich der Bedürfnisbefriedigung anzusiedeln, vielmehr erwartet man heute von seiner Wohnung Unterstützung bei der eigenen Selbstverwirklichung.

Abb. 24
Werbefoto der Firma Poggenpohl

Erlebnisansprüche, so der Soziologe Gerhard Schulze „wandern von der Peripherie ins Zentrum der persönlichen Werte, sie werden zum Maßstab über Wert und Unwert des Lebens schlechthin und definieren den Sinn des Lebens“ (zitiert nach: Raith/ van Gool, 2001, S.59). Möglichkeiten zur Aneignung und individueller Identifikationsbedarf gehören zu den neuen Komfortansprüchen, „Komfort wird in Zukunft nicht mehr kollektiv definiert, sondern individuell interpretiert werden.“ „Differenzierte Nutzungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in allen Räumen sollen andere Formen der Aneignung als bisher erlauben“ (Bassand/ Henz, 1994, S.50).

Neuer Sicherheitskomfort

Doch diese neuen Komfortansprüche kann sich keineswegs jeder leisten, nach wie vor existieren große Unterschiede in der Bevölkerung Deutschlands. Es besteht sogar die Gefahr, dass die soziale Polarisierung zunimmt, verstärkt durch steigende Arbeitslosigkeit und ethnisch ausgegrenzte Gruppen. Als eine Folge dieser Entwicklung wächst die Zahl der Überwachungssysteme und Sicherheitskontrollen sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich. Dabei kann das persönliche Sicherheitsbedürfnis aber auch zur räumliche Absonderung in bestimmte „bessere Wohnbereiche“

führen. Als extremes Beispiel für kontrollierte Sicherheit im Wohnen gilt die erste deutsche „gated community“ mit dem Namen „Potsdamer Arkadien“ am Glienickecker Horn in Potsdam. „Hier gruppieren sich auf 28000 Quadratmetern in bester Lage acht Stadtvillen hinter einem etwa einen Meter hohen Zaun, hinter Bewegungskameras, Torhaus und Videokameras und bilden damit, wie dies Uwe Rada kürzlich bezeichnet hat, eine der ersten gated communities im Berliner Umland, einen ‚nach außen hermetisch abgeriegelten Wohnsicherheits-trakt‘“ (Harlander, 2002, S.129).

Neue Chancen für Wohnqualitäten in der Stadt

Im Wandlungsprozess unserer Arbeitswelt zeigt sich ein Rückgang im Sektor der emissionsreichen Produktion und gleichzeitig ein deutlicher Anstieg im Sektor der störungsfreien Informationsverarbeitung. Dies ermöglicht eine neue Funktionsverknüpfung von Wohnen und Arbeiten auch auf städtebaulicher Ebene. Städte können auf diese Weise lange verlorene Qualitäten wieder zurück-erhalten:

In den frühen Städten war die Arbeit als wesentlicher Bestandteil in das lebendige Netz städtischen Lebens integriert.

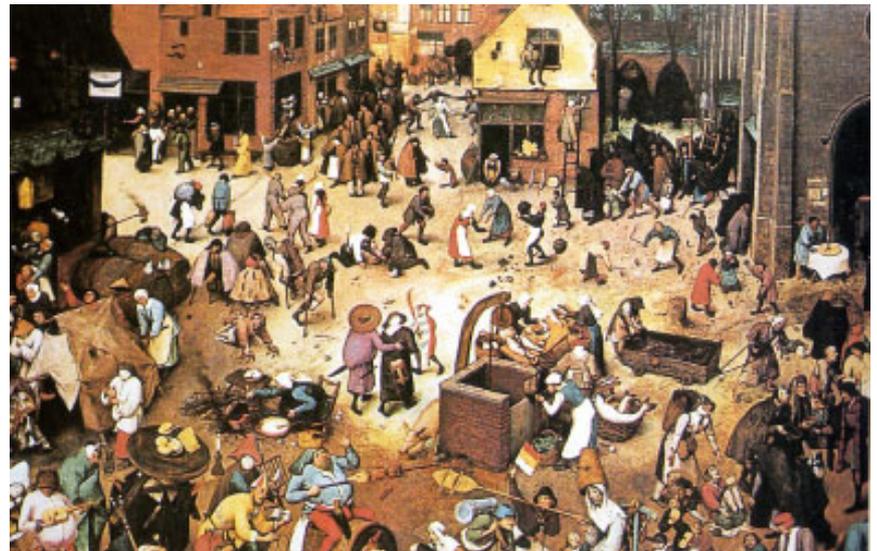
Leben und Arbeiten an einem Ort führten im Mittelalter zum Prinzip des ganzen Hauses, bei dem sich

der Laden oder die Werkstatt in den unteren Geschossen mit den Wohnbereichen der Familie und des Gesindes in den oberen Geschossen eines Gebäudes verknüpfte.

Erst die einsetzende Mechanisierung bewirkte mit ihren wachsenden Betriebsgrößen und emissionsreichen Produktionsverfahren das Auslagern der Arbeitsstätten an den Stadtrand. Das Separieren der städtischen Funktionen wurde durch die Industrialisierung weiter verstärkt, und mit der Charta von Athen 1933 offiziell zum städtebaulichen Leitbild erklärt. Der Verlust an Dichte und Lebendigkeit war eine wesentliche Folge für die nun räumlich getrennten Monostrukturen der Arbeit und des Wohnens. Die Zunahme emissionsarmer Arbeitsverfahren v.a. im Wachstumssektor der Informationsverarbeitung ermöglicht eine erneute Nutzungsmischung von Wohnen und Arbeiten in der Stadt. Zudem stehen zur Zeit in vielen Städten Konversionsflächen des Verkehrs und des Gewerbes als zentrumsnahe Flächenpotentiale für eine Nachverdichtung zur Verfügung. Unter der Leitlinie „Innenentwicklung vor Außenentwicklung“ kann somit auch der weiteren Zersiedlung des suburbanen Raums entgegengewirkt werden, die in Deutschland derzeit bei ca. 130 ha pro Tag liegt. Ein wesentlicher Anteil dieses Flächenverbrauchs wird durch den steigen-

den Wohnflächenverbrauch und steigende Wohnansprüche verursacht, die meistens mit dem Wunsch- Ideal des freistehenden Eigenheims am Stadtrand verbunden sind. Wenn es zukünftig gelingt, die Standortvorteile der Innenstadt mit qualitätvollen Wohnangeboten zu verknüpfen, können erst zunehmende Alternativen zum Wohnen an der Peripherie entstehen.

Abb. 25
Der Kampf zwischen Karneval und Fastenzeit, Pieter Bruegel d Ä, 1559





Resümee

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts zeigt sich in Deutschland ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandlungsprozess, der auch das Wohn-Leben auf vielfältige Art und Weise beeinflusst. Dabei spiegelt die Variationsbreite der Entwicklungen unsere pluralisierte Gesellschaft mit ihren ausdifferenzierten Lebens- und Wohnbedürfnissen wider. Unterschiedlichste Lebensformen und Lebensstile werden nebeneinander gelebt und toleriert. Das Leben verläuft nicht mehr nach vorbestimmten Mustern, sondern verstärkt nach individuellen, selbstbestimmten Vorgaben des Einzelnen.

Für den heutigen Wohnungsbau entstehen aus dieser Entwicklung neue Herausforderungen und Chancen: Das vereinheitlichte Muster des Standardgrundrisses kann den differenzierten Anforderungen nicht mehr entsprechen. Planungen müssen auf die neue Vielfalt und Unvorhersehbarkeit der individuellen Wohnbedürfnisse mit Angeboten reagieren, die den

unterschiedlichen Wohn- und Haushaltsformen gerecht werden, aber auch eine persönliche Aneignung und die Identifikation mit der privaten Wohnumgebung ermöglichen.

Daneben führen auch die neuen Funktionsverknüpfungen von Wohnen und Arbeiten zu geänderten Wohnanforderungen. Konzepte für die räumliche und zeitliche Verknüpfung der beiden Funktionen können eine neue Einheit im Wohn-Leben des Einzelnen ermöglichen. Die Wohnung wird dadurch zu einem komplexen Lebensraum und Lebensmittelpunkt.

Doch das selbstbestimmte Leben, abseits von vorbestimmten Mustern, birgt auch Risiken: Der globale Konkurrenzkampf fordert von unserer „Risikogesellschaft“ zunehmend Flexibilität und Mobilität, gewachsene soziale Strukturen müssen aufgegeben werden, traditionelle Wertemuster gehen verloren. Die Gefahr von Vereinsamung, Isolation und Sinnverlust begleitet uns aber nicht nur in der flexibilisierten Arbeitswelt, sie droht vor allem im Alter nach dem Ausscheiden aus der Arbeitsphase.

Wenn die zukünftige Wohnbauplanung stärker im Bewusstsein für die neu entstandenen Gemeinschaftsdefizite entwickelt wird, können alternative Formen von Gemeinschaft erprobt werden und damit Chancen für den Aufbau neuer sozialer Bezüge entstehen.

Abb. 26
Wohnhaus mit Laden in Cluny,
12. Jahrhundert

Literatur

Bassand, Michel/ Henz, Alexander (Hg.): Zur Zukunft des Wohnens, Empfehlungen Schlussfolgerungen des ETH-Forschungsprojektes „Wohnen 2000“, Zürich 1994.

Beck Ulrich: Risikogesellschaft, Frankfurt am Main 1986.

Beck Ulrich: Eigenes Leben, München 1997.

Eibmayr, Judith: Miss Sargfabrik. In: Bauwelt 25/ 2001, S. 32 – 35.

Eichener, Volker: Mobil bleiben! Über das Umziehen im Alter. In: Schader- Stiftung (Hg.): Wohnwandel, Darmstadt 2001.

Faller, Peter: Der Wohngrundriss, Stuttgart und München, 2002.

Flagge, Ingeborg (Hg.): Geschichte des Wohnens, Band 5, Stuttgart 1999.

Glatzer, Wolfgang: Intelligent Home und Multimedia – Neue Technologien für die privaten Haushalte. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002.

Harlander, Tilman: Integration oder Segregation – Neue Herausforderungen für Wohnen und Stadtentwicklung. In: Wüstenrot Stiftung

(Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002.

Henz, Alexander/ Henz, Hannes: Anpassbare Wohnungen, ETH Wohnforum. Zürich 1995.

Hradil, Stefan: wohnwandel – Strukturwandel. In: Schader-Stiftung (Hg.): Wohnwandel, Darmstadt 2001.

Hradil, Stefan: Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen, 1999.

Kaltenbach, Frank: Die Qualität des Alltäglichen. In: Detail 3/ 2002.

Kähler, Gert: Nicht nur Neues Bauen! Stadtbau, Wohnung, Architektur. In: Kähler Gert (Hg.): Geschichte des Wohnens, Band 4, Stuttgart 1996.

Krämer, Stefan: Wohnen in Deutschland. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002.

Kuhn, Gerd: Wohnkultur und kommunale Wohnungspolitik in Frankfurt an Main 1880 bis 1930. Auf dem Weg zu einer pluralen Gesellschaft der Individuen, Bonn 1998.

Kuhn, Gerd: Standard- oder Individualwohnung? In: Arch+ 158, Zeitschrift für Architektur und Städtebau, Dezember 2001.

- Meyer, Sibylle/ Schulze, Eva/ Helten, Frank/ Fischer, Bernd: Vernetztes Wohnen, Berlin 2001
- Raith, Frank-Berthold/ van Gool, Rob: Jenseits des Standards. In: Arch+ 158.
- Santfaller, Enrico, Wiener Orange. In: Deutsche Bauzeitung, 1/ 2003.
- Schneider Nicole/ Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität, Opladen 1999.
- Schwartz-Clauss/ von Vegesack, Alexander (Hg.): Living in motion, Weil am Rhein 2002.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch, Berlin 2000.
- Ruhnau, Dagmar, Generationenhaus West in Stuttgart - Die Mischung macht's. In: db Deutsche Bauzeitung, 8/ 2002, S.57- 61.
- Stuhrmann, Rainer: Die Wohnung als Mittelpunkt des Welttheaters. In „Wohnen und Wohnungen bauen“, Katalog zur gleichnamige Ausstellung im Stuttgarter Haus der Architekten, Stuttgart 1993.
- Tews, Hans Peter: Alter – Wohnen – Technik. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Technik und Wohnen im Alter, Stuttgart 2000.
- Walden, Gert: Mehrfamilienhaus in Wien, BKK3. In: Baumeister, 9/ 2001, S.78- 85.
- Werner, Jörg: Anpassbarer Wohnbau, München 1977.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.): Technik und Wohnen im Alter, Stuttgart 2000.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnanpassung für ältere Menschen, Stuttgart 1999.
- Zorn, Werner: Arbeiten wo und wann man will. In: Schader-Stiftung (Hg.): Wohnwandel, Darmstadt 2001, S.33.

Abbildungen**Abb.1**

Vlämische Haushaltung, Martin van Cleve, 1550/ 60 Kunsthistorisches Museum Wien.

Abbildung aus: Stuhmann, Rainer: Die Wohnung als Mittelpunkt des Welttheaters. In: Wohnen und Wohnungen bauen. Katalog zur gleichnamige Ausstellung im Stuttgarter Haus der Architekten, Stuttgart 1993, S.54.

Abb.2

Haus Krehl, Heidelberg 1910 – 12, Architekt: Friedrich Ostendorf, Grundriß Erdgeschoss, Pause, rot laviert, Stadt Heidelberg, Bauverwaltungsamt.

Abbildung aus: Stuhmann, Rainer: Die Wohnung als Mittelpunkt des Welttheaters. In: Wohnen und Wohnungen bauen. Katalog zur gleichnamige Ausstellung im Stuttgarter Haus der Architekten, Stuttgart 1993, S.58.

Abb. 3 und Abb. 4

Schwan, Bruno: Die Wohnungsnot und das Wohnungselend. In Deutschland. Schriftenreihe des Deutschen Vereins zur Wohnungsreform, Heft 7. Berlin 1929 – 469 (2), 470 (2).

Abbildung aus: Rodenstein, Marianne/ Böhm-Ott, Stefan: Gesunde Wohnungen und Wohnungen für gesunde Deutsche. In: Kähler Gert (Hg.): Geschichte des Wohnens, Band 4, Stuttgart 1996, S.469.

Abb. 5

Grundrissanalyse von Alexander Klein aus einer von A. Klein für die deutsche Reichsforschungsgesellschaft erstellten Veröffentlichung.

Abbildung aus: Benevolo, Leonardo: Die Geschichte der Stadt. Frankfurt am Main/ New York 1999.

Abb. 6 und Abb. 7

Bewegungsstudie 1921

Abbildung aus: von Saldern, Adelheid: Gesellschaft und Lebenserhaltung. In: Kähler Gert (Hg.): Geschichte des Wohnens, Band 4, Stuttgart 1996, S.85

Abb. 8 Einblick in die komplett eingerichtete Frankfurter Küche von Margarethe Schütte-Lihotzky und Abb.9 Margarethe Schütte-Lihotzky: Frankfurter Küche, Wegelinien. Foto: Archiv Schütte-Lihotzky
Abbildung aus: Hartmann, Kristiana: Alltagskultur, Alltagsleben, Wohnkultur. In: Kähler Gert (Hg.): Geschichte des Wohnens, Band 4, Stuttgart 1996, S.277, 278.

Abb. 10

Grundriß einer „modernen Etagenwohnung. Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main, 1927 – 28.

Abbildung aus: Kuhn, Gerd: Standard- oder Individualwohnung? In: Arch+ 158, Zeitschrift für Architektur und Städtebau, Dezember 2001.

Abb. 11
Die Sozialen Milieus in Deutschland
2000

Abbildung aus: Sozialministerium
Baden- Württemberg: Lebenswelt
und Bürgerschaftliches Engage-
ment. Ein Bericht des Sozial-
wissenschaftlichen Instituts für
Gegenwartsfragen Mannheim
(SIGMA), Stuttgart 2000, S.26

Abb. 12
Haushaltsstrukturen in der BRD
Abbildung aus: Sahner, Georg:
Grundlagen und Ziele des Wettbe-
werbs. In : Knauf Ideenwettbewerb.
Ein Haus für jede Lebensphase,
Iphofen 2003.

Abb. 13
Idealtypische Lebensläufe
Abbildung aus: Sahner, Georg:
Grundlagen und Ziele des Wettbe-
werbs. In : Knauf Ideenwettbewerb.
Ein Haus für jede Lebensphase,
Iphofen 2003.

Abb. 14
Ansicht Miss Sargfabrik,
Missindorfstraße Wien, Architekten
BKK-3 GmbH, 2000
Abbildung aus: Eiblmayer Judith:
Miss Sargfabrik. In: Bauwelt 25/
2001, S. 33.

Abb. 15
Ansicht Laubengang, Miss Sarg-
fabrik, Missindorfstraße Wien,
Architekten BKK-3 GmbH, 2000

Abbildung aus: Eiblmayer Judith:
Miss Sargfabrik. In: Bauwelt 25/
2001, S. 33.

Abb. 16 und 17
Grundriss und Schnitt, Miss Sarg-
fabrik, Missindorfstraße Wien,
Architekten BKK-3 GmbH, 2000
Abbildung aus: Kaltenbach, Frank:
die Qualität des Alltäglichen. In:
Detail 3/ 2002, S.182

Abb. 18
Straßenansicht Generationenhaus
West in Stuttgart, Architekten
Kohlhoff und Kohlhoff, 2001
Abbildung aus: Ruhnau, Dagmar,
Generationenhaus West in Stuttgart
- Die Mischung macht's. In: db
Deutsche Bauzeitung, 8/ 2002, S.57.

Abb. 19
Hofansicht Generationenhaus West
in Stuttgart, Architekten Kohlhoff und
Kohlhoff, 2001
Abbildung aus: Ruhnau, Dagmar,
Generationenhaus West in Stuttgart -
Die Mischung macht's. In: db Deut-
sche Bauzeitung, 8/ 2002, S.58.

Abb. 20
Ansicht Loftgebäude am Kölner Brett,
Architekten BK+, 1999
Abbildung aus: Wüstenrot Stiftung
(Hg.): Wohnbauen in Deutschland,
Stuttgart und Zürich 2002, S.281.

Abb.21

Innenraum Loftgebäude am Kölner Brett, Architekten BK+, 1999
Abbildung aus: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002, S.285.

Abb.22

Modularer Aufbau, Loftgebäude am Kölner Brett, Architekten BK+, 1999
Abbildung aus: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002, S.282.

Abb. 23

Vernetztes Haus
Abbildung aus: Glatzer, Wolfgang: Intelligent Home und Multimedia – Neue Technologien für die privaten Haushalte. In: Wüstenrot Stiftung (Hg.): Wohnbauen in Deutschland, Stuttgart und Zürich 2002, S.199.

Abb. 24

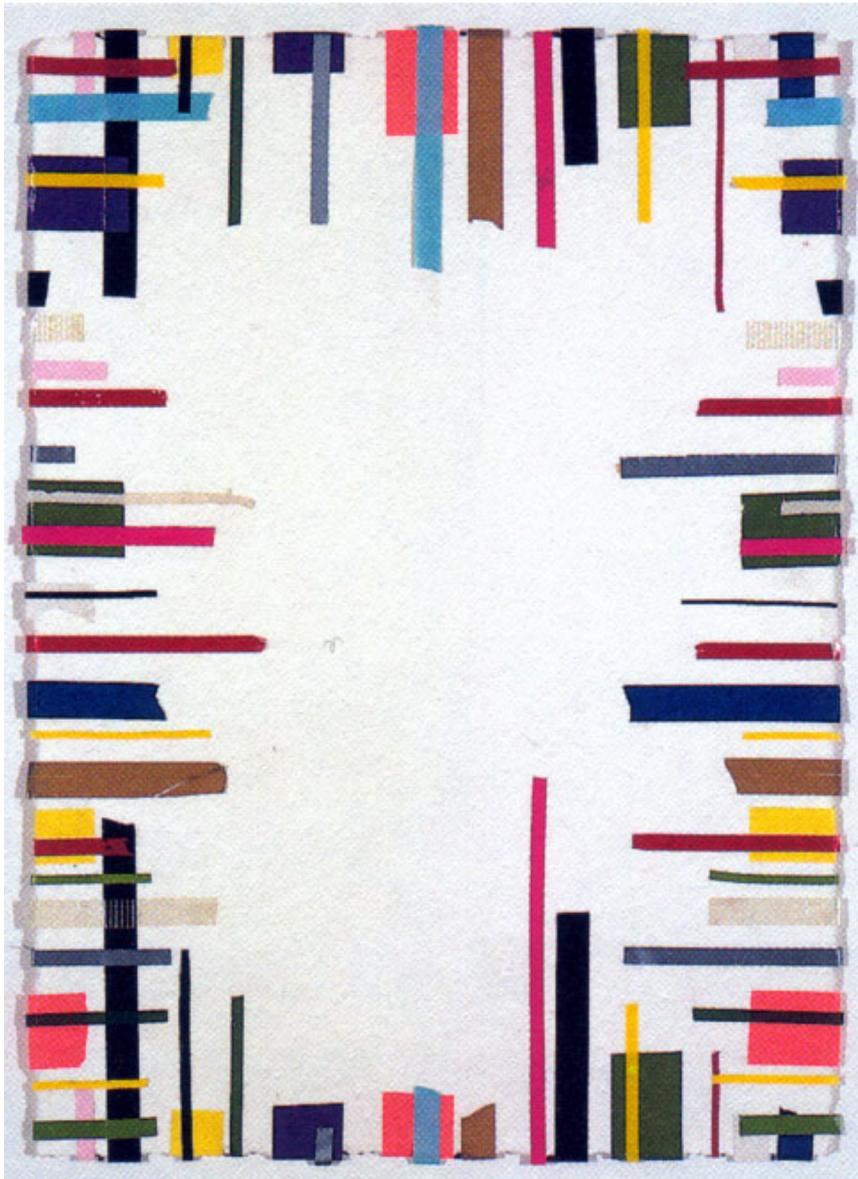
Werbung der Firma Poggenpohl
Abbildung aus: wallpaper magazines(Hg.): wallpaper, 10/ 2001 S. 230

Abb 25

Der Kampf zwischen Karneval und Fastenzeit, Pieter Bruegel d Ä, 1559
Abbildung aus: Hegger, Manfred: Wohnungen in der Stadt bauen. In: Wohnen und Wohnungen bauen. Katalog zur gleichnamige Ausstellung

Abb. 26

Wohnhaus mit Laden in Cluny, 12. Jhd
Abbildung aus: Camesasca, Ettore: Das Haus, Gütersloh, Berlin, München, Wien, 1971, S. 105



Zwischen Vision und Illusion – Zukunft Stadt

>>Unsere Gesellschaft lässt sich heute nicht mehr in ein geschlossenes Gesellschaftsmodell einordnen. Daher kann es heute auch keine Idealstädte mehr geben.<<

Diese These soll Anstoß sein, sich aktuell mit unserer Gesellschaftsstruktur und der gebauten Umwelt, mit Architektur und Städtebau als verräumlichte Ordnung und Organisation der Gesellschaft, auseinander zu setzen. Im Vorfeld gilt es daher, diese These in Bezug zu der Entstehung von Idealstädten und Stadtutopien zu stellen.

Idealstädte und Stadtutopien – allgemeiner Hintergrund

Krisenzeiten, gesellschaftliche Missstände, schlechte Lebensbedingungen, Um- und Aufbruchstimmungen, aber auch technische Errungenschaften gaben seit jeher Anlass, die jeweilige Gesellschaftsstruktur kritisch zu hinterfragen und neue Ordnungen und Visionen gesellschaftlicher als auch städtebaulicher Modelle zu entwerfen.

So erzielte beispielsweise der englische Parlamentarier Thomas Morus mit seinem Gesellschaftsmodell und gleichnamigen Zukunftsroman „Utopia“ aus dem Jahr 1516 entscheidende Auswirkungen auf die utopische Architektur.

Neben einer neuen gesellschaftlichen Gesamtordnung beschreibt er mit dem Entwurf der „Insel Utopia“ auch eine räumlich städtebauliche Struktur.

Von diesem Moment an sind Modelle gesellschaftlicher Neuordnung, welche über die zeitgenössischen Bedingungen hinaus weit in extrem veränderte gesellschaftliche Zustände vorstoßen, oftmals gekoppelt mit dem Bemühen auch visionäre Architekturkonzeptionen, Utopien einer „Neuen Stadt“ zu konkretisieren.

Utopische Welten weisen sich aus als insulare Orte, losgelöst von historischen, kulturellen oder geographischen Bindungen. Der



Abb. 2
Thomas Morus,
Die Insel Utopia, 1516

Gemeinschaft, den kollektiven Werten verpflichtet, sind sie aus heutiger Sicht geprägt von einem eher negativen Bestreben nach Standardisierung des Lebens durch strenge Reglementierung und hierarchische Ordnung.

Mit den Entwürfen idealer Städte hingegen wurde der Versuch unternommen, den gesellschaftlichen, materiellen und ästhetischen Vorstellungen eines Herrschers Ausdruck zu verleihen und vielfach auch seine Machtstrukturen zu untermauern.

Idealstädte und Stadtutopien – historischer Überblick

Neben zahllosen Entwürfen und Realisierungen von Idealstädten entstanden in den Köpfen revolutionärer Denker auch immer wieder Visionen und Utopien extremer Zukunftswelten. Im folgenden Kapitel soll ein Überblick historischer wichtiger Idealstadtplanungen und Utopien gegeben werden.

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches und der Völkerwanderung in Europa kommt es im Mittelalter zu zahlreichen Stadtgründungen, die ab dem 11. Jahrhundert allmählich zu Handelsstädten heranwachsen.

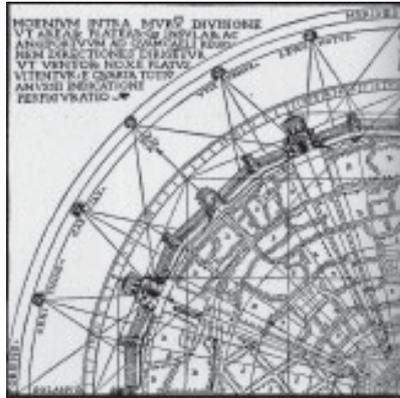
So steht die Stadt im Mittelalter als Symbol für merkantilen Wohlstand, aber auch, auf Grund des raschen Bevölkerungswachstums in den

Städten, für Elend und schlechte hygienische Verhältnisse. Zu diesem Zeitpunkt sind Idealstadtplanungen noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung, vielmehr folgt die Stadtplanung pragmatischen Überlegungen. Die Menschen nehmen ihr Schicksal als gottgegeben hin in der Hoffnung auf ein besseres, ideales Leben im Jenseits.

Mit der Rückbesinnung auf die Antike, der Entwicklung neuer technischer Möglichkeiten wie z. B. der Zentralperspektive, der Entdeckung Amerikas und der Begegnung mit anderen hoch entwickelten Kulturen wie beispielsweise der des frühen Mexikos, aber auch auf Grund des neuen Selbstverständnisses des Menschen als geistiges Individuum im Zuge der Reformation, bricht ein neues Zeitalter an.

In der Renaissance wird die Stadt als Planungsgegenstand entdeckt, den es zu gestalten bzw. zu verbessern gilt. Die ideale Gestalt und Struktur einer Stadt sind für Theoretiker und Architekten der Renaissance gleichzusetzen mit einer harmonischen und vernünftigen Lebensweise.

In Anlehnung an das kulturelle Erbe der Antike folgen die Entwürfe der Idealstädte von nun an rationalen Planungen und sind meist geprägt von einer strengen geometrischen Ordnung.



Nach der Wiederentdeckung der Werke von Vitruv, dessen radiale Stadtanlagen mit mittiger Zentrumsbildung Vorbildcharakter für weitere Idealstadtplanungen sind, konzipiert der Italiener Antonio Filarete 1465 die auf einem regelmäßigen Achteck basierende Idealstadt Sforzinda. Auf Grund ihrer polygonalen Ummauerung eignet sie sich hervorragend zu Verteidigungszwecken der Stadt. Im 16. Jahrhundert dient sie als Vorbild für zahllose Befestigungsanlagen, zu denen sich die Städte zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Wohlstandes



Abb. 3
Vitruv'scher Stadtplan, 1521

Abb. 4
Palmanova, 1597

entwickeln. Die wichtigste realisierte und auch noch erhaltene Idealstadt heißt Palmanova bei Udine, ab 1593 von Scamozzi erbaut. Aber auch das aufstrebende Fürstentum und absolutistische Herrscher bedienen sich neuer städtebaulicher Konzeptionen, um ihre Machtstrukturen auszubauen.

Die Zeit der Aufklärung ist auch das Zeitalter moderner Wissenschaften. So sind die beiden französischen Revolutionsarchitekten Ledoux und Boullée, die inhaltlich zwar dem französischen Hof nahe stehen, vom Fortschrittsglauben und einer bislang ungekannten Naturverehrung beeinflusst und ergriffen. Ihre Architekturzeichnungen, welche die Welt der Phantasiearchitekturen zwar nicht verlassen, sind Zeugnis der Begeisterung für die Newton'schen Wissenschaften, für den Kosmos, die Unendlichkeit und die Ewigkeit.

Architektonisch weit weniger spektakulär als beispielsweise der gigantische Kenotaph für Newton von Boullée ist die von Ledoux in mehreren Etappen realisierte „Idealstadt Chaux“ von 1775-78, in der Nähe von Besancon, heute UNESCO-Weltkulturerbe. Abweichend von seinen Entwürfen, welche er in späteren Jahren immer wieder überarbeitet, handelt es sich bei der Saline de Chaux um eine übersichtliche, dem menschlichen Maßstab entsprechende Stadtan-

lage. Die Besonderheit liegt hier in einer „bislang ungekannten konzeptionellen Durchformung in bezug auf Ökonomie, Handel, Ausbildung, Freizeitgestaltung, Rechtssprechung und Kultur“, welche philosophisch angeblich auf dem von Platon entworfenen Staat aufbaut. (Thomsen, 1995, S. 60)



Die industrielle Revolution in England, aber auch die feudale Agrarkonstitution in Frankreich führen Ende des 18./Anfang 19. Jahrhundert zu einer zunehmenden Ausbeutung und Verelendung der Bevölkerung.

Die „utopistischen Sozialisten“ Robert Owen in England und Charles Fourier in Frankreich entwickeln daraufhin unterschiedliche Vorstellungen einer Idealstadt zur Beseitigung der Missstände mit

dem Ziel einer sozialen Gleichstellung der Arbeitergesellschaft. Ihre Stadtvisionen entsprechen jedoch eher traditionellen bzw. vertrauten Architekturvorstellungen. Das von Fourier konzipierte Phalanstère ist beispielsweise der Formen- und Architektursprache absolutistischer Schlossanlagen entliehen, obwohl er mit seiner Vision soziale Inhalte verwirklichen wollte.

Ein 'Palast für die Menschheit' ist seine Antwort auf die räumliche Enge und kleinteilige Bebauungsstruktur der Arbeitersiedlung.



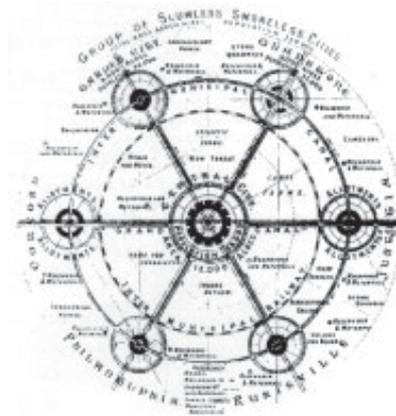
Mit dem 19. Jahrhundert entstehen die großen Metropolen. Infolge anhaltender Landflucht, aber auch auf Grund eines enormen Bevölkerungswachstums, einhergehend mit einem ungeordneten Anwachsen der Städte und einer totalen Grundstücksausnutzung während der zweiten Hälfte der Industrialisierung, verschlechtern sich die Lebensbedingungen in den Städten auf dramatische Weise. Die Stadt als Moloch wird zum Sinnbild allen Übels.

Abb. 5, links oben
Etienne-Louis Boullée Newton'sche Kenotaph, 1784

Abb. 6, links unten
Claude-Nicolas Ledoux
Saline de Chaux, 1804

Abb. 7, rechts
Charles Fourier
Plan eines Phalanterium, um 1840

Dies war Anlass für viele Kritiker u.a. auch für den englischen Sozialreformer Ebenezer Howard, sich der Neuordnung der Stadt unter Aufhebung der sozialen Ungerechtigkeit anzunehmen. Mit seiner Idee der Gartenstadt, welche er in dem Buch „Garden City of Tomorrow“ aus dem Jahre 1902 beschreibt, sucht er einen Ausweg aus dieser Misere. Er ist davon überzeugt, dass durch die physische Umgebung einer aufgelockerten Stadt im Grünen positiv Einfluss auf die Gesellschaftsstruktur genommen werden kann.



1903 wird nach dem Entwurf der Architekten Barry Parker und Raymond Unwin mit der ersten Gartenstadt, der Anlage von Letchworth begonnen.

Howard's Konzeption steht wenige Jahre später Pate für die Gartenstadt Hellerau aus dem Jahre 1910 bei Dresden, u.a. von

Riemerschmid, und dient vielen weiteren Gartenstädten und auch Vorstädten als Vorbild.

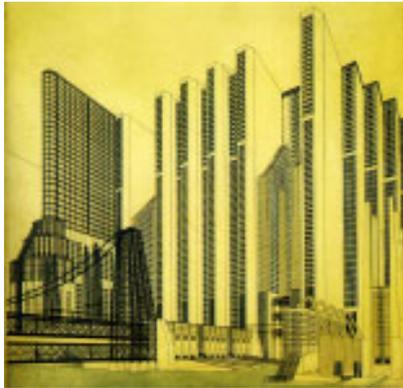
Die Zukunftsvisionen zu Beginn des 20. Jahrhundert sind geprägt von einem weiteren Anstieg der Bevölkerung, umgreifender Raumnot und zunehmender Zersiedlung, der Um- und Aufbruchstimmung infolge der Russischen Revolution und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, aber auch und vor allem von einer allgegenwärtigen Technikbegeisterung. Die technischen Neuerungen scheinen sich geradezu zu überstürzen und den Anbruch eines neuen Zeitalters einzuläuten.

Im Zuge dessen entstehen kühne und immer gewaltigere, den menschlichen Maßstab vielfach ignorierende Stadtplanungen als Ausdruck technischen Fortschrittes und dessen Vorherrschaft der Maschinen über die Menschen.

In Italien entwickeln die Futuristen Mario Chiattone und Sant' Elia Visionen neuer Städte, die weit in den Himmel ragen. Ihre Arbeiten haben einige Jahre später maßgeblichen Einfluss auf die kühnen Projekte der russischen Avantgarde.

In Frankreich verbreitet sich die Vorstellung, dass die Ordnung der Gesellschaft und der Städte im Maschinenzeitalter nicht mehr durch

Abb. 8
Ebenezer Howard
Garden City of Tomorrow, 1902



Sein Entwurf einer „zeitgenössischen Stadt für drei Millionen Einwohner“ aus dem Jahre 1922 kann hier exemplarisch genannt werden.

Erst allmählich wird erkannt, dass das unkontrollierte Anwachsen der Städte seit der Industrialisierung keine rein formale Angelegenheit ist, sondern vielmehr wirtschaftliche und soziale Prozesse die Lebensverhältnisse und das Zusammenleben in der Stadt generieren.

Politiker, sondern vielmehr durch Industrielle, Wissenschaftler und Künstler zu gestalten sei. So sieht sich Le Corbusier als „Meisterplaner“ geradezu verpflichtet, dem Chaos der Städte der Industriezeit durch eine radikale Neuorganisation, auf der Basis sozialer Gleichheit, Einhalt zu gebieten und neue Perspektiven aufzuzeigen.

Eine kleine Gruppe von Architekten und Stadtplanern untersucht die tatsächlichen Lebensverhältnisse in der Stadt und diskutiert mögliche Konsequenzen auf internationalen Kongressen für Moderne Architektur, CIAM, (Congrès Internationaux pour l'Architecture Moderne. Der erste Kongress findet 1928 in La Sarraz statt.)

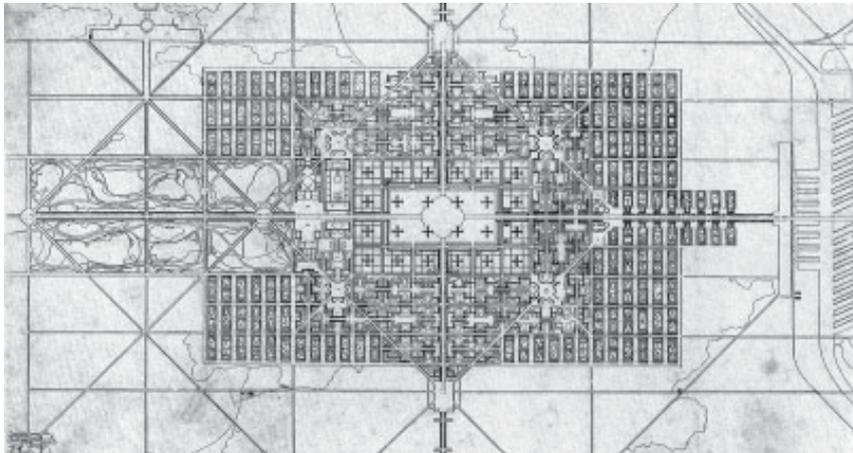


Abb. 9
Mario Chiattone
Gebäude für eine moderne Metropole, 1914

Abb. 10
Le Corbusier
Paris, Eine zeitgenössische Stadt für 3 Millionen Einwohner, 1922

Auf dem IV. CIAM in Athen und der 1933 daraus hervorgegangenen Charta von Athen wird eine Unterteilung der Stadt in die Funktionsbereiche „Wohnen, Arbeiten, Sich Bewegen und Sich Erholen“ manifestiert. Die Moderne ist somit nicht auf der Suche nach der idealen städtebaulichen Gesamtlösung, vielmehr wird ein neues, ideales Leitbild von der Stadt der Zukunft aufgezeigt.

Die konsequente Umsetzung der Postulate der Charta von Athen, sprich die Unterteilung der Stadt in räumlich getrennte Funktionsbereiche, welche bei dem Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg angewandt wurde, prägt bis heute unsere Städte.

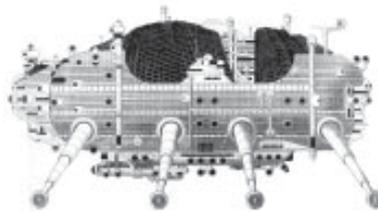


Abb. 11
Ron Herron, Archigram
Walking-City, 1964

Abb. 12
Kisho Kurokawa
Helix-City, 1961

In den 60-er / 70-er Jahren entstehen, einhergehend mit einer zweiten Welle der Technikbegeisterung infolge der Eroberung des Weltalls und einer anhaltenden Verherrlichung des Automobils und der



individuellen Mobilität, erneut phantastische Utopien. Man denke nur an die Science-Fictionartige Architektur der Gruppe Archigram, wie beispielsweise die „Walking-City von Ron Herron aus dem Jahre 1964 oder die „Plug-in-City“ von Peter Cook, aus den Jahren 1964-66.

In Japan entwirft und realisiert eine Gruppe junger Architekten und Stadtplaner (Kikutake, Otaka, Maki, Kurokawa, ab 1964 Tange, Isozaki), die sich als Metabolisten bezeichnen, städtebauliche Megastrukturen.

Ihr Hauptinteresse gilt der Stadt der Massengesellschaft und der zunehmenden Verdichtung in den japanischen Großstädten. Sie verstehen die Gesellschaft als lebendigen Prozess und entwickeln Entwürfe erweiterbarer Großstrukturen, infolge dessen mächtige Turmstädte entstehen und ganze Städte aufs Meer hinausgebaut werden.

Leben heute - aktuelle Veränderungen

Nach der historischen Übersicht erscheint die Beschäftigung mit den aktuellen gesellschaftlichen, wie Arbeitsmarkt bedingten wirtschaftlichen Veränderungen und deren mögliche Auswirkungen auf unser gesellschaftliches Zusammenleben als auch auf die gebaute Umwelt, auf Architektur und Städtebau, zunehmend an Bedeutung zu gewinnen. In diesem Zusammenhang stellt sich somit auch die Frage, ob die heutigen Lebensumstände erneut Anlass geben, Visionen und Modelle eines, womöglich, besseren Lebens zu entwerfen. Um dies beantworten zu können, werden im folgenden Abschnitt die aktuellen Lebensverhältnisse und Veränderungen skizzenhaft aufgerissen.

Seit Anfang der 80-er Jahre vollzieht sich ein Wandel von der Ersten zur Zweiten Moderne.

Diese ist gekennzeichnet durch postfordistische Produktionsmethoden, das Auftauchen des Computers, weltweiten Transport- und Kommunikationsnetzen, einer zunehmenden Individualisierung unserer Gesellschaft und sogenannter Risiko-Biographien. Soziale und wirtschaftliche Unsicherheit verändern unser Zusammenleben gegenüber den Nachkriegsjahren.

Mit dem Generationsbruch der 68-er vollzieht sich in unserer Gesellschaft ein Individualisierungs-

prozess, begleitet von einer Pluralisierung der Lebens- und Haushaltsformen. Dies führt gegenüber den 50-er und 60-er Jahren, welche geprägt waren von weitestgehend einheitlichen Lebensmustern und standardisierten Wohnvorstellungen und -bedürfnissen, zu einer komplexen und heterogenen Gesellschaftsstruktur, welche folglich auch einen veränderten Bedarf an Wohn-, Arbeits- und Lebensformen aufzeigt.

So hat in erster Linie eine quantitative Verschiebung von der Standard-Kleinfamilie mit 1-2 Kindern hin zu einer Vielzahl von Ein- und Zweipersonenhaushalten stattgefunden. Von insgesamt 38,7 Mill. Haushalten in Deutschland nehmen im Jahr 2002 allein die Einpersonenhaushalte ca. 37% und Zweipersonenhaushalte ca. 34% ein, zusammen betrachtet gut 70% ein. (Quelle: Statistisches Bundesamt (Hg.): Mikrozensus 2002 - Haushaltstypen, Bonn 2003)

Im Zuge der Individualisierung haben in den letzten Jahrzehnten vor allem die Haushaltsformen Singles, Studenten, junge Berufstätige, Alleinerziehende, kinderlose Paare u.a. an Bedeutung gewonnen. Die größte Gruppe der Einpersonenhaushalte bilden alleinstehende ältere Menschen, deren prozentualer Anteil in den nächsten Jahrzehnten auf Grund rückläufiger

Geburtenzahlen auch weiter zunimmt.

Sind im Jahr 2001 ca. 24% der Bevölkerung 60 Jahre und älter, wird der prozentuale Anteil dieser Gruppe im Jahr 2050 auf ca. 37% ansteigen und unsere Bevölkerungsstruktur nachhaltig verändern. (Quelle: Statistisches Bundesamt (Hg.): Bevölkerung Deutschlands bis 2050 - Ergebnisse der 10. koordinierten Bevölkerungsvoraberechnung 2002, Wiesbaden 2003)

Betrachtet man die Prognosen der Bevölkerungsentwicklung der nächsten 50 Jahre, so wird unsere Bevölkerung von heute rund 82,5 Mill. Menschen auf ca. 75 Mill. Menschen schrumpfen. Dieser Prognose liegen folgende Annahmen zu Grunde: Konstante Geburtenhäufigkeit von durchschnittlich 1,4 Kindern pro Frau; Erhöhung der Lebenserwartung bei Geburt bis zum Jahr 2050 für Jungen auf 81,1 Jahre und für Mädchen auf 86,6 Jahre und ein jährlicher positiver Wanderungssaldo von rund 200.000 Personen.

(Quelle: Statistisches Bundesamt (Hg.): Bevölkerung Deutschlands bis 2050 - Ergebnisse der 10. koordinierten Bevölkerungsvoraberechnung 2002, Wiesbaden 2003)

Neben den gesellschaftlichen, kommt es auch auf dem Arbeitsmarkt zu einschneidenden Veränderungen. Ab Mitte der 80-er Jahre setzt sich der „Personal Computer“

als moderne, hochtechnisierte Schreib- und Rechenmaschine weltweit durch. Parallel schreitet die Tertiärisierung der Gesellschaft voran, der Dienstleistungssektor wird weiter ausgebaut. Es vollzieht sich ein struktureller Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft. Mit dem Jahr 1993 ist das World Wide Web für fast alle Menschen, sofern sie über einen PC und einen Internet-Anschluss verfügen, Wirklichkeit geworden. Durch diese technische Errungenschaft eröffnen sich schlagartig neue Möglichkeiten in der Arbeitswelt. Es entstehen völlig neue Arbeitsformen mit maßgeblichen Veränderungen in der Arbeitsstruktur und -organisation. Heute ermöglichen weltweite Informations- und Kommunikationsnetzwerke via Internet geradezu eine Überwindung von Raum und Zeit, sprich Arbeit ist für viele Berufstätige orts- und zeitunabhängig geworden. Und die Entwicklungen scheinen in atemberaubender Geschwindigkeit weiter voranzuschreiten.

Diese rasanten Entwicklungen bieten beispielsweise auch Anlass für den Soziologen Richard Sennett, ein recht kritisches Bild vom Leben in der Zukunft zu skizzieren. In seinem Buch „Der flexible Mensch“ beschreibt er sehr anschaulich das Auseinanderdriften von Arbeits- und Sozialwerten. Veränderte Arbeitsformen und -strukturen, wirtschaftli-

che Unsicherheit, ein extremer Wettbewerb unter den einzelnen Arbeitnehmern auf dem Arbeitsmarkt, höhere Anforderungen an Kompetenz und Flexibilität, Bereitschaft zu räumlicher und zeitlicher Mobilität, widersprechen vielfach den Wertvorstellungen wie Kontinuität und Vertrauen im zwischenmenschlichen Miteinander. In dem Strudel der Veränderungen droht gar der Verlust von Vertrautem, von tradierten Wertvorstellungen und hinterlässt vielfach ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Schnellebigkeit der Entwicklungen.

Doch der Wandel ist nicht aufzuhalten, und dies wird wohl auch zu einem veränderten Verständnis der Stadt führen, und somit die Bedeutung der Stadt verändern. Infolge der Verdichtung von High-Tech- und Dienstleistungsunternehmen in den Zentren der Städte wird es neben hochqualifizierten und besser bezahlten Jobs eine Unzahl schlecht oder unterbezahlter Dienstleistungsjobs geben. Dies führt u.a. zu einer weiteren Aufspreizung der sozialen Schere in eine kleine Gruppe Reicher und eine immer größere Gruppe Armer als Auswirkung und Ausdruck der Informationsgesellschaft.

Visionen – heute?

Alles ist im Umbruch, nichts scheint mehr von Bestand und Bedeutung zu sein. Zu Beginn des 21. Jahrhun-

dert droht der Zusammenbruch des Sozialstaates, die Arbeitslosenzahlen steigen, Arbeit wird zum Privileg, soziale Bindungen lösen sich auf, selbstdefinierte Lebensstile treten immer stärker in den Vordergrund. Stehen unsere Gesellschaft und somit unsere Städte tatsächlich kurz vor dem Zusammenbruch? Und ist dies vielleicht der Moment, in welchem Visionen einen Weg aus der Krise aufzeigen?

Leider scheint es kaum realisierbare Modelle einer Neuordnung zu geben, die diesen Entwicklungen Rechnung tragen, geschweige denn, dass hier von visionären Modellen die Rede sein könnte.

Zwar gibt es die verschiedensten Lösungsansätze. So sieht beispielsweise Ulrich Beck den Ausweg in einer „engagierten Bürgergesellschaft“, die eine Umverteilung und in erster Linie Neudefinition der Arbeit vorsieht, welche neben der bezahlten Arbeit vor allem auf ehrenamtlicher, unbezahlter Arbeit und sozialem Engagement und Miteinander fußt. (Vgl. Beck, Ulrich: Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft, Frankfurt/Main 1999) Doch ob und wie visionär dieses Modell ist oder ob es vielleicht sogar in naher Zukunft Realität sein wird, wird sich zeigen. Eine bauliche Neuordnung wird damit jedoch nicht definiert.

Der eine oder andere wird sich gar die technischen Möglichkeiten zu nutze machen, und sieht die Zukunft in einem Leben im Cyberspace. (Vgl. Mitchell, William J.: City of Bits. Leben in der Stadt des 21. Jahrhunderts, Basel. Bosten. Berlin 1996)

Doch bedeutet ein Leben im Cyberspace immer eine Überlagerung von virtueller und realer Welt. Kann man sich doch nur schwerlich vorstellen, dass der Mensch sein ursprünglich anthropologisches Verständnis vom Menschen als Gemeinschaftswesen und Einzelwesen auf letzteres reduziert und auf physischen Austausch und Kommunikation zu Gunsten einer virtuellen Gemeinschaft verzichtet. Abgesehen davon, dass es immer auch Menschen wird geben müssen, die eine Grundversorgung elementar notwendiger Dinge der realen Welt für die im Cyberspace umherirrenden Freaks sichern, um deren Fortbestehen zu gewährleisten.

Ein Leben im Cyberspace, losgelöst von der realen Welt, wird somit eine Vision, gedanklicher Zufluchtsort und Utopie bleiben. Unsere reale, synchrone Stadt hingegen wird trotz technischer Revolution und Internet weiterbestehen. Als „Marktplatz“ wird die Stadt auch künftig immer noch Ort realer zwischenmenschlicher Begegnung, und physischen Austausches sein.

(Vgl. Maar, Christa/ Rötzer, Florian: Virtual Cities. Die Neuerfindung der Stadt im Zeitalter der globalen Vernetzung, Basel. Bosten. Berlin 1997)

Doch wie sieht sie aus die Stadt der Zukunft an der Schnittstelle von realer und virtueller Welt, die Stadt der scheinbar grenzenlosen technischen Möglichkeiten, die Stadt der Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft? Wie wirken sich die strukturellen Veränderungen in der Arbeitswelt und der gesellschaftliche Wandel letztendlich auf unsere Städte aus?

Blickt man auf die Realität, stellt man fest, dass auf städtebaulicher Ebene bislang kaum auf die großen Veränderungen unserer Zeit reagiert wird. Des weiteren wird der Eindruck vermittelt, dass unsere Städte trotz der allgemeinen Umbruchstimmung im großen und ganzen immer noch gut zu funktionieren scheinen.

In Deutschland stößt man zudem auf ein enormes innerstädtisches Bauflächenpotential an Brach- und Konversionsflächen ehemaliger Industrie-, Bahn-, Hafenanlagen und Militärgelände.

Fazit

In Anbetracht der zuvor beschriebenen unterschiedlichsten Entwicklungen und Prognosen, dem Strukturwandel in der Arbeitswelt, dem Einsatz neuer Technologien, der Pluralisierung der Lebens- und Haushaltsformen, dem Rückgang der Bevölkerung und der Überalterung der Gesellschaft scheint es weder aus gesellschaftlicher noch aus stadtplanerischer Sicht ein in sich abgeschlossenes Modell zu geben, welches der Komplexität aller, unser Leben beeinflussenden Faktoren, umfassend Rechnung tragen könnte.

Zudem hat auch die Vergangenheit gezeigt, dass idealisierte Gesellschaftsmodelle stark zu einer Uniformierung der Menschen führen. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Individualisierungstendenz unserer Gesellschaft scheidet ein zur Uniformierung neigendes Gesellschaftsmodell als Vision aus.

Abschließend kann man wohl sagen, dass es aus heutiger Sicht auch eigentlich keiner neuartiger Städtebauvisionen bedarf.

Vielmehr gilt es, die Möglichkeiten in einer veränderten Funktions- und Nutzungsstruktur der Stadt zu suchen. Nach jahrzehntelanger Trennung der Funktionen, gemäß den Postulaten der Charta von Athen 1933, und deren konsequenter Umsetzung nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt die Stadt heute mit

der erneuten Aussicht auf Nutzungsmischung eine Chance der Wiederbelebung.

Für die Stadt bedeutet diese Entwicklung, Rückbesinnung auf traditionelle Funktionen und Qualitäten der Stadt als Ort gelebter Vielfalt.

So präsentiert sich die Stadt heute wieder als der geeignete, mutig ausgedrückt „ideale“ Ort, an welchem alle Funktionsbereiche des Lebens nebeneinander bestehen können und sich veränderte Wohn-, Arbeits- und Lebensmodelle im Sinne einer nachhaltigen Stadtentwicklung realisieren lassen.

Als flexible Struktur muss und kann die Stadt von heute, sofern die richtigen politischen und planerischen Weichen gestellt werden, auch langfristig Veränderungen zulassen.

Die Nutzung innerstädtischer Bauflächenpotentiale nach dem Motto „Innenentwicklung statt Aussenentwicklung“ steht am Anfang eines Weges, der einem Paradigmenwechsel in der Stadtplanung folgt. (Vgl. Beiträge zur Stadtentwicklung 34, Nachhaltiges Bauflächenmanagement Stuttgart)

Der realen Stadt, bzw. dem Umbau der bestehenden Stadt als greifbar nahe Vision bietet sich somit die Chance einer unmittelbar bevorstehenden Realisierung.

Literatur

Arch+ Zeitschrift für Architektur und Städtebau, H. 158: Houses on Demand, Mass Customization in der Architektur, Aachen 2001

Beck, Ulrich: Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft, Frankfurt/Main 1999

Bollerey, Franziska: Architekturkonzeptionen der utopischen Sozialisten. Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozess, Berlin 1991

Cook, Peter: Archigram, Basel. Bosten, Berlin 1991

Eaton, Ruth: Die ideale Stadt. Von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin 2001

Feuerstein, Günther: Visionäre Architektur. Wien 1958/1988, Berlin 1988

Maar, Christa/ Rötzer, Florian: Virtual Cities. Die Neuerfindung der Stadt im Zeitalter der globalen Vernetzung, Basel. Bosten. Berlin 1997

Mitchell, William J.: City of Bits. Leben in der Stadt des 21. Jahrhunderts, Basel. Bosten. Berlin 1996

Müller, Werner/ Vogel, Gunther (Hg.): dtv-Atlas zur Baukunst. Tafeln und Texte, München 1981

Schader-Stiftung (Hg.): wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens, Darmstadt 2001

Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 2000

Stadelmann, Kurt/ Wolfenberger, Rolf: Museum für Kommunikation Bern (Hg.): Wunschwelten. Geschichten und Bilder zu Kommunikation und Technik, Zürich 2000

Statistisches Bundesamt (Hg.): Mikrozensus 2002 - Haushaltstypen, Bonn 2003

Statistisches Bundesamt (Hg.): Bevölkerung Deutschlands bis 2050 - Ergebnisse der 10. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung 2002, Wiesbaden 2003

Thomsen, Christian W.: Architekturphantasien. Von Babylon bis zur virtuellen Architektur, München 1994

Landeshauptstadt Stuttgart in Verbindung mit dem Ministerium für Umwelt und Verkehr Baden-Württemberg (Hg.): Beiträge zur Stadt-

entwicklung 34, Nachhaltiges
Bauflächenmanagement Stuttgart
(NBS), Schlussbericht, Stuttgart April
2003

Vercelloni, Virgilio (Hg.): Europäische
Stadtutopien. Ein historischer Atlas,
München 1994
Wüstenrot Stiftung (Hg.):
Wohnbauen in Deutschland,
Stuttgart und Zürich 2002

Abbildungen

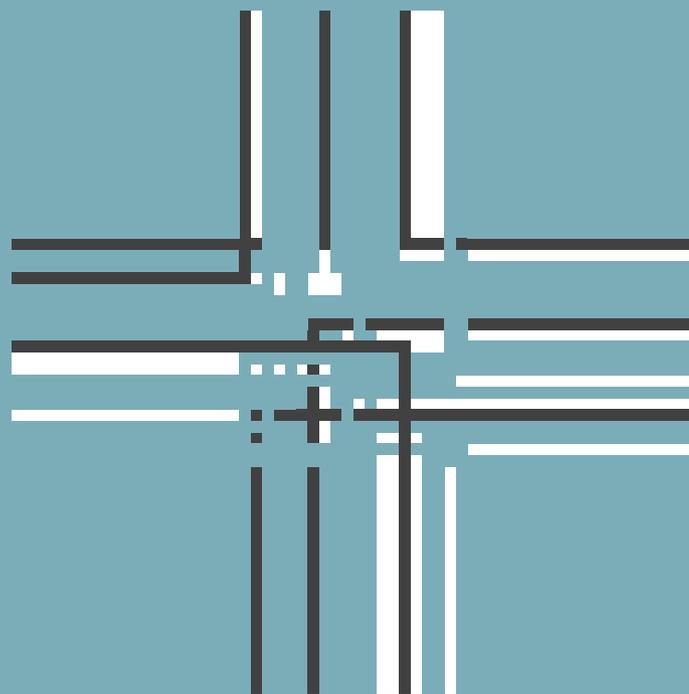
Abb.1
Zoderer, Beat: Für alle Fälle.
Ausstellungskatalog, Nürnberg 1999

Abb.2 - 5, 7, 9, 12
Eaton, Ruth: Die ideale Stadt. Von
der Antike bis zur Gegenwart, Berlin
2001

Abb.6
Feuerstein, Günther: Visionäre
Architektur. Wien 1958/1988, Berlin
1988

Abb.8, 10
Vercelloni, Virgilio (Hg.): Europäische
Stadtutopien. Ein historischer Atlas,
München 1994

Abb.11
Cook, Peter: Archigram, Basel.
Bosten, Berlin 1991



Einleitung

Geopolitisch sich ändernde Machtverhältnisse, der Strukturwandel in der Industrie und neue Informationstechnologien sind in groben Zügen die Rahmenbedingungen, in denen sich unser Alltag verändert und mit Sicherheit noch weiter verändern wird. Wir befinden uns am Beginn eines Prozesses, der die weitere und stetige Umgestaltung unseres Lebens zur Folge haben wird. So hat sich auf Architektur und Stadtplanung bezogen unter dem Stichwort „Wohnen und Arbeiten“ ein unter Architekten sehr beliebtes Diskussionsfeld aufgrund der Veränderungen in unserer Gesellschaft ergeben. Inwiefern sind jedoch Nicht-Architekten für dieses Thema sensibilisiert, die Menschen, für die wir als Planer Gebäude entwerfen? Laufen wir als Architekten nicht Gefahr, mit unserer schnellen Begeisterung für fortschrittliche Themen, am tatsächlichen Bedarf und an den Bedürfnissen der Menschen vorbei zu planen?

Umfrage

Um die Meinung und den Informationsstand unter Nicht-Architekten empirisch fest zu stellen, führte ich eine Befragung/Gespräch mit ca. 100 Personen in der Ludwigsburger Fußgängerzone durch. So gut es ging achtete ich auf einen sozial, altersmäßig und bezogen auf die Bildung durchmischten Personenkreis. So waren die Befragten zu je

etwa einem Drittel unter 30 Jahre alt, zwischen 30 und 50, sowie über 50. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass ca. 30% der Befragten Akademiker waren. Nach einer kurzen Einleitung über den Hintergrund der Befragung (Seminar an der Uni Stuttgart), fragte ich konkret: „Was stellen Sie sich unter dem Schlagwort „Wohnen und Arbeiten“ vor, welche Bilder oder Vorstellungen ruft es bei Ihnen hervor?“ Der „fest“ überlegte Rahmen war auf diese Frage begrenzt; in der Regel entwickelte sich daraus ein Gespräch, während dessen ich versuchte weiteres herauszufinden: Beruf, Wohn-/ Lebenssituation der/ des Befragten, ob und wenn ja wie sie/ er sich für sich selbst ein wohnungsnahes/ wohnungsintegriertes Arbeiten vorstellen könnte oder sogar wünscht.

Ergebnisse

Die große Mehrheit, ca. 90%, der Befragten versteht unter „Wohnen und Arbeiten“ das Wohnen und das Erledigen der hauptberuflichen Tätigkeit „unter einem Dach“, von „zu Hause aus“. Die Restlichen ca. 10% gingen von Tätigkeiten aus, die man in einem speziellen Raum der Wohnung ausübt, die aber nichts mit dem Beruf zu tun haben, sondern nur dem Arbeiten in der Freizeit dienen (Hobbyräume, „Arbeitszimmer“, Werkbank im Keller etc.). Gemäß der Vorstellung der genannten Mehrheit wird dabei mindestens ein Raum der Wohnung für die

berufliche Arbeit bestimmt, evtl. sogar ein ganzes Geschoss im eigenen Wohngebäude belegt. Als „Arbeiten“ in diesem Zusammenhang wurden „Arbeiten am Computer“, Verwaltungs- und Dienstleistungsberufe genannt, Arztpraxen und kleine Handwerkerbetriebe. Es scheint, dass diese Menschen ihre Nennungen aus ihren bisherigen Lebenserfahrungen abgeleitet haben: Wohnen und Arbeiten in ein und demselben Gebäude als Existenzform einer privilegierten Minderheit von Selbstständigen, Freiberuflern und Künstlern.

Wenig erstaunt, dass bis auf 6 Personen alle der Meinung waren, diese Arbeitsform würde die Menschen sozial isolieren. Die für uns Menschen so elementar wichtigen zwischenmenschlichen Beziehungen würden verkümmern, der Heimarbeiter vereinsamen. Kontakte über e-mail und Telefon werden keinesfalls als dem persönlichen Zusammentreffen ebenbürtig eingestuft, im Gegenteil: einige (14) Befragte betonten, sie würden nur deshalb e-mail und Telefon zum Kommunizieren benutzen, weil es eben räumlich und zeitlich nicht anders geht, würden aber jederzeit den persönlichen Kontakt vorziehen! Überraschend fand ich weiterhin, dass sich so gut wie alle Befragten den Kontakt mit den Kollegen/ Kunden ausdrücklich wünschen, und das über den beruf-

lichen Rahmen hinaus: viele haben auch privat (guten) Kontakt zu den Kollegen.

Die Frage, ob sie (Tele-) Heimarbeit der Arbeit in den Räumen der Firma vorziehen würden, falls sie die Wahl hätten, verneinten 75% der Befragten: sie würden trotzdem die räumliche Trennung bevorzugen, v.a. wegen diesem Kontakt zu den Kollegen. Dabei konkretisierten viele diesen Wunsch nach „gebäudlicher“ Trennung, indem sie betonten, dass eine wohnungsnaher Arbeitsstelle wohl die allerbeste Lösung sei („mentaler Abstand“, „Firma als soziales Ereignis“, „kreatives Umfeld“, „positiver Druck durch Kollegen“, „effektiveres Arbeiten“ wurden genannt). Vier Befragte (Selbstständige) wünschen sich kleine und billige wohnungsnaher Gewerbeeinheiten mit guter Infrastruktur, auch müssten dies repräsentative Räume/ Gebäude sein (Kundenkontakt), und flexibel zu mieten/ wieder abzutreten. Die restlichen 25% würden gerne zu Hause arbeiten. Hier waren es im wesentlichen die herkömmlichen Lösungsvorschläge mit Arbeitsräumen in der Wohnung oder, am besten, in einem eigenen Geschoss mit separatem Eingang.

Sogenannte „Telehäuser“ mit Computerarbeitsplätzen und Sekretärinnen- und Konferenzraum-service sahen die Mehrheit kritisch

(Verantwortlichkeit? Anonymität! Synergieeffekte werden bezweifelt). Gegenbeispiel ist das eines Architekten, der zwecks Kostenersparnis und gegenseitiger Unterstützung mit weiteren 5 Personen (2 Architekten, jeweils ein Raumplaner, Landschaftsplaner, Anwalt) gemeinsam Büroräume nutzt, die technischen Geräte werden gemeinsam getragen (Drucker, Plotter, DSL - Anschluss, Küche etc.).

Als weitere Argumente für eine klare räumliche Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz wurden genannt: (Tele-) Arbeitsplätze zu Hause würden einen zu großen technischen und finanziellen Aufwand für die Firma bedeuten, Selbstständige müssten diesen Aufwand sowieso selbst tragen (wer finanziert den PC, weil er ja sicherlich auch privat genutzt wird, wer garantiert die Sicherheit der Datenleitungen für wichtige firmeninterne Daten, wie viele Software-Lizenzen braucht eine Firma usw.). Heimarbeit sei sowieso nur für einige Berufsgruppen denkbar, und daher von Natur aus auf eine bestimmte Anzahl begrenzt. Eine Person sah in Heimarbeit fast einen Strafbestand, da sie den Heimarbeiter vom menschlichen Grundbedürfnis nach zwischenmenschlichen Kontakten ausschließt... .

Fazit

Was ich an der Befragung zunächst erstaunlich fand, war die Tatsache, dass so gut wie alle Befragten mit dem Begriff „Wohnen und Arbeiten“ vertraut waren, und damit nicht genug: die Mehrheit war über aktuelle Tendenzen in der Stadtentwicklung informiert und konnte mit den Begrifflichkeiten umgehen, unabhängig vom Alter! Vielleicht liegt es an der hohen Präsenz dieser Themen auf kommunaler Ebene, in der Kommunalpolitik, oder an der Vielzahl neuer Wohn- und Gewerbegebiete der letzten ca. 10 Jahre... .

Klärend, und deshalb hier nochmals hervorzuheben, ist die Tatsache, dass (Tele-) Heimarbeit laut Umfrage eben nur für bestimmte Berufsgruppen überhaupt in Frage kommt, für die größere Anzahl der Berufe sich die Frage der Verlagerung der Arbeit nach Hause auch in nächster Zeit nicht stellt, ja nicht einmal von den Menschen erwünscht wird! Und das ist was mich am meisten überrascht hat: 75% der Befragten wünschen sich gar keinen Arbeitsplatz (im wahrsten Sinne des Wortes!) zu Hause, sondern lediglich wohnungsnah! Vielleicht stimmt da die Vorstellung des Planers/ Architekten, wohnungsinterne Räume zum Arbeiten anzubieten mit den Wünschen der Menschen/ Nutzer auch nicht überein... . Auf jeden Fall scheint es elementar wichtig zu wissen für wen genau man plant, um zu entscheiden, ob wohnungs-

interne Arbeitsräume Sinn machen. Und weiter: selbst bei den unter 30-jährigen Befragten gab es das Bedürfnis nach zwischenmenschlichem Austausch bei der Arbeit (29 von 35 Befragten unter 30 wünschten sich das so), es scheint also mit dem Fortschritt in der (Kommunikations-) Technik nicht unbedingt ein Umdenken bei den Wohn- und Arbeitswünschen zu geben (Günther Schöfl stellt 1995 in „Zu Hause arbeiten: Telearbeit“ etwas ähnliches fest, wenn er sagt: „Trotz Fernarbeit: Wohnen wie gewohnt“). Das „Vorantreiben“ des Themas scheint also in Freiberuflichen/Selbstständigen Kreisen zu passieren, nicht umsonst ist es ein unter Architekten so beliebtes Thema: für sie kommt diese Wohn- und Arbeitsform sicherlich besonders in Frage (auch wenn sich noch die Mehrheit der Studenten wünscht, im Arbeitsraum zusammen mit Kollegen zu studieren. Außerdem lässt es sich natürlich mit der Vorstellung, zur gesellschaftlichen „Avantgarde“ zu gehören, gut in Verbindung bringen. Vielleicht sollten wir Architekten jedoch beim Planen neben den natürlich berechtigten Visionen für die Zukunft (und für „Einige“) auch manchmal die tatsächlichen Bedürfnisse der Menschen heute mehr berücksichtigen.

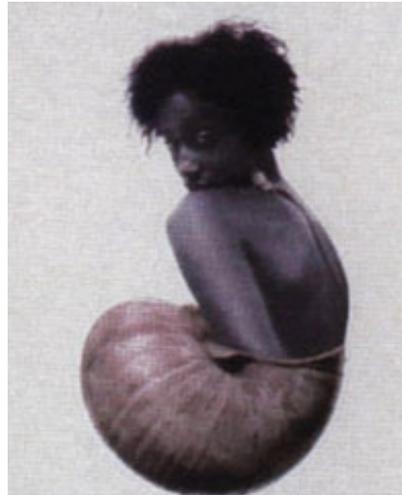
Von Hülle und Raum

Eine bewohnbare Hülle sollte alle Grundbedürfnisse des in ihr stattfindenden Lebens befriedigen. Einerseits muss eine notwendige Abgrenzung zur Umwelt möglich sein, um ein haltloses Ausfließen in die Umwelt und die Auflösung in einem größeren Zusammenhang zu verhindern. Andererseits muss die Hülle als wichtigstes Bindeglied in der Kommunikation zwischen Individuum und Umwelt eine durchlässige Membran sein, die auf unterschiedlichste Austauschbedürfnisse reagieren kann.

Leben ist nur innerhalb von Hüllgrenzen zu individueller Gestaltbildung und zum Austausch mit der Umwelt fähig. In der Natur finden alle entscheidenden Lebensprozesse an gerade diesen Übergangszonen der Hüllgrenze statt, deshalb kommt der Gestaltung dieser Bereiche in der Natur größte Bedeutung zu.

Je höher entwickelt das Individuum, umso höhere Anforderungen werden an die Hülle gestellt und umso abhängiger wird der Bewohner von seiner Hülle.

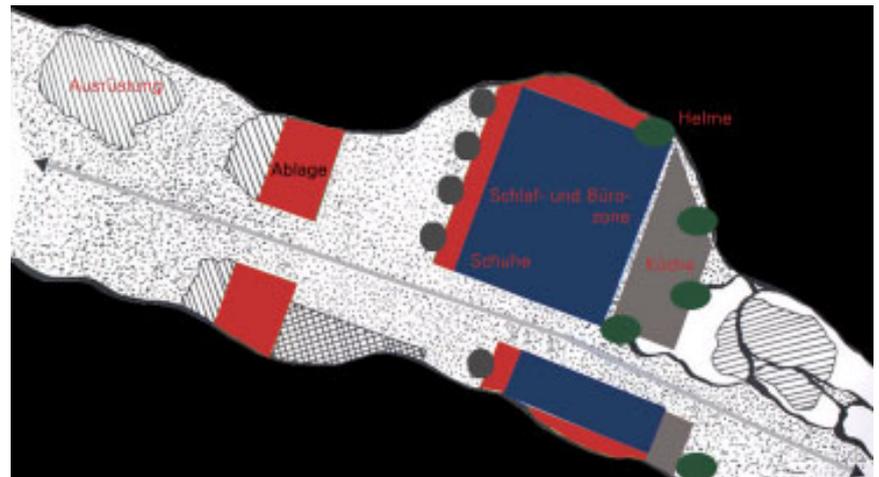
Das individuelle Erleben unterscheidet nicht zwischen baulicher und sozialer Hülle, beide Formen der Hülle durchdringen und erweitern sich im Empfinden und bilden dadurch, individuell wahrgenommene baulich-soziale Raumformen, sogenannte erweiterte seelische Hüllräume.



Höhlenbiwak

Ein Höhlenbiwak ist eine zeitlich begrenzte Wohn-, Lebens- und Arbeitsform in einer ungewohnten und teilweise unbekanntem Umgebung, die keinerlei Möglichkeit bietet zur Kontaktaufnahme mit der Außenwelt. Jedoch gerade unter solchen extremen Bedingungen definieren sich in kurzer Zeit typische Merkmale für Wohn- und Lebensbereiche heraus. Privat- und Gemeinschaftszonen sind schnell auf kleinstem Raum erkennbar und unterstützen die Sozialisation innerhalb der Gruppe. Hallen, Gänge und Schächte stellen das Umfeld in der Höhle dar. In diesen Bereichen wird tagsüber gearbeitet (klettern, laufen, vermessen und dokumentieren) bevor man abends in die provisorische Lebens- "oase" zurückkehrt und dort Daten auswertet und sich gemeinsam für den kommenden Tag abspricht. Solche festen Abläufe sind wichtig um das Zeitgefühl nicht

zu verlieren. Die Wohnform Höhlenbiwak würde ich als interessante Lebenserfahrung bezeichnen, die einem in unserer technisch geprägten Welt deutlich macht, welche Grundvoraussetzungen wirklich nötig sind um sich einen Lebensbereich zu schaffen.



WOHNEN
 ABSCHALTEN
 FREIZEIT
 ESSEN
 FREUNDE
 GEBORGENHEIT
 ZUHAUSE
 PRIVATHEIT
 INDIVIDUALITÄT

ZUKUNFT
 FLEXIBILITÄT
 OPTIONEN
 KOMBINATIONEN
 KOMMUNIKATION
 ALTERNATIVEN
 VERÄNDERUNG
 FREIHEIT
 ENTFALTUNG

ARBEITEN
 STRESS
 TERMINE
 PAUSE
 KOLLEGEN
 FAHRWEG
 ORGANISATION
 KONKURRENZ
 FINANZEN





Ich erhebe mich.

Wie sieht sie aus die Zukunft des Wohnens?

Gibt es bald "intelligente" Häuser, die über das Internet gesteuert werden können?

Ich kratze mich.

Und wie sieht es dann weiter?

Portable Wohnkabinen, die man immer dort aufstellen kann,

wo man es gerade braucht.

Ich wasche mich.

Die Frage ist, ob es die coolen Wohnung mitten in der Stadt

oder das Häuschen im Grünen überhaupt noch geben wird.

Ich ziehe mich an.

Die Zukunft des Wohnens lässt sich per Computer steuern.

Dort lassen sich sämtliche elektrischen Geräte, Leuchten, Fenster und Türen per Konsole steuern

und das auch per Internet oder Handy von unterwegs aus.

Ich beuge mich zur Arbeit.

Und die Arbeit - wäre die Zukunft nicht schöner ohne sie?

Ich informiere mich.

Verschiedene Arbeitszeitmodelle und Arbeitsformen ergeben ständig Veränderungen.

Aber schon vor hundert Jahren die meisten Menschen in der Landwirtschaft, später in der Industrie,

wird jetzt der Dienstleistungssektor immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Ich ärgere mich.

Wer weiß, wohin die Reise geht - vielleicht arbeiten in fünfzig Jahren ja

häufig Prozent der Menschen in der Medienbranche.

Ich beschwere mich.

Das Internet übernimmt immer mehr Funktionen,

aber die muss man auch nutzen können.

Ich rechtfertige mich.

Der mobile Computer der Zukunft ist nicht nur Arbeitsgerät oder Spielzeug,

sondern alles - vom transportablen Kino bis zum Kulturwerkzeug -

und das immer kleiner, leichter, leistungsfähiger und unabhängiger.

Ich reiße mich am Kniehmen.

Und das sind erst die Anfänge von Entwicklungen, die das Zeug haben, unsere Zukunft grundlegend zu verändern.

Ich entschuldige mich.

Ich beeile mich.

Auch im Agostellungsverhältnis trifft man immer häufiger flexible Formen der Arbeitsgestaltung:

Telearbeit statt Tradition.

Ich verabschiede mich.

Projekte statt 8-Stunden-Tag,

Leistung statt Anwesenheit,

Ich setze mich in ein Lokal.

wechselnde Teams statt alter Kollegen,

Job-Hopping statt Firmenjubiläum.

Ich sättige mich.

Ich betrinke mich.

Zum Beispiel ein Freelancer arbeitet selbstständig.

Die Vorteile der Selbstständigkeit sind nicht nur für die Informations-technische Elite da

nein alle Menschen mit der entsprechenden Qualifikation können sich auf eigene Beine stellen.

Ich amüsiere mich etwas.

Flüchtigkeiten Sicherheit eröffnet gleichzeitig ganz neuen Chancen.

Und macht Entscheidungswege kurz: Ich sage selbst, was Sache ist,

Ich mache mich auf den Heimweg.

und bin nur meinen Auftraggebern Rechenschaft schuldig.

Ich wasche mich.

In freien Arbeitsverhältnissen bleibt genug Freiraum für die persönliche Entfaltung

und das intensive Sammeln von Erfahrungen, die bei Bedarf auch in

einem festen Arbeitsverhältnis gut zu verwerten sind.

Ich ziehe mich aus.

Ich fühle mich sehr müde.

Auch der Schreibtisch verliert an Bedeutung und die neue Technologien eröffnen Möglichkeiten,

die vor 50 Jahren noch undenkbar waren: Arbeit unter Palmen!

Ich lege mich schnell hin.

Was soll aus mir werden.

Neben traditionellen Büros wird es immer mehr mobile Arbeitsplätze geben.

Alles, was wir brauchen sind Beilichtlampe, Laptop und ein schnurloses Netzwerk - egal wo!

wenn ich mal nicht mehr bin?

Eine Möglichkeit sich ins Unternehmen einzuklicken und auf diese Weise zu arbeiten,

statt auf einem Bürostuhl gefesselt zu sein.

(Robert Gernhardt)

24h
Universität Stuttgart_IWE
Lars Offergel 2090186

Wohnen und Arbeiten ist hier in einer abstrakten und haptischen Form dargestellt. Für die zwei Bereiche wurden verschiedene Materialien mit unterschiedlichen Eigenschaften gewählt.

Der weiche, warme und angenehme Stoff steht für das Wohnen. Dieses Material soll als Synonym für die Geborgenheit und das Wohlfühlen in den eigenen vier Wänden gelten. Für das Arbeiten wird ein metallisches, gebrauchtes und hartes Material verwendet, welches im Gegensatz zum Wohnen steht, da es beim Betrachter ein eher unangenehmes Gefühl hervorruft.

Während die zwei Bereiche in der Mitte streng voneinander getrennt sind, überlagern sie sich an den Rändern. Am linken Rand wirkt sich das Zusammenspiel von Wohnen und Arbeiten positiv aus, d.h. das weiche umschließt das harte Material, während am rechten Rand das metallische das weiche Material überlagert. In diesem Fall wirkt sich das Arbeiten zu Hause negativ aus. Allgemein lässt sich sagen, dass das Arbeiten zu Hause individuell unterschiedlich empfunden werden kann. Der Eine bevorzugt einen geregelten Tagesablauf mit einer Trennung von Wohnen und Arbeiten, um seine Freizeit zu Hause ohne Eindrücke von der Arbeit zu verbringen. Der Andere bevorzugt es, zu Hause zu arbeiten, da so die Möglichkeit besteht, seinen Alltag freier zu gestalten.



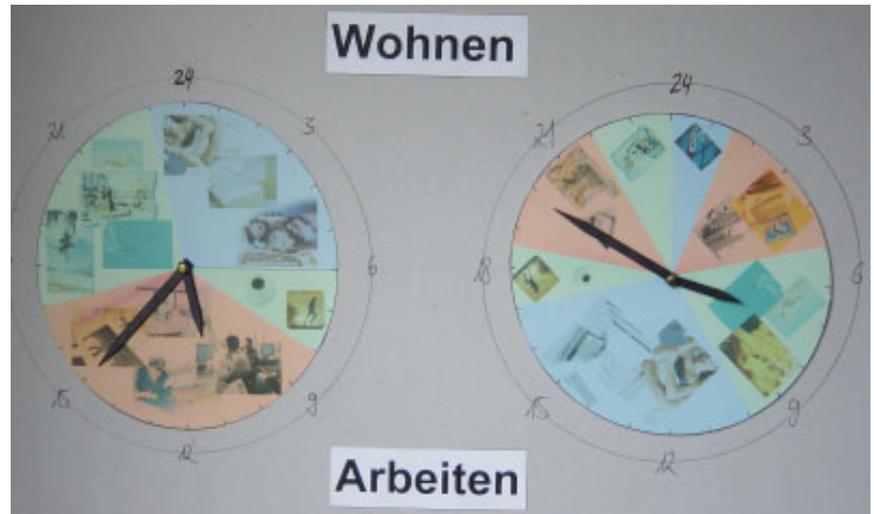
Positive Vermischung von Wohnen und Arbeiten



Negative Vermischung von Wohnen und Arbeiten

Der Zusammenhang von Wohnen und Arbeiten hat sich in den letzten Jahren verändert.

Die linke Uhr zeigt wie es war und wie es teilweise immer noch ist. Man steht morgens auf und geht anschließend zur Arbeit außerhalb der Wohnung. Den restlichen Tag hat man Freizeit bis man Abends wieder zu Bett geht. Die einzelnen Bereiche sind also klar voneinander getrennt. Die rechte Uhr hingegen zeigt einen neuen Tagesablauf, bei dem sich die unterschiedlichen Aktivitäten (Arbeiten, Freizeit und Schlafen) vermischen und vielleicht sogar überlagern. Voraussetzung dafür ist, dass sich der Arbeitsplatz in unmittelbarer Nähe der Wohnung befindet. Durch diese Variante von Wohnen und Arbeiten kann der Mensch flexibler und individueller seinen Tagesablauf gestalten.



Blau = Schlafen

Rot = Arbeiten

Grün = Freizeit



Herkömmlicher Tagesablauf



Flexibler Tagesablauf

Mit der beschleunigten Weiterentwicklung des Internets verändert sich unsere Welt. Man kann sagen, die Welt ist kleiner geworden. Und auch unsere Lebensweise ändert sich. Viele Leute können heute zuhause arbeiten, z.B. Telearbeiter, IT-Arbeiter usw.

Aus architektonischer Sicht ergibt sich hier die Chance für eine neue Ebene der Funktionalität im Wohnungsbau : Wohnen und Arbeiten als unmittelbare Nutzungsmischung neu zu etablieren - Wohnraum als Lebensraum.

Wohnen, Arbeiten, Kommunikation, Freizeit, Einkaufen, Sport, Verkehr... sind wichtige Elemente unseres Lebens im dreidimensionalen Raum. Die Aktivitäten des Menschen nach dem Zeitlauf bilden die vierte Dimension. Das bedeutet, dass sich die Elementen und die Zeit überlagern.

Im vierdimensionalen Raum-Zeit-System ermöglicht die Bewegung des Menschen mit Bezug zur Zeit vielfältige Kombinationen. Hier sehen wir eine Analogie zum Zauberwürfel.

Der Zauberwürfel hat 6 Seiten. Jede Seite ist in 9 kleinere Flächen unterteilt. Insgesamt gibt es 54 kleinere Flächen. Durch Drehung des Zauberwürfels bilden sich verschiedene Kombinationen. Die Drehung des Zauberwürfels reflektiert die Bewe-

gung oder die Aktivitäten der Menschen. Elemente und Zeit überlagern sich gewissermaßen.

**Space is
perceived
by living,
moving
inside of it,
and now it
changes
over time**



Arbeit und Freizeit

Arbeit und Freizeit sind nicht strikt voneinander getrennt. Im Gegenteil, Arbeit und Freizeit greifen ineinander über, sind miteinander verwoben und je nach Verständnis kann das Eine dem Anderen entsprechen. Begreift man Arbeit als physische Arbeit, z.B. als Bewegung, Handgriff oder Liderzucken, ist nicht nur die Freizeit als Arbeit zu verstehen, sondern das ganze Leben. Denn, wann schießt uns nicht mal ein Gedanke durch den Kopf? Selbst nachts arbeitet unser Gehirn indem es die Erlebnisse des Tages verarbeitet.

Wie also unterscheiden wir Arbeit und Freizeit? Ist Arbeit nur die bezahlte Zeit und Freizeit die nicht bezahlte? Freizeit definiert sich als die Zeit, in der man sich entspannt, seinen Interessen nachgeht, Dinge erledigt oder auch mal nichts tut. Man kann andere tun lassen! Entspannt man sich gerade bei einer Massage, so muss ein Anderer dafür arbeiten das man sich entspannt. Amüsiert man sich in der Diskothek, arbeiten andere währenddessen an der Bar oder als Türsteher. Entspanntes Shoppen wäre auch kaum möglich, wenn es keine Verkäufer gäbe. Während die Einen also Freizeit haben - sie genießen, sich entspannen oder sonst etwas unternehmen, kann man sich fast sicher sein, dass es Menschen gibt, die dafür arbeiten, dass alles reibungslos funktioniert.

Wohnen und Arbeiten

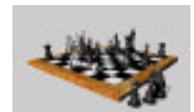
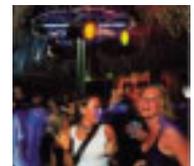
Den Bereichen Schlafen, Wohnen, Essen, Bad kann man die Attribute Geborgenheit, Ruhe, Entspannung, sich Wohlfühlen, Freiheit, Leben im privaten Raum zuschreiben. Arbeit gehört da nicht rein, denn mit ihr assoziieren wir Büro, Außendienst, Stress, Schaffen und Geld verdienen.

Also eigentlich zwei völlig voneinander getrennte Tages-/Nachtabschnitte?

Es wäre doch viel angenehmer, wenn man beides miteinander verbinden könnte. Aber wie?

Unserer Ansicht nach bietet ein Wohnmobil eine geschickte Möglichkeit Arbeiten und Wohnen miteinander zu verbinden. Es wäre möglich, zu Hause zu arbeiten oder auf Arbeit zu wohnen. Das Wohnmobil ist flexibel im Standort, es kann überall hin mitgenommen werden, ob nun zur Arbeit, zum Außendienst oder in den Urlaub. Mit einem Wohnmobil ist man unabhängig von Ort und Zeit, bei entsprechender Ausrüstung, kann man auch darin arbeiten.

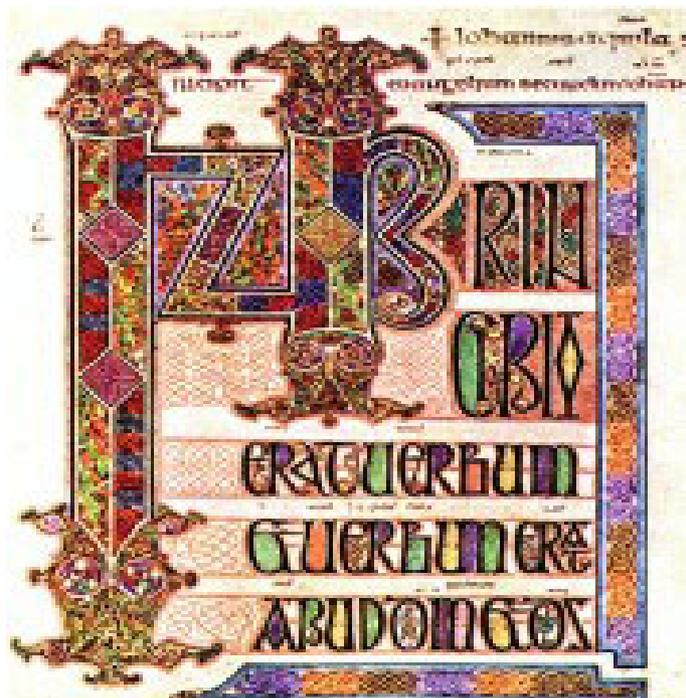
Ob nun Single, Paar oder Kleinfamilie, das Wohnmobil ist flexibel verwendbar und wer wünscht sich nicht ab und zu seinen Arbeitsplatz mal in die freie Natur verlegen zu können?



Arbeit und Freizeit



Wohnen und Arbeiten



Verschiedene Orden:**1. Benediktiner:**

Der im 6. Jahrhundert gegründete Orden ist der älteste katholische Mönchsorden. Die Benediktiner leben nach den Ordensregeln, die von Benedikt von Nursia verfasst wurden. Dazu gehören z.B. die Pflicht zur regelmäßigen Arbeit (Grundsatz: „ora et labora“: „bete und arbeite“) und die ständige Anwesenheit im Kloster. Die Arbeit, Handarbeit und jede Art geistiger Tätigkeit, steht gleichberechtigt neben dem Chordienst.

2. Zisterzienser

Die Zisterzienser (auch Bernhardiner genannt) sind ein katholischer Mönchsorden, der als Reformbewegung aus dem Benediktinerorden hervorgegangen ist. Der Orden wurde 1098 von Robert von Molesme im Stammkloster Citeaux gegründet und durch Bernhard von Clairvaux wesentlich gefördert. Der Zisterzienserorden zeichnete sich anfangs durch besondere Strenge und Einfachheit in der Lebensweise aus. Ihre vorbildliche Bodenbewirtschaftung führte bald zu großem Reichtum. Die Zisterzienser waren maßgebend an der Kultivierung und Christianisierung der Slawenländer östlich der Elbe beteiligt, verloren aber bis zum 19. Jahrhundert den größten Teil ihres Besitzes. Heute sind sie hauptsächlich in Seelsorge und Unterricht tätig.

3. Franziskaner

Der Ursprung der Franziskanerordens geht auf die 1209 erfolgte Gründung von Franz von Assisi zurück. Die Franziskaner sind neben den Dominikanern der bedeutendste Bettelorden. Die Franziskaner lehnten jeglichen Besitz ab. Ihr Hauptarbeitsgebiet war von Anfang an neben der Seelsorge die Pflege der Wissenschaft. Die Ausbreitung der Franziskaner wurde gefördert durch die Anlage von Klöstern in den aufblühenden Städten und durch das Privileg, überall ohne Bindung an die Ortsgeistlichkeit predigen und Seelsorge ausüben zu dürfen. Kapuziner: Der katholische Bettelorden der Kapuziner wurde von Matthäus von Bascio (* um 1492, † 1552) 1525 angeregt und 1528 von Klemens VII bestätigt. Er ist ein strengerer Zweig der Franziskaner.

4. Jesuiten

Der Jesuitenorden wurde 1534 von Ignatius von Loyola gegründet und von Papst Paul III 1540 bestätigt. Er breitete sich im 16. Jahrhundert in Europa aus und war vor allem das Instrument der Gegenreformation. Als Missionare waren und sind die Jesuiten in Asien, Afrika und Amerika tätig. Der große Einfluss der Jesuiten auf Kirche und Staat im 17. und 18. Jahrhundert rief so starken Widerstand hervor, dass Klemens XIV unter dem Druck der romanischen

Staaten den Orden 1773 durch das Breve »Dominus ac Redemptor« auflöste. 1814 wurde der Orden durch Pius VII wieder eingeführt. Auch im 19. und 20. Jahrhundert hatten die Jesuiten in vielen Staaten Schwierigkeiten (in Deutschland 1872–1917 verboten). Die Jesuiten widmeten sich besonders der Mission, Erziehung und Wissenschaft. Heute engagieren sie sich verstärkt für arme und unterdrückte in der Dritten Welt und für den Dialog zwischen Christen und Nichtchristen.

5. Dominikaner:

Der katholische Bettel- und Predigerorden ist hervorgegangen aus der Auseinandersetzung des heiligen Dominikus mit den Albigensern und den Waldensern. Ordensziel ist das Apostolat des Wortes in Predigt und Lehre.

Klosteranlagen:

Theodor Fontane: „Gebt den Mönchen ein ödes Moor oder einen wilden Wald; lasst ein paar Jahre vergehen, und ihr werdet nicht nur schöne Kirchen, sondern auch menschliche Siedlungen dort errichtet finden.“

Die wichtigsten Kulturträger waren zweifellos die Klöster, die seit dem 7. Jahrhundert in der Zahl stetig zunahmen. Sie verfügten nicht nur über riesige Ländereien, sondern verwalteten auch Recht, Kunst, Wissenschaft und Bildung. Neben der Kirche fungierten Adel, die

Königs- und Fürstenhöfe, sowie am Rande die Bürger in den Städten als Kulturträger. Klöster waren und sind im Wesentlichen in vier Bereichen tätig:

Medizin:

Jahrhunderte lang war die Klostermedizin der Mönche und Nonnen die einzige Heilkunde, mit der kranken Menschen in Europa zu helfen war. Das hohe ärztliche Wissen der Antike vor allem auf dem Gebiet der Chirurgie war mit dem Untergang des Römischen Reiches fast gänzlich verloren gegangen. In den mittelalterlichen Klöstern konnte jedoch weitgehend das antike Wissen über Arznei- und Heilpflanzen bewahrt werden. In mühevoller Handarbeit fertigten die lese- und schreibkundigen Ordensleute Kopien von noch älteren Heilkundebüchern an oder erstellten Handschriften von eigenen Erkenntnissen. Vor allem die Benediktiner waren auf diesem Gebiet sehr aktiv: In ihrer Bibliothek im italienischen Monte Cassino sammelten und studierten sie die medizinischen Schriften der Antike. Der heilige Benedikt von Nursia, der diesen Orden gegründet hatte, verpflichtete seine Anhänger zu wissenschaftlichen Studien, insbesondere auf dem Gebiet der Medizin. Bertharius, der Abt von Monte Cassino, war selbst ein berühmter Arzt. Im 9. Jahrhundert veranlasste Karl der Große, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, dass

Medizin in den Lehrplan der Klosterschulen aufgenommen wurde. Die ersten Aufzeichnungen über Wirkungsweise und Anwendung natürlicher Heilmittel schrieben Mönche und Nonnen vor über 1000 Jahren. Das erste moderne Kräuterbuch verfasste Walahfrid Strabo, der Abt des Klosters Reichenau. Dass sich die Mönche auch ganz praktisch mit der Medizin beschäftigt haben, sieht man am Klosterplan des Klosters St. Gallen. Neben den Krankenzimmern gibt es ein eigenes Spital und wie in jedem Kloster einen Kräutergarten und eine Apotheke.

Politik:

Seit dem 8. Jahrhundert etwa erkannten die karolingischen Kaiser, Könige und andere Adlige, wie tüchtig und nützlich Mönche für sie waren. Sie nutzten ihre Sprachkenntnisse, die Lese- und Schreibfähigkeiten oder das mathematische Können, um ihr Reich zu organisieren und zu stärken. Durch fleißige Arbeit aber auch durch Schenkungen wurden viele Klöster reich und stiegen selbst zu Machthabern bzw. Grundherren auf. Der Reichtum führte jedoch auch dazu, dass die Benediktinerregeln missachtet wurden. Mönche wurden aufgrund ihrer Bildung von Adligen und selbst vom König zur Arbeit in hohen Ämtern herangezogen. Sie arbeiteten z.B. als Berater, Gesandte oder Unterhändler und nahmen so auch Einfluss auf die Politik. Das Reichskirchensystem sorgte

einerseits für die Stabilisierung der Adelherrschaft (Klöster versorgten Herrscher auf Reisen, stellten mit Vasallen großen Teil des Kriegsheeres) und andererseits für den Reichtum und die Macht der Klöster. Gleichzeitig waren Klöster auch Herbergen nicht nur für Adelige, sondern auch für Pilger und andere Reisende.

Wirtschaft:

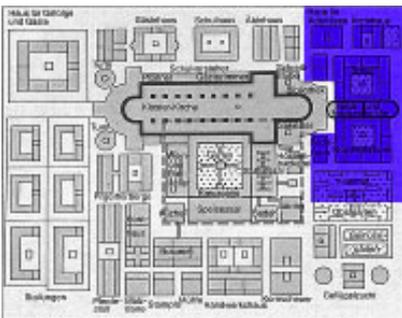
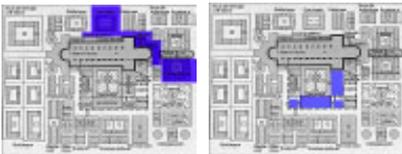
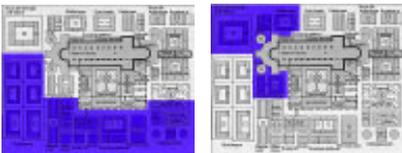
Wurden Frauenklöster wegen der vielfältigen Gefahren zumeist im Schutz von Städten angesiedelt, so wählten die Mönche für ihre Niederlassungen vor allem die Abgeschiedenheit noch unerschlossener Gebiete. Dafür mussten Wälder gerodet, Sümpfe trocken gelegt und Wege angelegt werden. Im Umkreis der Klöster siedelten dann meist Menschen, die dort als Handwerker oder Kaufleute Arbeit und Schutz fanden. Ebenso sammelten sich dort Arme und Bedürftige, da die Mönche und Nonnen zur Fürsorge verpflichtet waren. Klosterneugründungen wurden vor allem im Osten Europas als Stützpunkte der Kolonisation und Christianisierung eingesetzt. Viele Städte und unzählige Dörfer in Europa können so ihre Entstehung auf klösterliche Gründungen zurückführen. So entwickelten sich die Klöster v.a. im Früh- und Hochmittelalter zu starken Wirtschaftszentren, in denen Produkte aus der regionalen Landwirtschaft weiterverarbeitet und gehandelt wurden. Ging es anfangs

lediglich darum, sich selbst zu versorgen, wurde in späterer Zeit vermehrt Handel getrieben. Noch heute künden Strassen- oder Flurnamen wie Weinbergweg, Klostersee, Klostermühle, Nonnenwiese, Hopfensteig usw. von der wirtschaftlichen Nutzung in früherer Zeit.

Bildung und Wissen:

Ohne die Mönche und Nonnen wären die Überlieferungen der antiken Literatur und des antiken Wissens kaum möglich gewesen. Sie waren hauptsächlich im frühen Mittelalter die einzigen, die lesen, schreiben und rechnen konnten. In den Klosterschreibstuben sammelten, schrieben und kopierten sie Bücher und sicherten das Wissen in großen Bücherbeständen. Die Bücherbestände bildeten neben den Reliquien den wertvollsten Besitz eines Klosters. Welche Bedeutung die Bücher und Handschriften für die Mönche und Nonnen hatten, erkennt man auch in der Ausstattung der Bibliotheken. So entstanden prunkvolle „Aufbewahrungsräume“, die oftmals noch heute zu besichtigen sind. Die Buchbestände der Bibliotheken waren gleichzeitig Grundlage für die Ausbildung in den Klosterschulen und Universitäten. Im 7. Jahrhundert gab es praktisch keine Spur von öffentlichen Schulen, wie es sie zu römischen Zeiten gegeben hatte. Umso größer wurde der Einfluss der mit dem Benediktinerorden

heranwachsenden Klosterschulen. Ein fieberhaftes Verlangen nach Bildung wurde erweckt, was dazu führte, dass sich die Klosterschulen auch Nichtmönchen öffneten. Um die Hebung des Bildungsstandes in den Klöstern hat sich besonders Karl der Große verdient gemacht. Per Gesetz verfügte er, dass jedem Kloster eine Klosterschule anzugliedern war. Hier wurden die angehenden Mönche und später auch Jene, die nicht vor hatten Mönch zu werden, in die allgemeinen Kulturtechniken wie Schreiben und Rechnen und in den Choralgesang eingeführt, auf einer höheren Stufe lernten sie Latein als die Sprache des Klosters und wurden in Philosophie und Redekunst, aber auch in Mathematik und in den Naturwissenschaften unterwiesen. Benediktinermönche die zu Bischöfenämtern berufen wurden, gründeten später meist an ihrer Bischofskirche eine Kathedralschule. Aus diesen Kathedralschulen entwickelten sich häufig die späteren Universitäten (z.B. Paris). Studieninhalte waren dort zumeist Theologie, Medizin, Jura und Kunst. Anfang des 11. Jahrhunderts wurde die erste Medizinschule des Abendlandes gegründet. Die Ausbildung war praxisorientiert und weltlich geprägt; besonderen Wert legte man auf richtige Ernährung und körperliche Hygiene.



Beispiele:

1. Benediktinerkloster St. Gallen:

Im deutschen Sprachraum leben heute ungefähr 1.500 Benediktinerinnen und Benediktiner. Ihre Lebensordnung richtet sich nach der Mönchsregel des heiligen Benedikt, die dem europäisch-abendländischen Kulturbereich wesentliche Impulse vermittelt hat. Auch heute ist das benediktinische Mönchtum bemüht, auf die Frage nach Gott und dem menschlichen Dasein eine konkrete Antwort zu geben und damit zu bezeugen, dass wir heute nicht in Gottverlassenheit und Nihilismus enden müssen. Das klösterliche Leben will eine echte Alternative zu den heute üblichen Lebensweisen anbieten und baut dabei auf einer

eineinhalbtausendjährigen Erfahrung auf. Diese Erfahrung heißt: als Einzelwesen und in der Gemeinschaft hat der Mensch eine echte Chance, Gott zu begegnen. So ist „GOTT SUCHEN“ die erste Forderung, die der Mönchsvater Benedikt an seine Schüler stellt.

Zur Geschichte der Abtei St. Gallen im Mittelalter fällt jedem vermutlich zunächst der berühmte frühmittelalterliche Klosterplan ein. Dieser Plan aus dem 9. Jahrhundert hat jedoch nie die gebaute Realität wiedergegeben, sondern ist ein Idealplan, vermutlich die Kopie einer Vorlage vom kaiserlichen Hof. Er stellt den Versuch dar, die Regeln des heiligen Benedikts in eine architektonische Ordnung zu über-

tragen. Klöster sollten so angelegt werden, dass „Mühle, Garten und Werkstätten, in denen verschiedene Handwerke ausgeführt werden, sich innerhalb der Klostermauern befinden.“ Der karolingische Klosterplan in der Stiftsbibliothek St. Gallen ist der älteste erhaltene Bauplan Europas aus dem Mittelalter und entstand im Inselkloster Reichenau. Inhalt des Planes sind rund 50 Klostergebäude. Jede Aufgabe erhält ein eigenes Gebäude und zusammen bilden sie einen großen rechteckigen Komplex.

Der Komplex ist in vier Hauptbereiche eingeteilt: Medizin, Politik, Wirtschaft und Wissen bzw. Bildung. Als im 13. Jahrhundert das Kloster Reichenau, auf der Insel im Bodensee, seine Bedeutung als Zentrum deutscher Gelehrsamkeit verlor, bemühte man sich die Tradition im 50 km entfernten St. Gallen fortzusetzen. Theologie, Sprachwissenschaften, Heilkunde, Geschichte, Dichtung und Musik wurden zu Schwerpunkten des klösterlichen Lebens. Was hier geschah, hatte großen Einfluss auf die ganze europäische Geisteswelt. Die meisten kulturellen Strömungen jener Zeit lassen sich unschwer auf das Kloster St. Gallen zurückführen.

Im Lauf der Jahrhunderte wuchs die Anlage zu einem riesigen Komplex, der sich mitten in der Stadt St. Gallen erhebt. Er ist hauptsächlich barock, zum Teil auch klassizistisch. Heute ist er allerdings kein Kloster

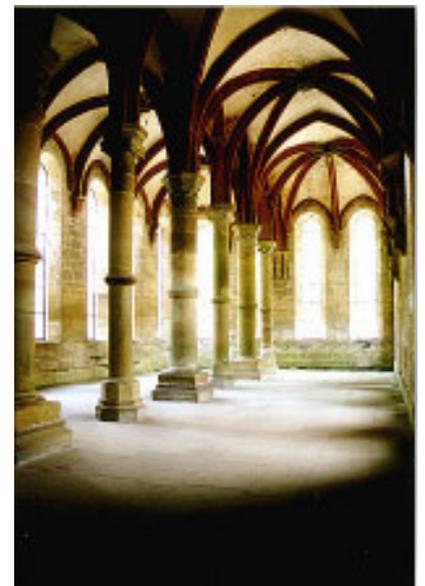
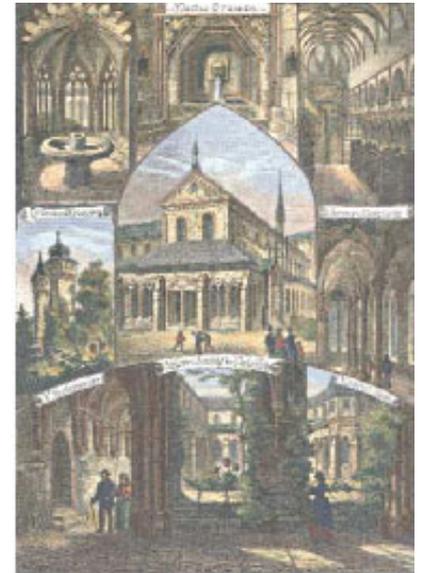
mehr. In den ausgedehnten Gebäuden residieren einträchtig der Bischof, die Geistlichen des Doms und die Kantonsregierung. Die dreischiffige Domkirche entstand in spätbarocker Zeit, in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die größte Attraktion St. Gallens ist die ehemalige Stiftsbibliothek, der prächtigste Barocksaal der heutigen Schweiz, vollgestopft mit einer unschätzbaren Sammlung von Handschriften, Miniaturen, frühen Drucken und Elfenbeinarbeiten. Man findet den „Goldenen Psalter«, das älteste deutsche „Vaterunser“, eine Originalfassung des Nibelungenliedes, mehrere mittelalterliche Gesetzessammlungen und vieles mehr.

2. Zisterzienserkloster Maulbronn:

Das Kloster Maulbronn ist eine ehemalige Zisterzienser-Abtei. Errichtet wurde es im Mittelalter und ist bis heute fast vollständig mit seinen Mauern und Gräben erhalten. Die Geschichte der Abtei beginnt in Eckenweiher und geht auf das Jahr 1138 zurück. Der Ritter Walter von Lomersheim wollte in mönchischer Abgeschiedenheit Gott sein Leben weihen und beschloss, auf seinem Erbgut Eckenweiher ein Zisterzienserkloster zu gründen. Bald stellte sich heraus, dass der Platz für das Vorhaben ungeeignet war, zumal es vor allem an Bausteinen und Wasser fehlte. Walter wandte sich wegen dieser Schwierigkeiten an den Bischof. Er versetz-

te die Mönche im Jahr 1147 nach Maulbronn.

Für eine Klostergründung erfüllte der Ort die Grundsätze des Zisterzienserordens, dessen Bestreben es war, in der Abgeschiedenheit nach der Form des benediktinischen Mönchtums in Armut zu leben. Im Gegensatz zu den Benediktinern, die ihre Klöster auf der Höhe anlegten, bauten die Zisterzienser stets im Tal. Doch ganz so abgelegen war die Gegend nicht, denn die für den Reise- und Transportverkehr wichtige Kaiserstraße lag in unmittelbarer Nähe, was eine unkomplizierte Verbindung gewährleistete. In ca. 400 Jahren haben die Maulbronner Mönche ein Kloster geschaffen, dessen Impulse auf die mittelalterliche Gesellschaft nicht nur religiöser und kultureller Art, sondern auch wirtschaftlicher und politischer Natur waren. Wohlüberlegt Planung, Fleiß und handwerkliches Können der Zisterziensermönche in Maulbronn verhalfen dem Kloster zu raschem Wachstum und schon 1178 konnte die Kirche, eine dreischiffige, romanische Basilika, der Gottesmutter Maria geweiht werden. Weiter gehört der Kreuzgang zum Leben im Kloster. Die Regel verweist die Mönche in einen abgeschlossenen Raum, der sich nach innen, auf einen zur Außenwelt hin abgeschirmten Garten öffnet und somit nur zum Himmel Verbindung hat. In Maulbronn hatten die Mönche bereits im 12. Jahrhundert landwirtschaftliche Mustergüter



angelegt, von deren Ertrag ein Abt selbstbewusst behauptete: „Unsere Weinfässer sind größer als die Wohnungen der ägyptischen Mönche und unsere Fruchtspeicher geräumiger als ihre Klöster.“ Die Glaubwürdigkeit dieses Ausspruchs wird noch heute von den Kellern und Speichern bezeugt, die im vorderen Klosterareal zu finden sind. Die zweite entscheidende Phase nimmt ihren Anfang im Frühjahr 1504, als das Kloster Maulbronn von Herzog Ulrich von Württemberg nach siebentägiger Belagerung erobert wurde und künftig zu Württemberg gehörte. Das Kloster stand seit der Stauferzeit unter dem unmittelbaren Schutz des Kaisers. Nachdem Herzog Ulrich das Kloster okkupiert hatte, übernahm er die Schutzherrschaft - auch über die rund 60 Dörfer, die zum Klostergut gehörten. Herzog Christoph von Württemberg, der Sohn Ulrichs, richtete in Maulbronn eine Schule ein, die den Pfarrernachwuchs für die noch junge evangelische Kirche seines Landes heranbilden sollte. Die Schule ist bis auf eine Unterbrechung durch den Dreißigjährigen Krieg bis heute im Kloster untergebracht. 1993 wurde das Kloster Maulbronn von der UNESCO in die Liste des „Weltkulturerbes“ der Menschheit aufgenommen und darf sich in einem Atemzug mit den Pyramiden von Gizeh, der chinesischen Mauer oder dem spanischen Escorial nennen lassen. Auch die zisterziensische

Kulturlandschaft mit ihrem akribisch angelegten Wassersystem, wovon die Umgebung rings um Maulbronn noch heute geprägt ist, spielte bei der Aufnahme in die UNESCO-Liste eine wichtige Rolle. Das Kloster Maulbronn ist ein eindrucksvolles Dokument der Zisterzienserkultur und die besterhaltene mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen.

3. Franziskanerkloster Schwäbisch Gmünd:

Das Kloster in Schwäbisch Gmünd wurde 1902 gegründet und war durch drei Strömungen geprägt:

- der des Dritten Ordens des hl. Franziskus, der den Geist der radikalen Nachfolge des Gekreuzigten in das alltägliche Leben hineinragen wollte,
- der Bewegung der Anbetung, welche die technisierte und industrialisierte Welt wieder zu ihrem Ursprung zurückrufen wollte
- und der neu aufgebrochenen Not in den Pfarrgemeinden in der Diaspora wie auch der Not religiöser Erziehung und Führung von Kindern.

Stifterin des Klosters war Frau Philippine Walter. Sie schloss sich mit fünf jungen Frauen zu einer kleinen Gemeinschaft zusammen, die sich der eucharistischen Anbetung, dem Stundengebet, dem Dienste der Armen und der Fertigung von Paramenten für arme Diasporagemeinden widmeten. Sie stellte Vermögen und Grundstück zum Bau



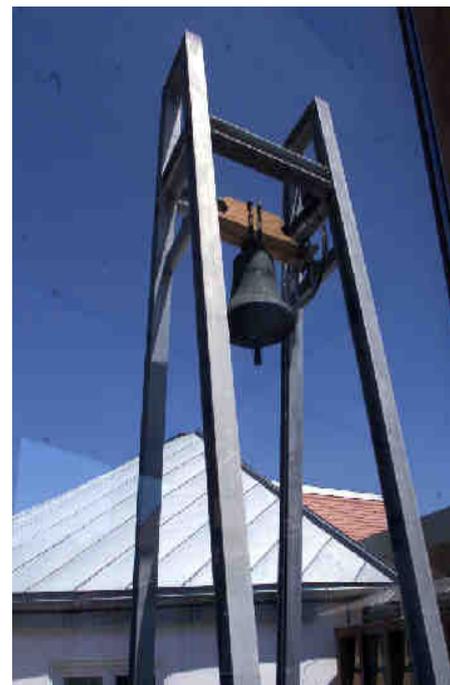
des Canisiushauses zur Verfügung und ermöglichte so den Beginn des gemeinsamen Werkes. In dem neuen Gebäude wurde die Kommunikantenanstalt untergebracht. Die junge Gemeinschaft übernahm die Betreuung und Erziehung der Kinder der Kommunikantenanstalt von den Barmherzigen Schwestern. Bis etwa 1925 war das Canisiushaus in erster Linie Kommunikantenanstalt mit einer Kinderzahl zwischen sieben und 30 Kindern. Im Laufe der Jahre entwickelte es sich zu einem Kinderheim mit Volksschule.

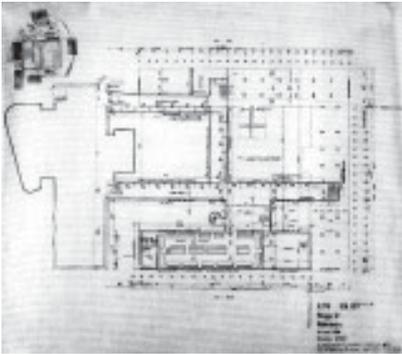
Unter dem Nationalsozialismus und der Superior behielten das ehemalige Wohnhaus von Frau Philippine Walter. Die Gottesdienste konnten trotz größter Raumnot weitergeführt werden. Zwanzig Schwestern bezogen abends ihre Schlafquartiere in Privatwohnungen der Nachbarschaft - trotz oft beengter Verhältnisse wurden die Schwestern gerne in den Familien aufgenommen. Die Paramentenstickerei fand Unterkunft im Ausstellungsraum einer Schreinerwerkstätte. Etwa 70 Kinder mussten mit ihren Erzieherinnen und Lehrerinnen ins Exil. Im Juni 1946 kehrten Kinder und Schwestern wieder zurück. Am Herz-Jesu-Fest konnte der erste Gottesdienst seit langem in der Kapelle gefeiert werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich das Heim zu einer differenzierten Jugendhilfeeinrichtung mit einer Sonderschule für Erziehungshilfe.

Der steigende Bedarf an Heimplätzen machte eine Erweiterung der Einrichtung auf dem Sonnenhof in Schwäbisch Gmünd und in Bopfingen-Unterriffingen notwendig. Die Schwestern waren in den Jahren nach dem Krieg auch in der Altenhilfe tätig. So wie sich unsere Gesellschaft in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten grundlegend verändert hat, so wurde auch die soziale Arbeit vielfältiger und differenzierter. Räumliche Erweiterungen, Umbauten und Neubauten wurden erforderlich. Längst hatte die Zahl der freien Mitarbeiter der Schwestern überstiegen. Ein Prozess des Umdenkens und der Neuorientierung begann. Einrichtungen und Kloster sollten eine Zukunft haben. Es wurde beschlossen, Schwerpunkte zu setzen, und sich nur noch auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Einrichtungen wurden in andere Hände gegeben. Auf diesem Weg der Neuorientierung, der Umstrukturierung und der Rückbesinnung, wurde auch über die Trennung von den alten Gebäude diskutiert. Ein Raumprogramm und ein geistliches Konzept für einen Klosterneubau wurde erarbeitet. Doch die klare Trennung von Einrichtung und Kloster war nicht möglich. 1997 erfolgte der Spatenstich.

4. Dominikanerkloster Sainte Marie de la Tourette

Das Programm für das Kloster Sainte Marie de la Tourette lautet:





Männern, die sich dem Gebet und dem Studium weihen, ein Haus der Stille und der Kirche zu bauen. Auf Anregung von Pater Le Couturier wählten die Dominikaner von Lyon im Jahre 1952 Le Corbusier als Planer für dieses Projekt. Das Bauprogramm sah Kirche, Kloster, Kapitelsaal, Unterrichtsräume, Bibliothek, Refektorium, Küche und rund hundert Zellen vor.

Die Bauarbeiten begannen 1956 in Eveux - sur - Arbresle in der Nähe von Lyon und am 1. Juli 1959 konnten die dominikanischen Mönche einziehen. Das Kloster Sainte Marie de la Tourette, das zweifellos eine wichtige Etappe in der religiösen Architektur darstellt, scheint die bedeutungsvollste Schöpfung Corbusiers zu sein. Das Kloster von la Tourette ist eine geistliche Behausung, ein lebendiger Organismus dessen voneinander so verschiedenen Teile eng miteinander verbunden sind. Le Corbusier hat den Dominikaner ein großzügiges Werk von überraschender Fülle gegeben, dessen Harmonie und Kühnheit uns immer wieder in Erstaunen versetzen.





Teledörfer

Die Arbeit beinhaltet einen Überblick zum Thema „Teledorf“, die Darstellung einzelner realisierter Teledörfer und abschließend eine Bewertung und einen Ausblick.

Die Ursprünge der Teledörfer findet man in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in den USA, sie sind demnach keine Entwicklung der letzten 10 Jahre. Dort wurden, in einer Euphoriephase angesichts erster anwenderfreundlicher Computer, eine ganze Reihe so genannter Nachbarschafts- und Satellitenbüros gegründet, in denen „Teleworker“ dezentral arbeiten konnten, wovon man das Entstehen neuer Arbeitsformen und neuer Impulse für die Wirtschaft erwartete. Auch in Deutschland fanden diese Telezentren Verbreitung. Sie konnten sich jedoch nicht durchsetzen. Eine Renaissance erlebte die Telearbeit Mitte der neunziger Jahre, als mit der Weiterentwicklung der Computertechnik und der Datenetze wieder dezentrales Arbeiten möglich wurde, diesmal in Form von „alternierender Telearbeit“: Menschen erledigen einen Teil ihrer Arbeit am konventionellen (Büro-) Arbeitsplatz, den restlichen Teil unterwegs am Laptop, zu Hause oder in dezentralen Büros; über das Internet erfolgt der Austausch der Daten. Auch hier verfliegt die anfängliche Begeisterung schnell. Die eigentlichen „Teledörfer“ haben

sich unter dem Namen „Telecottages“ zunächst in Großbritannien entwickelt, wo in ländlichen Gegenden Telezentren eingerichtet wurden, um die Bevölkerung mit den neuen Medien vertraut zu machen. In Deutschland wurden in mehreren Bundesländern Initiativen gestartet, die hauptsächlich Perspektiven für ländliche Gegenden entwickeln sollten (z.B. Bayern Online). Auch im Rahmen der Expo 2000 gab es einige so genannte dezentrale Projekte, die ähnliche Zielsetzungen hatten (Delmenhorst, Retzstadt). Allen Initiativen ist der Versuch gemeinsam, mit neuen Konzepten für Wohnen und Arbeiten auf die technischen Neuerungen im Multimediabereich zu reagieren. Vor allem das Arbeiten zu Hause und die Integration des Internets waren wichtige Themen, Nebeneffekte wie eine Reduzierung des Verkehrsaufkommens und neue Jobmöglichkeiten auf dem Lande sollten zusätzlich untersucht werden. So wurde z.B. in den realisierten Teledörfern versucht, möglichst vielen Haushalten einen vorinstallierten, hochleistungsfähigen Internetanschluss zu bieten, die (rechtlichen und baulichen) Voraussetzungen zu schaffen für die Einrichtung von Telearbeitsplätzen und ein Angebot an Gemeinschaftseinrichtungen sicherzustellen. In allen von uns analysierten Projekten hatten die „Teledörfer“ jedoch Schwierigkeiten, im wesentlichen waren es auch immer die gleichen



Gründe. Trotzdem werden im folgenden einzelne Projekte mit ihren verschiedenen Hintergründen vorgestellt und auf Besonderheiten hingewiesen.

In den ausgewählten Beispielen wurde versucht, Vorstellungen von neuen Formen des Wohnens und Arbeitens umzusetzen. Die grundlegenden Unterschiede bestehen in der Art und Weise wie diese Ideen/Visionen praktisch umgesetzt wurden, von wem aus die Initiative gestartet und mit welchen Interessen gehandelt wurde. Dabei zeigt sich, dass verschiedene Planungsprozesse zu verschiedenen und, je nach Prozess, zu ähnlichen Ergebnissen geführt haben. So zum Beispiel sind allen „von oben“ gesteuerten Maßnahmen Schwierigkeiten in der Anpassung an sich ändernde Umstände/ technische Entwicklungen gemeinsam.

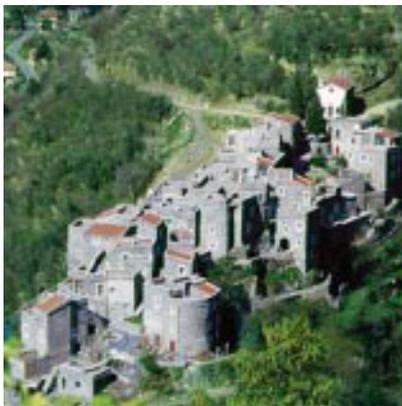
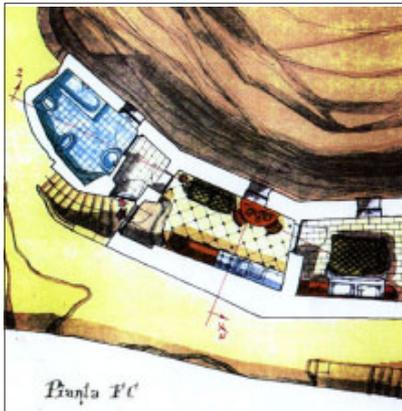
Delmenhorst – Nordwolle Areal

Delmenhorst liegt in der Nähe von Bremen. Das 25 ha große ehemalige Gelände der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei („Nordwolle“) ist eines von derzeit vier Umnutzungsprojekten in der Stadt. Die erste Phase der Umwandlung fand zwischen 1981 und 1995 mit Hilfe der Städtebauförderung statt: in den größeren Werkhallen wurden öffentliche Einrichtungen angesiedelt, auf dem restlichen Teil des damals zur Verfügung stehenden Geländes wurden – in Anleh-

nung an die industrielle Architektur der Werkhallen – Reihen- und Doppelhäuser erstellt. In einer zweiten Phase wurde ab 1995 unter dem Leitgedanken „gemeinsam Wohnen und Arbeiten“ versucht, zwei dezentrale Expo 2000-Projekte umzusetzen: „Zukunft Alter – Servicewohnen“ und „Wohnen und Arbeiten an der Datenautobahn“. 1995 war die Idee innovativ: Inanspruchnahme von Dienstleistungen von zu Hause aus einerseits, andererseits Einrichtung von PC-Arbeitsplätzen in jedem Haus und Vernetzung der Gebäude untereinander um den Möglichkeiten der zukünftigen Arbeitswelt gerecht zu werden. Ziel war es, die Lebensqualität zu steigern und mehr Flexibilität im Zusammenleben zu schaffen. Dazu wurde der vorhandene Bebauungsplan überarbeitet, mehr Nutzungsmischung und eine dichtere Bauweise angestrebt. Die Umsetzung erfolgte in Zusammenarbeit mit vier Bauträgern, die für die Wohngebäude verschiedene Haus- und Wohnungstypen entwarfen. Im Mittelpunkt stand hier eine hohe Flexibilität der Grundrisse. Was die Telekommunikation betrifft wurden die technischen Voraussetzungen für integrierte Arbeitsplätze geschaffen (vorinstallierter Anschluss an ein Glasfasernetz), die Häuser untereinander vernetzt, ein Medienzentrum als logistischer Knoten mit zentralem Server eingerichtet. Die Bewertung der Maßnahme scheint schwierig; was den Städte-



bau betrifft, muss von einem Erfolg gesprochen werden: Es entstand ein Nutzungsgemischtes, lebendiges Quartier mit eigener Identität; das Expo-Projekt ist gescheitert: der anfängliche, integrative Ansatz konnte sich nicht durchsetzen. Das schnelle Glasfasernetz wird von den privaten Haushalten nicht genutzt (Extrakosten!), sie beschränken sich auf den ISDN-Anschluss, integrierte Arbeitsplätze sind nur in 2-3 Häusern realisiert (!), aufgrund der entsprechenden Nachfrage wurden nur konventionelle Reihenhäuser erstellt! Nur die Einrichtung des Medienzentrums hat wohnungsnah Arbeitsplätze geschaffen.



Colletta de Castelbianco

Anders als in Delmenhorst stellt sich die Situation in Colletta dar: das seit ca. 30 Jahren leer stehende ligurische „borgo“ (Bergdorf) wurde von einem Investorentrio aufgekauft, restauriert und mit neuester Telekommunikationstechnologie ausgestattet. Somit handelt es sich hierbei um einen Sonderfall unter unseren Beispielen: der Leitgedanke der Initiatoren möchte das Leben in der Abgeschiedenheit der Berge mit einem modernen, auf Kommunikationstechnologien basierenden Lebensstil verbinden.

Dementsprechend wurden die mittelalterlichen Gebäude des Dorfes aufwendig restauriert (Architekt Giancarlo de Carlo) und zusätzlich mit modernster Telekommunikationstechnik ausge-

stattet. Ein hochleistungsfähiges Glasfaserkabel verbindet jedes Gebäude mit dem Internet, ein Internetcafe am zentralen Platz, ein Theater und ein Pool sorgen für eine gewisse soziale Infrastruktur. Trotzdem zeigt sich, dass sich die Vermarktung der Gebäude nicht im gewünschten Tempo realisieren lässt: die Zielgruppe, die sich nach den ersten Zusagen abzeichnet, tut sich scheinbar doch schwerer als gedacht: ausnahmslos waren die Käufer gutsituierte Akademiker über 40, die offensichtlich auf der Suche nach einem Zweitwohnsitz waren. Selbstverständlich machen sie Gebrauch von den technischen Möglichkeiten des Standorts, doch sind sie eben nur zeitweise, fürs Wochenende oder ein paar Wochen im Sommer vor Ort. Eine fehlende Infrastruktur (Handel, Dienstleistungen) und für die abgelegene Lage hohe Preise tun ihr übriges. Somit lässt sich abschließend feststellen, dass auch in diesem Fall die visionären Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen sind: von einem (wieder-) belebten Bergdorf ist Colletta weit entfernt, vielmehr handelt es sich um ein Feriendorf für Privilegierte, das eben nur in den Sommermonaten wie angedacht funktioniert.

Itzehoe – Klosterforst

Ähnlich wie in Delmenhorst geht es im Fall Itzehoe um eine Konversionsmaßnahme, diesmal die Umnutzung einer Militärbrache. In Zusammenar-

beit mit der Kommune hat hier ein privater Bauträger, die „Plate und Partner“- Gruppe, ein Konzept zur Umnutzung und Vermarktung entwickelt und umgesetzt. Die Leitgedanken des Unternehmers orientierten sich am amerikanischen „New Urbanism“, insbesondere Telekommunikation und Multimedia fanden nur nach und nach Eingang in die Planungen. Zwar hat es von Anfang an ein sehr umfassendes und vielseitiges Gesamtkonzept gegeben (u.a. wurden differenzierte Nutzerkonzepte in diversen Bauformen umgesetzt, Kosten sparender Wohnungsbau, Ansiedlung von Dienstleistung, Handel und Gewerbe usw.), das eine erfolgreiche Gesamtrealisierung auf alle Fälle ermöglicht hätte, doch sollte sich zeigen, dass der Boom der neuen Medien Ende der neunziger Jahre noch zusätzlich zu einem Schub führen sollte: unter dem Stichwort „Wohnen und Arbeiten“ wurden auf dem Gelände zahlreiche IT- Firmen angesiedelt, die für etwa 500 Arbeitsplätze sorgten (bei insgesamt etwa 1800 Einwohnern auf dem Areal). Unter dem Kürzel „TMT – Telekommunikation, Multimedia, Telearbeit“ wurden dann auch einige Punkte realisiert: was die technische Infrastruktur betrifft sind alle Gebäude im Quartier miteinander vernetzt, ein Glasfaserkabel sorgt für schnelle Datenübertragung. Zusätzlich wurden Nachbarschafts- und Satellitenbüros eingerichtet, Hauptarbeit-

geber ist ein großes Callcenter („Telezentrum conTakt“). Für eine ausgleichende soziale Infrastruktur sorgen Gemeinschaftseinrichtungen, die zum Teil vom Investor mitfinanziert wurden („Parktreff“, „Parkservice“).

Trotz all dieser Maßnahmen macht das Quartier den Eindruck eines konventionellen Wohngebietes: nur eine kleine Zahl von Bewohnern nutzt das Angebot an Telekommunikation für berufliche Zwecke, außer durch die erwähnten Firmen sind kaum Arbeitsplätze entstanden, schon gar nicht in Heimbüros o.ä. Und mit dem Ende des Booms in der New Economy waren auch das Callcenter und einige junge IT-Firmen in ihrer Existenz bedroht. Schon gar nicht ließen sich die Vorstellungen von einem „Leben in der Gemeinschaft“ (Plate) umsetzen und die Angebote an Gemeinschaftseinrichtungen werden nicht mehr als anderswo genutzt.

Freiburg – Quartier Vauban

Ein Teledorf, das zunächst nicht mit dem „typischen“ Teledorf in Verbindung gebracht wird, ist das Quartier Vauban in Freiburg. Unserer Meinung nach ist es das „richtigere“ Teledorf, eines mit Zukunft. Auf einem ehemaligen Kasernengelände entstand im Rahmen einer städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme ein innerstädtisches Quartier für 5000 Menschen und etwa 600 Arbeitsplätze. Die beson-



deren Planungsprozesse („bottom-up“-Strategie) haben zu einer intensiven Zusammenarbeit der beteiligten Akteure geführt: von Seiten der Gemeinde wurde die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Baugruppen und Baugenossenschaften sehr unterstützt, auf Seiten der Bauwilligen gründete sich ein Bürgerverein. Dieses „Forum Vauban“ entdeckte als ideale Kommunikationsform das Internet (auf die Einrichtung eines vorinstallierten Anschlusses mit festem Anbieter wurde bewusst zu Gunsten einer höheren Flexibilität verzichtet!), richtete eine Homepage ein, über die eine Koordination der einzelnen Initiativen stattfinden konnte. Unter anderem führte auch dies nicht nur zu einem „virtuellen“ Zusammenwachsen des Quartiers, sondern eben zu einer hohen Identifikation der Bewohner mit ihrer Wohngegend und zu anhaltendem Engagement und Beteiligung, einem funktionierenden Gemeinwesen.



Bei einem direkten Vergleich z.B. zwischen Itzehoe und Freiburg sind es genau diese Tatsachen, die vermutlich zu einem besseren Gelingen der Maßnahmen geführt haben: einerseits die aus Eigeninitiativen, wirklichen Gemeinsamkeiten entstandene Gemeinschaft in Freiburg, die zudem mit der günstigeren und flexibleren Technik einen „Startvorteil“ hatte, andererseits die Privatinitiative in Itzehoe, die, haupt-

sächlich wirtschaftlich motiviert, zwar viel erreichen wollte, aber mit dem großen Angebot an fixen, unflexiblen Maßnahmen schwer auf sich (schnell) ändernde Rahmenbedingungen reagieren konnte und im Prinzip zu nicht mehr als zur Entstehung eines konventionellen Wohngebietes geführt hat.

Zusammenfassung

Gründe für die Schwierigkeiten und das Scheitern der Visionen sind somit auf mehreren Ebenen zu suchen: auf technischer Seite sind die insbesondere anfangs der Entwicklung vorinstallierten High-Speed-Internetanschlüsse mit festen Anbietern wenig flexibel und für normalen (privaten) Gebrauch überdimensioniert (Hochleistungsanschlüsse sind außerdem bald überall für jedermann möglich...). Zudem verlangen sie die Anpassung des Nutzers an ihr System. Generell sind Telearbeitsplätze so wie sie in den Projekten gedacht waren in der Krise. Auch das in einigen Beispielen vorgesehene und umgesetzte Intranet zur Vernetzung der Bewohner untereinander fand keine Akzeptanz. Damit sind auch schon die sozialen Gesichtspunkte der Teledörfer angesprochen: die „gezwungene Vernetzung“ mittels dieses Intranets versucht Gemeinsamkeiten zwischen Menschen herzustellen wo keine waren... Zudem sind schnelle Internetzugänge laut Umfragen kein Entscheidungskriterium sich irgend-

wo niederzulassen, und der Mensch wird tendenziell wohl immer die realen (Stadt-)Räume den virtuellen vorziehen...Für die Investoren waren die Teledörfer zudem auch eine finanzielle Herausforderung: hohe Kosten für aufwendige Vorinstallationen mussten vorgeschossen, (fragwürdige) zentrale Einrichtungen subventioniert werden.

Versucht man die Absichten und Maßnahmen abschließend zu bewerten, so lässt sich feststellen, dass Teledörfer in der bisherigen Form nicht erfolgreich waren und so auch weiterhin keine Zukunftsperspektiven haben. In den letzten Jahren gab und auch heute gibt es keine neuen Initiativen in Sachen Teledorf, weder von privater Seite, noch seitens der öffentlichen Hand! Steuerungsversuche von Investoren oder groß angelegte Fördermaßnahmen widersprechen fundamental den liberalen, sich schnell ändernden Bedingungen der Neuen Medien. Aus diesem Grund wird bei neuen Initiativen nach anderen Umsetzungsprinzipien gesucht werden müssen, damit ein „Teledorf“ - in welcher Form auch immer - Erfolg hat.

Literatur

Glaser, W. (Hrsg.): Telezentren – Zukunft oder schon Vergangenheit?. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2000.

Wolf, P., Wolf, M.: Telekooperation als Chance für ländliche Räume. Edition 451, Fachverlag Döbler & Rössler, GbR, Stuttgart 2002.

Institut für Raumplanung Universität Dortmund (Hrsg.): Städtisches Leben auf dem Lande? Telekommunikation als Chance für neue Lebensstile und Arbeitsformen. Projekte Band 20, Dortmund 2000.

Herold, J.: Telearbeit – Die Zukunft der Arbeit?. In: Main-Spessart 2000 Expo-projekt GmbH 2001.

Floeting, H., Grabow, B.: Auf dem Weg zur virtuellen Stadt? Auswirkungen der Telematik auf die Stadtentwicklung. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1, S. 17-30, 1998.

www.teletown.info
www.delmenhorst.de
www.colletta.it
www.itzehoe.de
www.vauban.de
www.televillage.be
[www.schader-stiftung.de/
 wohn_wandel](http://www.schader-stiftung.de/wohn_wandel)







01 Begrifflichkeit - Telearbeit

Unter Telearbeit versteht man Arbeit, die zumindest zeitweise nicht in der Betriebsstätte des Arbeitgebers, sondern in den Wohnungen oder in der Nähe der Wohnorte der Arbeitskräfte unter Verwendung der modernen Informations- und Kommunikationstechniken durchgeführt wird. Hierbei ist es wichtig, dass es sich um eine regelmäßig ausgeführte Tätigkeit handelt.

02 Geschichte der Telearbeit



Die Telearbeit als solche hat ihre Anfänge in Amerika, wo sie unter dem Begriff Telecommuting (Telependeln) bekannt ist. Das Telecommuting gewann nach dem Ölchock von 1973 an Bedeutung. Es war auf die Bewältigung der Umweltprobleme ausgerichtet. In seinem Vordergrund standen Einsparpotentiale, welche überwiegend durch den Wegfall des Pendelverkehrs zur Arbeit verwirklicht werden sollten.



In Deutschland wurden in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts die ersten Telearbeitsprojekte umge-

setzt. 1983 wurde die Telearbeit von der Firma Siemens unter dem Namen „Autarke Texterfassung unter Zuhilfenahme von Teletext“ erstmals eingeführt. Den Teletypistinnen wurden Texte handschriftlich oder auf Diktierkassetten zugestellt, welche dann in Heimarbeit geschrieben und per Teletext elektronisch an das Unternehmen weitergeleitet wurden. So hatte die Firma Siemens die Chance, von jedem Telefon der Welt Texte für die Erfassung aufzugeben.



80er: Die Landesregierung Baden-Württemberg lagert 50 Arbeitsplätze, bei deren Aufgabenfeld es sich hauptsächlich um Schreivarbeiten und einfache Sachbearbeitung handelt, aus.



IG Metall

1983: Auf dem IG Metall Gewerkschaftstag kommt es zu der Forderung Telearbeit zu verbieten. Gründe: soziale Isolation, Arbeitnehmer nicht abgesichert.

Weitere Vorbehalte in dieser Zeit: fehlende Akzeptanz, Informations- und Kommunikationstechnologie unzureichend entwickelt, Motivations- und Unternehmensidentifikationsverluste.



Seit 1989 verschiedene Modellversuche bei IBM Deutschland. Daraus resultieren positive Erfahrungen.

Seit 1991 können IBM Mitarbeiter ihre Arbeit ganz oder teilweise zu Hause verrichten, sofern sich das Aufgabenfeld dazu eignet und der Vorgesetzte zustimmt.

03 Arten von Telearbeit

03.01 isolierte Telearbeit

Bei der isolierten Telearbeit wird permanent und ausschließlich in der Wohnung des Arbeitnehmers oder an einem anderen dezentralen Ort gearbeitet, es besteht kein Arbeitsplatz im Betrieb.

Da ebenfalls kein ständiger Kontakt mit der zentralen Betriebsstätte besteht, müssen die Aufgaben klar definiert und ohne Rückgriff auf zentrale Ressourcen zu erledigen sein. Dies ist vor allem bei Textverarbeitung und Datenerfassung der Fall.

03.02 alternierende Telearbeit

Hierbei handelt es sich um die

häufigste Form der Telearbeit, die meist auf Wunsch der Mitarbeiter durchgeführt wird. Der Telearbeiter wechselt zwischen seinem Arbeitsplatz im Büro und zu Hause. Der Arbeitsplatz im Firmenbüro bleibt unterdessen bestehen, und wird eventuell mit einer weiteren Telearbeitskraft geteilt.

Dabei gibt es zwei Möglichkeiten. Zum einen eine starre Vereinbarung, bei der zu jeweils festgesetzten Zeiten zu Hause und im Büro gearbeitet wird. Zum anderen eine Vereinbarung, bei der die ArbeitnehmerInnen selbst entscheiden, wann sie an welchem Ort arbeiten. Auf diese Weise können einerseits komplexe Probleme im Kollegenkreis gelöst werden, während der Arbeitnehmer andererseits zu Hause die ungestörte Arbeitsatmosphäre zu seinem Vorteil nutzen kann.

04 Telearbeitszentren

04.01 Satellitenbüros

Ein Satellitenbüro ist ein dezentrales Arbeitszentrum eines Unternehmens. Es befindet sich an kostengünstigen Standorten nahe den Wohnorten der Mitarbeiter. In einem solchen Büro können entweder Kopien der Firmenunterlagen, oder aber ganze Funktionsbereiche ausgelagert sein. In jedem Fall aber ist dieses Büro in das Unternehmen involviert und hält mit Hilfe der Telekommunikation Kontakt mit der Firmenzentrale.

04.02 Nachbarschaftsbüro

Diese Büros liegen in Wohngebieten oder am Stadtrand. Sie werden entweder von mehreren Unternehmen genutzt, um dort ihre eigenen MitarbeiterInnen zu beschäftigen, oder sie dienen selbständigen Telearbeitern als Arbeitsort.

04.03 Telehaus/Teleservicezentrum

In ländlichen strukturschwachen Gegenden werden von öffentlichen Stellen Büroarbeitsplätze organisiert und geführt, oder mit öffentlichen Geldern unterstützt, um den dort lebenden Personen die Telearbeit für weiter entfernte Unternehmen und Auftraggeber zu ermöglichen. Die Büroräume werden den Telearbeitern in der Regel gegen Gebühr zur Verfügung gestellt.

05 Mobile Arbeitsstätten**05.01 Temporärer Arbeitsplatz**

Bei dieser Alternative arbeiten die Beschäftigten an einem nicht festgelegten unabhängigen dritten Ort. Also weder zu Hause noch im Büro, sondern beispielsweise beim Kunden, auf Reisen oder in Hotels. Diese Form eignet sich folglich besonders gut für Außendienstmitarbeiter, Mitarbeiter der Versicherungswirtschaft und Serviceunternehmen sowie für Vertriebsmitarbeiter.

05.02 Beweglicher Arbeitsplatz

Diese Form der Telearbeit ist gegeben, wenn der Beschäftigte seine

Arbeit beispielsweise in der Bahn oder in einem Flugzeug verrichtet.

06 Offshore-Telearbeit

Die Tätigkeiten werden aus Kostengründen via Datenleitung in „Billiglohn-Länder“ transferiert, wo sie bearbeitet und anschließend auf dem gleichen Wege wieder zurückgeschickt werden.

07 Virtuelles Unternehmen

Es wird ohne den klassischen Firmensitz oder ein Unternehmensgebäude zusammengearbeitet. Hier handelt es sich um einen Zusammenschluss von rechtlich unabhängigen und räumlich getrennt telearbeitenden Einzelpersonen oder (Kleinst-) Unternehmen, innerhalb eines Netzwerkes. Sie agieren auf dem Markt unter gemeinsamen Firmennamen als eine Einheit.

08 Virtuelles Büro

Virtuelle Büros treten besonders häufig im Außendienst auf und setzen sich zusammen aus einem Notebook, einem tragbaren Drucker, einem Faxmodem, einem Modem und einem Mobiltelefon.

09 Prognose und Erwartung

Telearbeit wird heute wieder als Lösung für die komplexen Herausforderungen des Arbeitsmarktes gesehen und als Chance zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen. Gleichzeitig soll

sie die Lebensqualität der Arbeitnehmer steigern.

1994 prognostizierte die Europäische Kommission, daß bis zum Jahr 2000 in Europa 10 Mio. Telearbeitsplätze existieren.

1997 sagte Wirtschaftsminister Rexrodt für Deutschland ca. 800.000 Telearbeitsplätze bis 2000 voraus.

Forum Info 2000:

Telearbeit wird in den nächsten 5 Jahren zur Selbstverständlichkeit werden. Die vorherrschend praktizierte Form der Telearbeit wird die alternierende Telearbeit werden.

Bericht an den Club of Rome:
Telearbeit wird die vorherrschende Arbeitsform der Zukunft sein.

1994 prognostiziert ECaTT für 2005, dass 12.6 % aller Beschäftigten Telearbeit praktizieren in Europa. (1994 - 1.4%, 1999 - 6.0%)

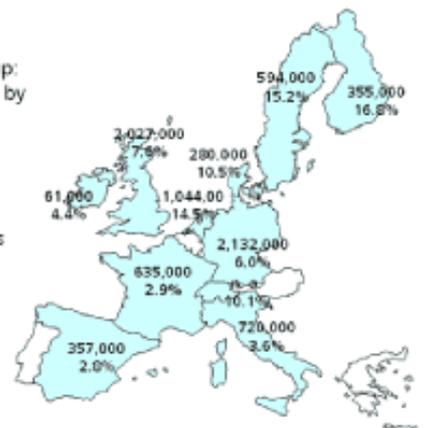
10 Aktualität und Akzeptanz

Das Thema Telearbeit gewinnt heute neue Aktualität im Zeichen der Verbreitung von Inter- und Intranet sowie virtuellen Organisationen. Ob das Interesse, die Bereitschaft und die Möglichkeit zur Ausführung von Telearbeit im Vergleich zur letzten Umfrage von 1992 zugenommen hat, war Thema der Repräsentativumfrage von 1998. Diese Umfrage war die vierte ihrer Art seit 1987 und wurde im Rahmen eines langfristigen

Telework Penetration in Europe 1999: all teleworkers

1994:
high level expert group:
10 million teleworkers by
2000

1999:
ECaTT:
9 million Europeans
now teleworking



Forschungsprogramms vom Wirtschafts- und Sozialforschungsinstitut WI.SO Dr. Schoch + Partner durchgeführt. Die Untersuchungsergebnisse:

1. Mikroelektronik und Computer sind weit verbreitete und allgemein akzeptierte Elemente unserer Arbeitswelt und des Privatlebens geworden. Beinahe drei Viertel (73 %) aller Befragten haben in irgendeinem Zusammenhang, beruflich und/oder privat, mit Computer, Bildschirm, Terminals oder computergesteuerten Maschinen zu tun. Telekommunikations- und EDV-Geräte in den Firmen und Haushalten - die technischen Grundlagen der neuen Arbeitsform Telearbeit - breiten sich weiter aus. So besitzen z. B. bereits schon zwei Drittel der Befragten zu Hause einen Personal- oder Laptop-bzw. Notebook-Computer. Von diesen

verfügt bald einmal die Hälfte über Modem und Inter- oder Intranet-Zugang und E-Mail. Drei Fünftel der Befragten haben ein «Heimbüro», in dem sie arbeiten können. Teilzeitarbeit und Arbeitsflexibilisierung entsprechen einem zunehmenden Bedürfnis weiter Bevölkerungskreise. Es bestehen somit in der Schweiz in Bezug auf Technik, Einstellungen und Verhalten in der Bevölkerung günstige Ausgangsbedingungen und optimale Voraussetzungen für die Einführung und Verbreitung der Telearbeit.

2. Die persönliche Bereitschaft zur Ausführung von Telearbeit hat in den letzten Jahren langsam, aber kontinuierlich zugenommen. Neuerdings kann sich insgesamt etwas über die Hälfte aller Befragten heute schon durchaus vorstellen, selbst Telearbeit in irgendeiner der möglichen Formen auszuführen, sei es allein zu Hause oder zusammen mit anderen in einem Telearbeitszentrum oder Satellitenbüro, sei es ausschliesslich oder teilweise abwechselnd mit Arbeit im Geschäft. Dazu kommen zusätzliche 6 %, die - erstmals überhaupt in einer dieser Repräsentativbefragungen - als heute bereits schon aktive, praktizierende Telearbeiter identifiziert wurden. Für die Zukunft besteht ein erhebliches Wachstumspotenzial: Bis etwa zur Jahrtausendwende könnte aufgrund der Interviewantworten sogar mit latenter Bereitschaft oder

tatsächlicher Telearbeit bei zusammengekommen rund zwei Dritteln der Bevölkerung gerechnet werden. Das letzte Drittel kann sich auch bis etwa im Jahr 2000 nicht vorstellen, selbst Telearbeit auszuführen.

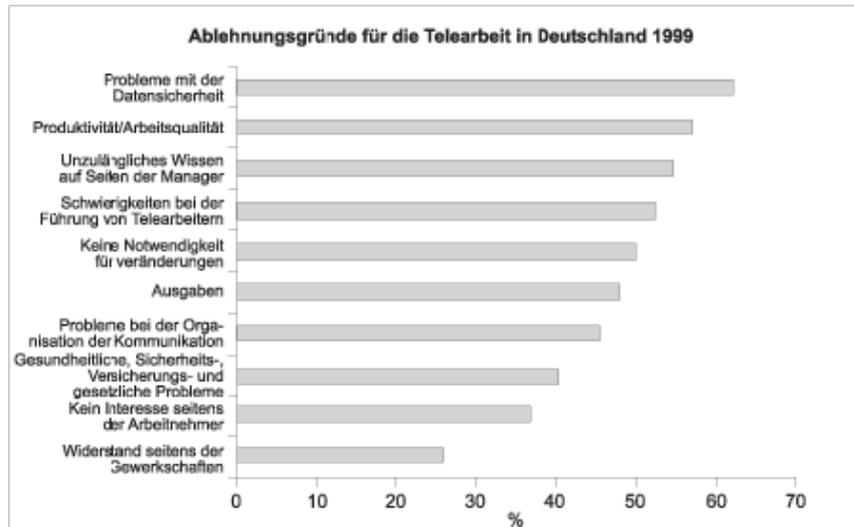
3. Die meistgenannten Vorteile der Telearbeit sind nach Aussage der Befragten die Möglichkeit zur Flexibilisierung der Arbeit und der Arbeitszeit sowie mehr oder bessere Gestaltung der Freizeit und Zeitersparnis dank Wegfall des Arbeitsweges. Als Hauptnachteil befürchteten sie den Verlust an Informationen sowie an zwischenmenschlichen Kontakten, somit die soziale Isolierung und Vereinsamung des Arbeitnehmers zu Hause.

4. Nur 43 % aller Befragten glauben, dass sie diese neuartige Arbeitsform in Anbetracht ihrer gegenwärtigen Stellung und beruflichen Tätigkeit auch tatsächlich realisieren und ausführen könnten. Dieser Anteil hat jedoch seit 1987 (23%) kontinuierlich und signifikant zugenommen.

11 Problemfelder Telearbeit

11.01 Nachteile Arbeitnehmer

Der häusliche Arbeitsplatz hat eine negative Auswirkung auf die konkrete Arbeit und das Privatleben des Telearbeiters. Die erforderliche Selbstdisziplin wird zum Problem, und der Telearbeiter läuft Gefahr, zum „Workaholic“ zu werden. Durch die permanente Arbeit in der eige-



nen Wohnung, ohne den Kontakt mit Kollegen und Vorgesetzten, besteht die Gefahr der sozialen Isolation. Ferner können Ängste auftreten, dass sich der Informationsaustausch mit dem Vorgesetzten und den Kollegen im Büro verschlechtert, wenn der Telearbeiter nicht im Büro arbeitet.

11.02 Nachteile Arbeitgeber

Der Arbeitgeber hat nur eine mangelnde Kontrolle über den Telearbeiter und dessen Arbeitsergebnisse. Zudem treten zusätzlich zum erhöhten Koordinationsbedarf auch ungelöste juristische Probleme auf. Ein weiterer wichtiger Aspekt sind die mangelnde Datensicherheit und der verringerte bzw. mangelhafte Datenschutz.

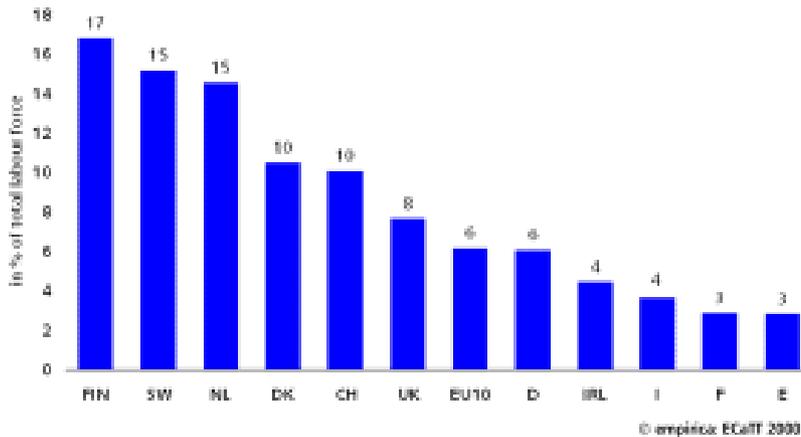
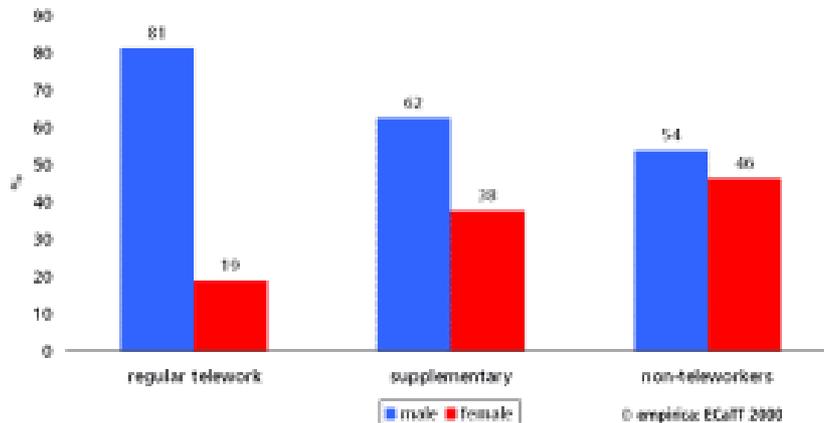
11.03 Soziale Probleme

Für Menschen, die Beruf und Privatleben klar trennen können wollen, ist es nicht angenehm, zu Hause zu arbeiten. Zumal es auch zu menschlicher Isolation kommen kann, wenn der ständige Kontakt zu Kollegen und Vorgesetzten nicht vorhanden ist. Alle möglichen der Ein- und Durchführung von Telearbeit verbunden sind.

In den sonstigen Rechtsgebieten besteht kein Handlungsbedarf, da sich selbst im Bereich des Datenschutzes mit den bestehenden Regelungen die Besonderheiten der Telearbeit regeln lassen.

Alle sozialen Probleme sind jedoch stark vom Wesen der jeweiligen

All teleworkers in Europe in % of total labour force

Gender distribution:
teleworkers and non-teleworkers (EU10)**11.04 Technische Probleme**

Die Standards und Offenheit der Systeme sind noch zu unterschiedlich. Die notwendigen multimediale Telearbeitssysteme werden von verschiedenen Herstellern angeboten und sind daher noch nicht vollkommen standardisiert. Durch das Wachsen der Komplexität des o.g. Systems steigen Fehleranfälligkeit und Abhängigkeit von der Technik. Aufgetretene Fehler sind nicht mehr durch menschliche Kommunikation zu beheben, wenn jeder Telearbeiter an einem anderen Ort arbeitet. Aufgrund all dieser Mängel können Sicherheit und Zuverlässigkeit nicht garantiert werden.

Weiterhin stellen die „Mensch-Maschinen-Schnittstellen“ ein Problem dar. Viele Nutzer sind nicht speziell geschult, viele Interessierte sind nicht hinreichend über ihre Möglichkeiten informiert, und oftmals gibt es bei den Interessenten noch Berührungängste im Umgang mit Computern.

Auch an die Intelligenz der jeweiligen Systeme werden hohe Ansprüche gestellt. Die Technik muss stark auf den Nutzer eingehen, sie muss fehlertolerant sein, diverse Eingabemedien akzeptieren, sie sollte lern- und anpassungsfähig sein, Benutzerprofile erkennen und unterstützen und kurz gesagt dafür sorgen, dass der Benutzer gut zurechtkommt.

Da die Daten teilweise über öffentliche Netze transportiert werden,

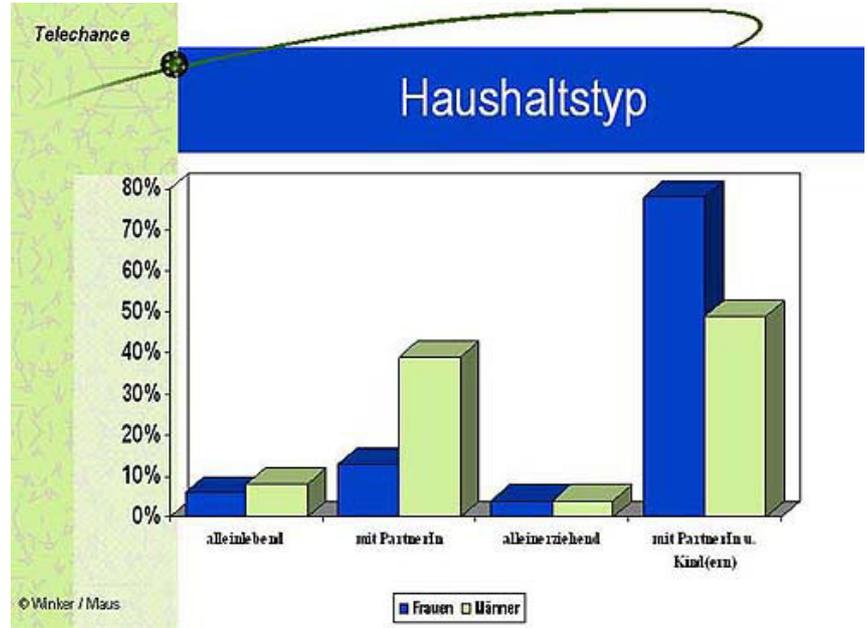
müssen Datenschutz und Datensicherheit garantiert werden können.

11.05 Ökologische Probleme

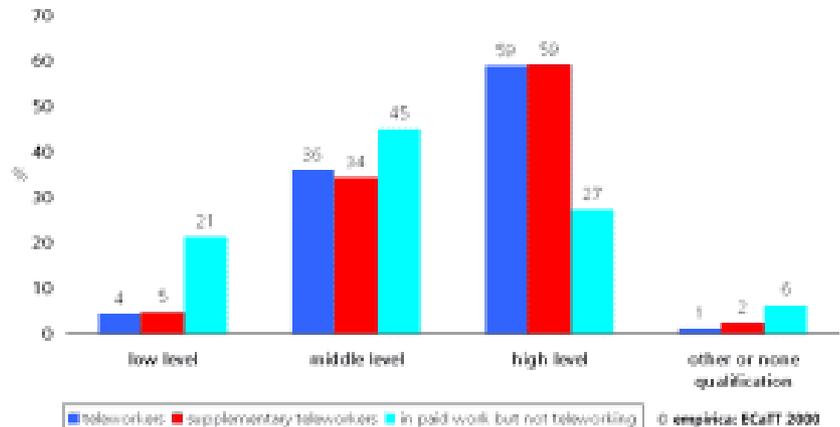
Dank der starken Einschränkung des Pendelverkehrs wird zwar das Ausmaß der Verkehrsemissionen erheblich vermindert, jedoch ist hier zu bedenken, dass die Entsorgung von Computern und Computerzubehör ebenfalls sehr viel Abfall verursacht. Da dies allerdings auch an jedem anderen Arbeitsplatz der Fall ist, gibt es bei der Telearbeit kaum bzw. gar keine zusätzliche ökologische Probleme.

11.06 Organisatorische und betriebswirtschaftliche Probleme

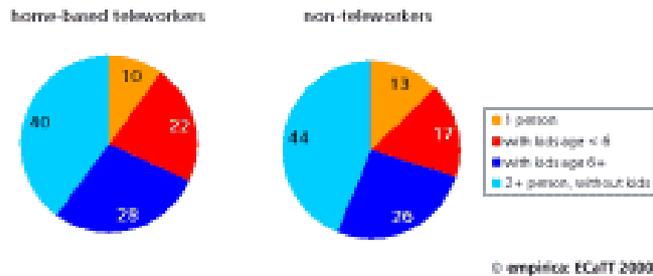
Viele Unternehmensspitzen tun sich schwer damit, althergebrachte Arbeitstraditionen zu brechen und zu Gunsten der Telearbeit zu verändern. Diese Skepsis lässt sich darauf zurückzuführen, dass die betreffenden Führungspersonen nicht hinreichend über die Möglichkeiten der Telearbeit informiert sind und/oder oftmals davon ausgehen, dass lediglich einfache Arbeiten wie beispielsweise die Texterfassung oder -verarbeitung für Telearbeit geeignet sind. Viele Arbeitgeber scheuen auch den erhöhten Organisationsaufwand und die recht hohen Kosten, die mit Ein- und Durchführung von Telearbeit verbunden sind.



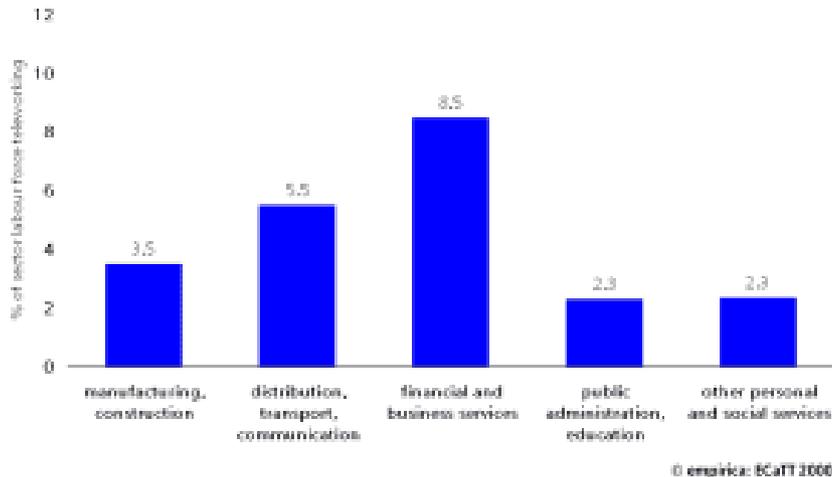
Educational level of teleworkers and non-teleworkers (EU10)



Household type distribution: teleworkers and non-teleworkers (EU10)



Share of regular teleworkers in industry sectors (EU10)



Person abhängig zu machen.

11.07 Juristische Probleme

Hauptsächlich treten Probleme im Bereich des Arbeitsrechtes auf, besonders in den Bereich der Mitbestimmung, der allgemeinen gewerkschaftlichen Vertretung, bei Leistungskontrollen, Arbeitsschutz, Arbeitszeit und Versicherungsschutz. Die meisten dieser Probleme sind in den bisherigen Regelungen jedoch bereits erfasst, so dass hier nur wenige neue Regelungen oder Anpassungen notwendig sind. In den sonstigen Rechtsgebieten besteht kein Handlungsbedarf, da sich selbst im Bereich des Datenschutzes mit den bestehenden Regelungen die Besonderheiten der Telearbeit regeln lassen.

12 Nutzen der Telearbeit

12.01 Vorteile für den Arbeitnehmer

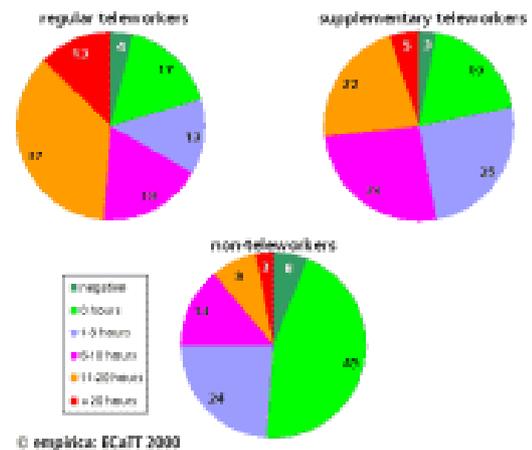
Dank der größeren Zeitsouveränität können die ArbeitnehmerInnen sich ihre Zeit selbst einteilen und so ausschließlich dann arbeiten, wenn es ihnen am leichtesten fällt. Dadurch kann der Telearbeiter Beruf und Familie besser vereinbaren und aufgrund der Verringerung oder Vermeidung von Fahr- bzw. Stauzeiten durch den Wegfall des Pendelns zum Arbeitsplatz haben sie nicht nur mehr Freizeit, sondern erzielen auch hohe Kostenersparnisse. Befindet sich der Arbeitsplatz nicht im

Unternehmen selbst, fallen verschiedenen Ablenkungsfaktoren weg. Die ArbeitnehmerInnen müssen nicht auf plötzliche Einfälle des Vorgesetzten eingehen, werden nicht durch Gespräche auf dem Flur oder „unwesentliche“ Kleinigkeiten von der Arbeit abgehalten. Alle diese Effekte verschaffen dem Telearbeiter eine höhere Lebensqualität, was wiederum in Kombination mit der Arbeit in „ungestörterer“ und angenehmer Atmosphäre und der stärkeren Eigenverantwortung zu höherer Motivation führt. Desweiteren ist der Telearbeiter nicht mehr an den Standort des Unternehmens gebunden und hat so freiere Wohnortwahl.

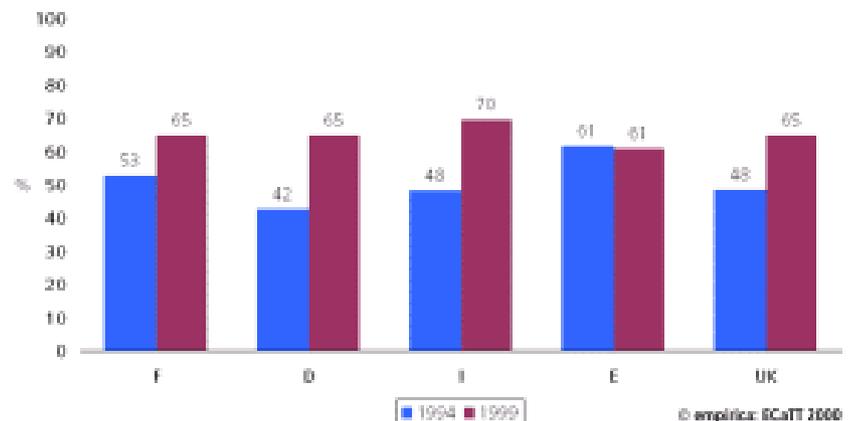
12.02 Vorteile für den Arbeitgeber

Die Möglichkeit, den Hauptsitz des Unternehmens in ländlichen Gegenden ansiedeln zu können, führt zu einer Senkung der Kosten für Büroräume, da in den ländlichen Regionen die Aufwendungen für Miete und Gewerbesteuer geringer sind als in den Ballungszentren. Die Senkung der Kosten für Arbeitsplätze wird dadurch ermöglicht, dass heute ohnehin jeder Büroplatz mit einem PC ausgestattet ist, und dass zum Beispiel ein Drucker von mehreren Mitarbeitern gleichzeitig genutzt werden kann. Zusätzlich können sich bei der alternierenden Telearbeit zwei Mitarbeiter einen Arbeitsplatz teilen. Da ein Wohnortswchsel für den

Weekly working hours of teleworkers and non-teleworkers (EU10)



Interest in telework among the labour force in Europe 1994-1999



potentiellen Telearbeiter nicht mehr zwingend ist, wird dem Unternehmen die Personalsuche erleichtert. Er kann auf Arbeitskraftressourcen in aller Welt zurückgreifen, wodurch Erhalt und Zugang von qualifizierten Mitarbeitern wesentlich erleichtert wird. Da die Mitarbeiter unter Umständen in ganz Deutschland bzw. sogar international tätig sein können, wäre das Unternehmen in so einem Fall flächendeckend präsent und könnte eine Verbesserung der Kundenkontakte erzielen.

12.03 Volkswirtschaftlicher Nutzen

Durch die Abnahme des Berufsverkehrs kommt es zu einer Verringerung der Verkehrs- und Umweltbelastung. Was entgegen der Erwartung nicht beobachtet werden kann, ist die Entzerrung und Dezentralisierung der Ballungsräume und des Wohnmarktes. Die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die theoretisch nicht mehr an die Ballungsräume gebunden sind zieht es trotzdem genau in diese. Man erhoffte sich von der Dezentralisierung die Stärkung strukturschwacher Regionen. Andererseits ist auch erfreulich, dass die Suburbanisierung nicht forciert wird durch die Arbeitsmarktentwicklung.

12.04 Soziologischer Nutzen

Die Arbeit in der eigenen Wohnung ermöglicht die Eingliederung Behinderter in den Arbeitsprozess, da diese aufgrund ihrer mangelnden Mobilität nicht mehr benachteiligt werden.

Ebenfalls bietet Telearbeit Beschäftigungsmöglichkeiten für spezielle Zielgruppen, die aus persönlichen Gründen an ihre Wohnung gebunden sind, zum Beispiel Frauen mit kleinen Kindern, Alleinerziehende, usw. Auch wird die Teilzeitbeschäftigung unproblematischer, weil die Möglichkeit der freien Zeiteinteilung vorhanden ist. Außerdem stellt Telearbeit eine Resozialisierungsmöglichkeit für Strafgefangene dar. Diese können bereits während der Haft die Arbeit aufnehmen und so Berufserfahrung sammeln, was ihnen nach der Haftentlassung eine erneute Arbeitsuche erleichtert.

13 Beispiel IBM

Bei IBM in Deutschland arbeiten derzeit ca. 4000 Telearbeiter mit $\geq 50\%$ Heimarbeit (20% der Mitarbeiter) davon sind:

- 600 Außerbetriebliche Arbeitsplätze (stationäre Telearbeit)
- 1700 im Technischen Außendienst (mobile Telearbeit)
- 2000 im Vertrieb (mobile Telearbeit)
- zusätzlich mehrere Tausend die gelegentlich Telearbeit nutzen

Telearbeit bei IBM bedeutet, daß eine Onlineverbindung zum Unternehmen besteht. Der Arbeitsort ist frei wählbar. Genauso ist es jedem Mitarbeiter überlassen ob er Telearbeiter werden möchte oder nicht. Es ist nur alternierende Telearbeit

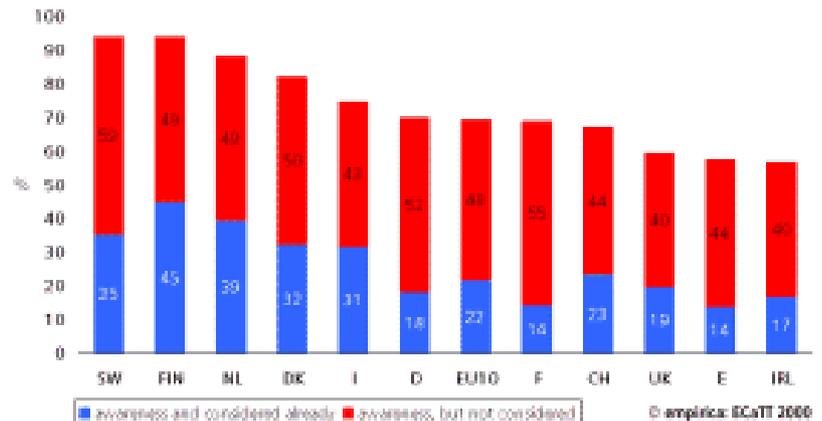
vorgesehen so, daß jeder Mitarbeiter zeitweise im Firmensitz arbeitet. Es sollte jedoch mindestens 50% der Zeit zu Hause gearbeitet werden.

Die Telearbeiter werden mit einem IBM Thinkpad und einem Multifunktionsdrucker ausgestattet. Alle geschäftlich bedingten Online Gebühren werden von IBM übernommen. Auf Wunsch kann sich der Telearbeiter einen ISDN Telefonanschluss einrichten lassen. Weiterhin wird jedem stationären Telearbeiter eine Stromkostenpauschale von 20,-€/Monat gezahlt. Mobile Telearbeiter bekommen diese Kostenpauschale nicht gezahlt, können aber dafür ihre Dienststreifen direkt von zuhause aus abrechnen. Auf Wunsch wird eine Bescheinigung für das Finanzamt ausgestellt.

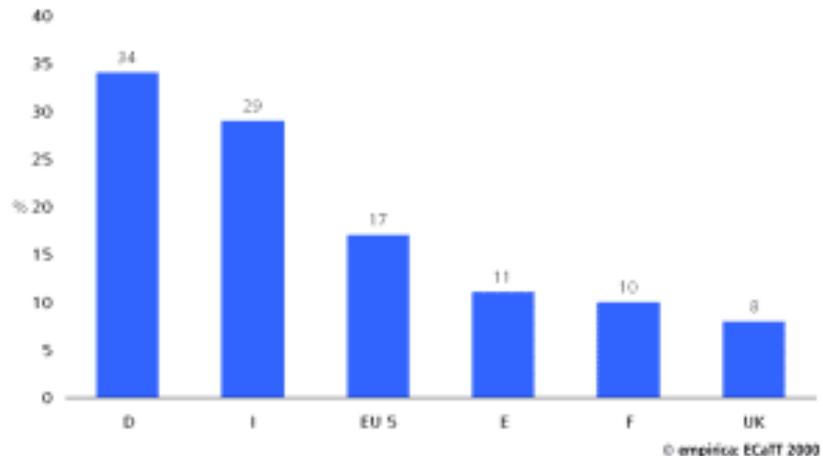
Die Kosten für einen Telearbeitsplatz belaufen sich auf 3000,- Euro für den Thinkpad und den Multifunktionsdrucker und die anfallenden Online Gebühren. 1998 waren das ca. 100,- Euro pro Monat. 1999 noch ca. 25,- Euro bei Einwahl per ISDN oder Modem. Heute belaufen sich die Kosten für DSL in Verbindung mit einer Flatrate auf ca. 30,- Euro pro Monat.

Der Einstieg in die Telearbeit, sowie deren Ausweitung verlaufen heute völlig fließend. Daher ist es schwer zu ermitteln wer im engeren Sinne Telearbeit betreibt. Der Vertrieb und

Awareness and consideration of telework (labour force)



Annual Increase of teleworking population 1994-99 in %



zieren in fast allen IBM-Niederlassungen das Shared Desk Konzept. Die Führungskräfte und die Nicht-Vertriebsbereiche praktizieren ebenfalls Shared Desk bzw. Shared Office Konzepte. Wenn sich ein Mitarbeiter für die Telearbeit entscheidet muss der bestehende Arbeitsvertrag nicht geändert werden, da der Einsatz an verschiedenen Arbeitsorten immer schon Bestandteil war. Auch weiterhin bleiben die Telearbeiter IBM Niederlassung zugeordnet. Daher bleibt die Zuständigkeit des Betriebsrates bestehen. Die Kontrolle und Steuerung erfolgt durch Management-by-Objectives das heist Projekt gebunden. Die Logon Zeit wird nicht kontrolliert und die zentrale Arbeitszeiterfassung wurde bereits Anfang 1999 abgeschafft. Um die Teamzugehörigkeit und die Kommunikation zu fördern finden regelmäßig Jour Fix, Meetings und informelle Treffen statt.

Die Mitarbeiter haften zuhause und im Unternehmen nur für Unfälle mit Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit. Arbeitsunfälle zuhause werden durch die Berufsgenossenschaft abgedeckt. IBM behandelt Wohnung nicht als Arbeitsstätte oder Betriebsstätte sondern orientiert sich am Grundrecht der Unverletzlichkeit der Wohnung. Daher wird auch keine Begehung der Wohnung (im Gegensatz z.B. zu Telekom und Siemens) durchgeführt. Der Fürsorgepflicht des Arbeitgebers in Sachen Daten-

sicherung, Datenschutz, Arbeitsschutz und Ergonomie wird wie bisher durch Schulungen, Empfehlungen in Merkblättern und Informationen im Intranet nachgekommen. Zusätzlich gibt es Angebote, wie Beratungen für das Telearbeiten zuhause und zu ärztlichen Untersuchungen (Augen, etc.).

Literatur

Empirica (www.empirica.de)

Technologie Transfer Zentrale
Schleswig Holstein (www.tzsh.de)

Anwender Plattform Telearbeit BW
(www.initiative-telearbeit.de/)

Flexible Unternehmen
(www.flexible-unternehmen.de/)

Experteam (www.experteam.de)

TA Telearbeit (www.ta-telearbeit.de/)

Liquide (www.liquide.de)

New Media NRW
(www.media.nrw.de/)

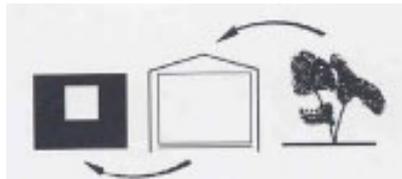
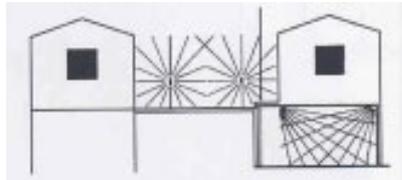
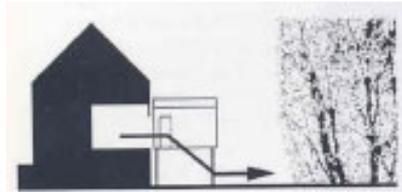
symposion ([www.symposion.de/
telearbeit](http://www.symposion.de/telearbeit))

On Forte (www.onforte.de)

Teleport Sachsen- Anhalt
(www.tsa.de/)

Transit Online ([www.transit-
online.de/](http://www.transit-online.de/))





Bauherrin: Gabi Groth

Architekten: Gerhard Kalhöfer
Stefan Korschildgen

Fläche: Arbeitsfläche 11 m²
Terrasse 12,6 m²

Kosten: 55.000 Euro

Planung: Herbst 1996

Fertigstellung: März 1997

Bauvorhaben: Mobile Erweiterung
eines bergischen
Fachwerkhäuses in
Lüttringhausen bei
Remscheid.



Baufaufgabe:

In diesem Projekt geht es um einen kleinen, nicht aufwendigen Anbau an ein Einfamilienhaus, dessen Silhouette exakt einem in den 50-er Jahren hinzugefügtem Anbau entspricht. Der neue Anbau dient der Bauherrin als Arbeitsplatz und stellt gleichzeitig einen Bezug zum Garten her. Gabi Groth und ihr Lebensgefährte wohnen bisher im EG. Da jedoch eine spätere Mitnutzung des 1. OG geplant ist, sollte ein problemloser Funktionswandel des Anbaus möglich sein (z.B.: Gewächshaus).

Wohnen und Arbeiten:

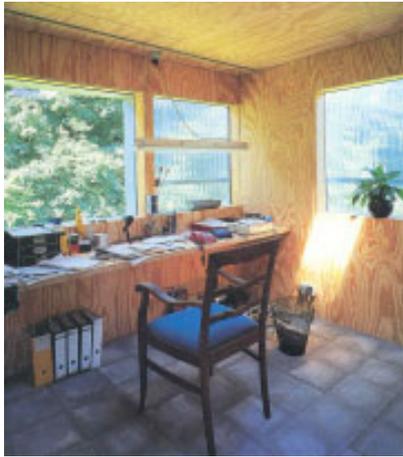
„Terrassentür auf. Drei Schritte über die Terrasse gehen. Bürotür auf. Fertig. Das ist mein Weg zur Arbeit - im Sommer. Im Winter öffne ich zwei unmittelbar gegenüberliegende Türen, mache einen Schritt und stehe im selben Büro. Wie das geht?“ (Gabi Groth, In: db 7/98, 63) Der gesamte Anbau läßt sich durch zwei kräftige Menschen verschieben. Im Sommer wird der Arbeitsplatz in den Garten geschoben, wodurch eine Terrasse auf zwei Ebenen entsteht. Die obere Terrasse dient als Verlängerung des Wohnzimmers. Über eine Treppe entlang des alten Anbaus gelangt man in den Garten und auf die untere Terrasse, die Schutz vor Regen und Sonne bietet. Im Winter wird der Arbeitsplatz über die Terrasse zurück an das Haus geschoben. Und somit dockt die Wohnzimmertür direkt an die Bürotür an.

Konstruktion/Material:

Die aufgeständerte Stahlkonstruktion aus Rechteckhohlprofilen bildet das Haupttragwerk. Über unterseitig montierte Industrieschwerlastrollen, die in U-Schienen geführt werden, kann der Arbeitsplatz verschoben werden. Auch das Terrassengeländer ist leicht zu demontieren.

Die Aussenhülle des neuen Raumes besteht aus transparenten, hinterlüfteten Hart-PVC-Welltafeln. Die Elektroinstallation wird im Luftraum dahinter sichtbar geführt.





Die Innenwand ist eine einfache, gedämmte Holzrahmenkonstruktion mit beidseitiger Sperrholzbeplankung, die im Falle einer Umnutzung zum Gewächshaus leicht zu entfernen ist. Die äußere Sperrholzbeplankung wurde mit einer nylonverstärkten Reflektionsfolie sichtbar bespannt, um eine Überhitzung des Innenraumes zu vermeiden. Diese Folie ist auch dafür verantwortlich, daß das Außenmaterial je nach Wetter- und Lichtverhältnissen unterschiedlich wirkt. Der schwere Betonboden im Innenraum sorgt dafür, daß bei starkem Wind der Anbau nicht umkippen kann.

wird. Das der neu hinzugewonnene Arbeitsplatz später problemlos umgenutzt werden kann, entspricht auch den allgemeinen Zielsetzungen der Architekten Gerhard Kalhöfer und Stefan Korschildgen.



Eigene Wertung:

„Wir wollen eine Architektur der Benutzer, nicht die einer finalen Form. Unser Ziel ist ein Raum der Montage, der vom Benutzer formbar ist und der nach Belieben vom einen zum anderen Zustand wechseln kann.“ (Kalhöfer-Korschildgen, wie wohnen - heute?, 2002, S. 4)
Wir sind der Meinung, daß es sich bei diesem Projekt um einen interessanten Einzelvorschlag handelt, der jedoch schwer auf andere Projekte übertragbar ist.

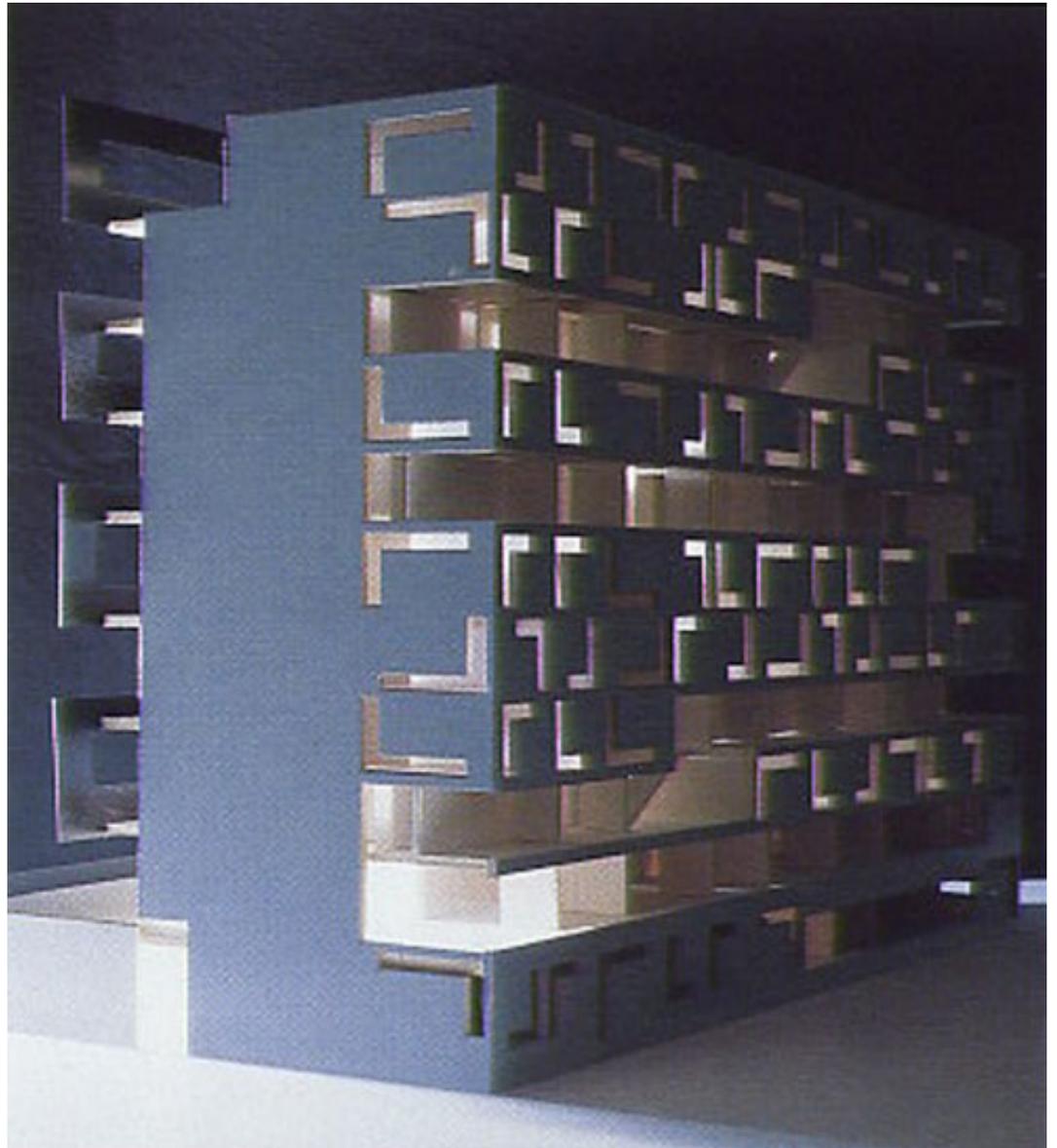
Im Fall von „Fahrt ins Grüne“ ist das Arbeiten zu Hause auf eine witzige und flexible Art und Weise gelöst worden. Der Anbau verleiht dem bergischen Fachwerkhaus eine bessere, mehr zum Garten hin orientierte Wohnqualität, wodurch auch der Arbeitsplatz aufgewertet

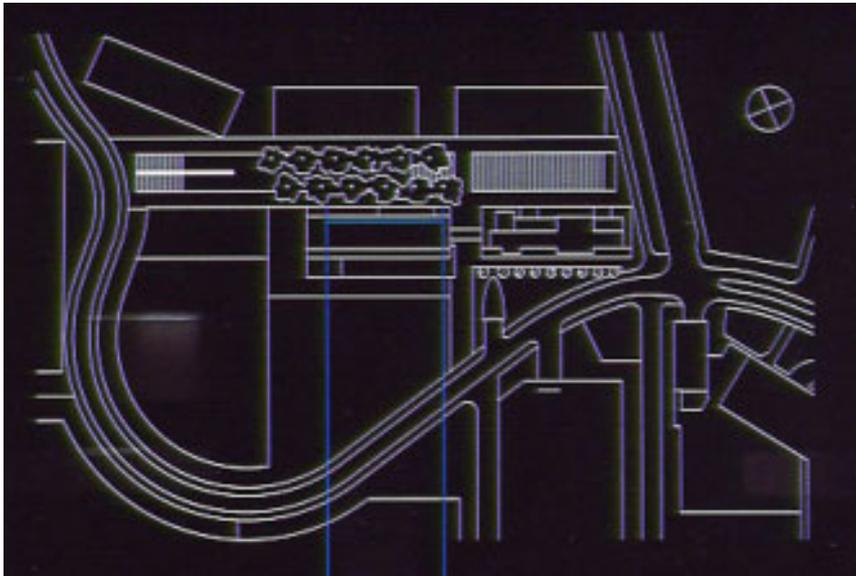
Literatur

Tamborini, Susanne (Red.): Kalhöfer -
Korschildgen, wie wohnen - heute?
Spurbuchverlag, Baunach, 2002.

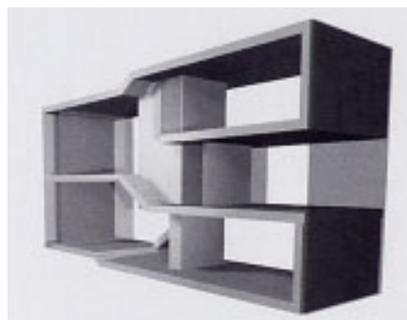
Anonym: Wohnhauserweiterung in
Remscheid. In: Detail, 1/98, S.28 -
33.

Groth, Gabi: Ein Kästchen auf Rollen.
In: db, 7/98, S.62 - 67.





Lageplan



3D-Darstellung einer Wohnung

Bauherr: KALLCO Projekt
Bauträger GmbH

Planung: Architekten
Delugan_Meissl

Planungsbeginn: Sommer 1997
Baubeginn: Herbst 2001
Fertigstellung: Ende 2003

Projektdaten: 10.200 m² Nutz-
fläche, davon:
Wohnen 6.900 m²
Lokale 550 m²
Büros 890 m²
Ateliers 860 m²
Kita 1.000 m²

Investitions-
volumen: 17.000.000 E

Planungsgebiet:

Innerhalb des großen Stadterweiterungsgebietes Wienerberg gibt es eine hohe und dichte Bebauung. Der Bauplatz beinhaltet zwei Bauteile, welche der Bauträger an zwei Architekturbüros vergeben hat. Cuno Brullman plant das „Boarding House“, Delugan_Meissl plant den Westbauplatz. Die beiden Gebäude sind im 1.OG miteinander verbunden.

Gebäudestruktur:

Die 44 m lange und 16 m breite Zeile besitzt 48 Wohneinheiten mit 48 unterschiedlichen Grundrissen (Splitlevel-, Maisonettewohnungen). Die Raumhöhe der Wohnungen variiert. Auf der Südseite beträgt sie 3,30 m bei 6 Geschossen, während sie auf der Nordseite 2,30 m bei 8 Geschossen beträgt.

Die Parkierung für das Gebäude ist in drei Tiefgaragengeschoßen mit 180 Stellplätzen untergebracht.

Wohnen und Arbeiten:

Im EG befindet sich ein Kindertagesheim für 4 Gruppen. Im 1.OG sind Büroräume untergebracht, die z.T. als Mini-Loft formuliert sind und mit einer Brücke zum Bauteil von Cuno Brullman verbunden sind. Die darüberliegende Wohnschicht ist klar in eine Nord- und Südseite gegliedert.

Nordseite:

Hier befindet sich die Erschließung der Wohnungen. Für eine reine Erschließungsfunktion ist der Laubengang zu breit bemessen. Um diese zusätzliche Fläche sinnvoll zu nutzen, sind hier vollverglaste Büro- und Hobbyräume (Boxen) angehängt, die von den Bewohnern bei Bedarf angemietet werden können. In dem darüberliegenden Geschoss befinden sich die ebenfalls nach Norden gerichteten Schlafräume.

Südseite:

Auf dieser Seite liegt das Wohnen mit einer davorgelagerten Loggenschicht. Im Kern der Zeile befinden sich die Erschließungen innerhalb der Wohnungen, sowie die Küchen und Sanitärschächte.

Fassade:

„Die Projekte von Delugan_Meissl erzeugen eine Transparenz, die über das durchsichtige Glas hinausgeht. In diesem Sinne sind die beiden Hauptfassaden transparent. Und zwar im Sinne einer Textur, die Spiegelbild der dahinterliegenden Struktur ist.“ (Architektur & Bauforum, 6/ 03, S. 28)

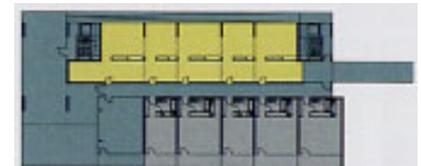
Nordfassade: Dort wo sich die Schlafzimmer befinden, ist die Fassade verputzt. Um die Zimmer vor Blicken aus dem sehr nahen Gegenüber zu bewahren, findet die Belichtung nicht über herkömmliche Fenster statt, sondern wird über L-förmige Glasfenster. Die Fenster

sind willkürlich angeordnet, so dass die Schlafräume entweder durch Ober- oder Unterlicht belichtet werden. Dort wo sich die Arbeitsboxen und der Laubengang befinden, ist die Fassade komplett verglast.

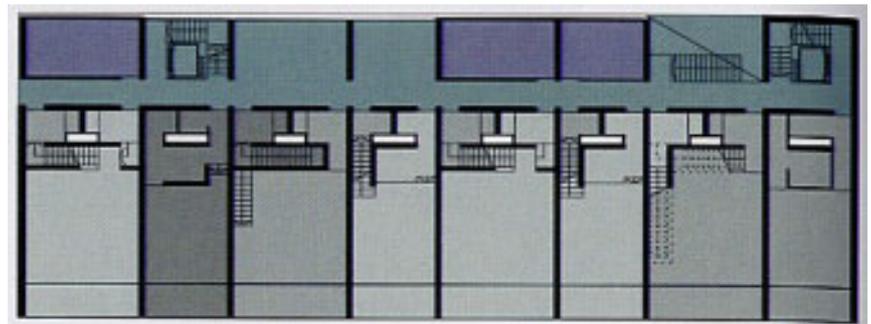
Südfassade: Anstatt einer herkömmlichen Brüstung vor der Loggenschicht übernehmen schwarze Photovoltaikpaneele die Funktion der Absturzsicherung. Hier handelt es sich um die größte fassadenintegrierte Photovoltaikanlage



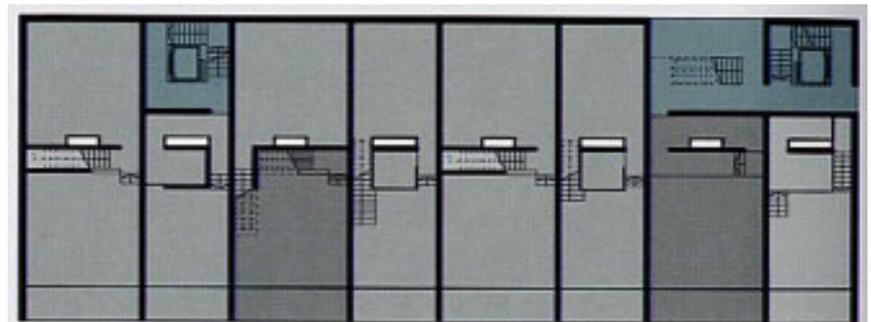
Grundriss EG



Grundriss 1.OG



Grundriss 5.OG



Grundriss 6.OG



Schnitt

Österreichs, die besonders effektiv durch die exakte Ost-West-Lage des Gebäudes ist. Sie liefert Strom für die Allgemeinflächen, und entlastet somit wesentlich die Betriebskosten.

Das Brüstungsband erstreckt sich über die ganze Südfassade und spiegelt den verschachtelten Erschließungsweg im Inneren wider. Die Fassade hinter der Loggien-schicht ist vollständig verglast.

Eigene Wertung:

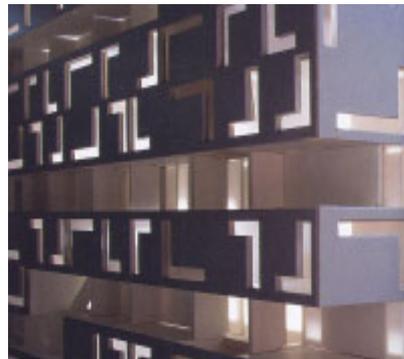
Aufgrund dessen, dass jeder der 48 Grundrisse unterschiedlich ist, handelt es sich um ein äußerst kompliziertes Gebäude. Dadurch, dass die Wohnungen Richtung Norden und Süden unterschiedliche Raumhöhen besitzen und sich ineinander verzahnen, entsteht jedoch eine ungewöhnliche Vielfalt an Wohnungstypen. Durch die vorgelagerten Arbeits- bzw. Hobby-boxen wird den Bewohnern ermög-

licht, sich einen kleinen Arbeitsplatz außerhalb der eigenen Wohnung, jedoch innerhalb des Gebäudes einzurichten. Aufgrund der Raumhöhe von 2,30 m können diese Boxen nicht als Büroraum deklariert werden.

Es besteht jedoch die Möglichkeit sich im 1.OG einen „richtigen“ Büroraum anzumieten, wo sich auch eine Verbindung zum Boarding-House von Cuno Brullman befindet. Die eigentlichen Arbeitsräume befinden sich nur im 1.OG und sind von der darüberliegenden Wohnschicht getrennt. Delugan_Meissl vereinen Wohnen und Arbeiten im Gebäude, jedoch nicht direkt in der Wohnung, da die Boxen hier nicht als Arbeitsraum ausschlaggebend sind, sondern eher als Zusatzraum für die Bewohner dienen sollen.



Süd-Fassade



Nord-Fassade

Literatur

Leeb, Franziska: Delugan_Meissl.In:
Baumeister, 2/02, S.60 - 67.

Kraft, Benedikt: Experimenteller
Pragmatismus. In: DBZ, 1/03, S.192 -
199.

Anonym: Der Weg ist nur ein Ziel. In:
Architektur & Bauforum, 6/03,
S.28 - 31.

Anonyme: Bauträgerwettbewerb
Wiener Berg-City, Wien 10:KALLCO -
Projekt. In: Wettbewerbe, 205/206/
2001, S.120 - 124.

Waechter-Böhm, Lisbeth:
Delugan_Meissl, Konzepte, Projekte,
Bauten, Buch 2. Birkhäuser Verlag,
2003, S.152 - 159.





Als Beispiel für die Verknüpfung von Wohnen und Arbeiten innerhalb eines Gebäudes soll hier das Stadthaus vom Wiener Architekturbüro Delugan_Meissl vorgestellt werden.

Das Stadthaus entstand 2000/2001 als geförderter Geschosswohnungsbau in einer Baulücke in der Wimberggasse 14-16 im 7. Wiener Gemeindebezirk. Bauherr war die Kallco Construct Bauplanungs- und Errichtungsgesellschaft m.b.H.

Das Quartier ist geprägt durch gründerzeitliche Blockrandbebauung mit flachen Kleingewerbebauten in den teilweise begrünten Hinterhöfen.

„Vorne wohnen, hinten hackeln.“

Dieses klassische Thema wurde von Delugan_Meissl aufgegriffen und neu interpretiert. Die Parzelle ist überbaut mit einem straßenseitigen, 6-geschossigen Riegel, dessen Erdgeschoss und erstes Obergeschoss sich nach hinten raus über die gesamte Grundstückstiefe entwickeln. Dieser Hoftrakt ist in zwei vertikal gegenläufig mäandrierende Finger aufgelöst. Im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss findet im Stadthaus das Arbeiten (Büronutzung) statt. Die oberen 5 Geschosse sind dem Wohnen vorbehalten. So wurden wenig qualitätvolle Wohnungen (Lärm- u. Geruchsbelästigung,

schlechte Belichtung) in den unteren beiden Geschossen vermieden und gleichzeitig erhielt das Arbeiten eine repräsentative Adresse an der Straße, statt wie sonst nur durch eine schäbige Hofeinfahrt erreichbar zu sein. Die notwendigen Parkflächen wurden zusammen mit einigen Lagerräumen in den beiden Tiefgeschossen des Stadthauses untergebracht.

Die augenscheinlich hohe Verdichtung der Baumasse auf dem Grundstück war möglich, da nach österreichischem Baurecht (nur) 10% der Grundstücksfläche unversiegelt bleiben müssen.

Im Stadthaus gibt es insgesamt 11 Büroeinheiten mit zusammen 2.500 qm Nutzfläche und 43 Wohneinheiten mit zusammen 3.100 qm. Die Menge des zu schaffenden Wohnraumes war vorgegeben, da es sich um einen geförderten Wohnungsbau handelt.

Durch das Fingerprinzip und die Auffaltung der Dächer ergeben sich im Hoftrakt großzügige, gut belichtete, loftartige Büroräume, die sich vielfältig -auch vertikal- miteinander kombinieren lassen. Allerdings wurden diese großen Räume durch die Nutzer in kleine Zellenbüros unterteilt.

Nutzer sind sowohl private Firmen, als auch Ämter der Bezirksverwaltung. Dabei sind in den einzelnen Fingern jeweils mehrere Mieter untergebracht.

In dieser Terrassenlandschaft erge-

ben sich zahlreiche halböffentliche Freibereiche, die von den Büroangestellten auch rege in den Pausen frequentiert werden. Die begrünten Dachflächen sind allerdings nicht begehbar, denn begehbare Dachbegrünungen erschienen dem Bauherrn zu teuer. Zusätzlich zu den Büroflächen im Hoftrakt wurden im 1.OG des Straßenriegels ebenfalls Büroräume untergebracht. Diese Räume mit ihrer geringeren Höhe und ihren „biedereren“ orthogonalen Grundrissen wirken gegenüber den Büros im Hoftrakt etwas zwanghaft. Ihr Zuschnitt ist aber nicht einer etwaigen späteren Umnutzung zu Wohnbereichen geschuldet, sondern einzig der wirtschaftlichen Flächenausnutzung.

Die Höhe des Gebäudes war vorgegeben durch die Bauklasse -an der Straße Bauklasse 4 (max. 13m), im Hof Bauklasse 1 (max. 6m)- und die Größe des Wohnraumes und damit die Anzahl der Wohngeschosse durch die Vorgaben des Förderprogramms. Das 1. OG als Bürogeschoss wegfällen zu lassen, hätte zwar großzügigere Raumhöhen bedeutet, aber auch weniger Einnahmen bei der Flächenvermarktung.

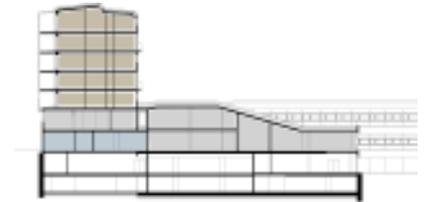
Die Wohnungsgrößen liegen zwischen 40 und 90 qm. Die Grundrisse sind teilweise durchgesteckt mit zum Hof hin orientierten Schlafräumen, straßenseitigen Wohnräumen und dazwischen geschobenen Nassräumen. Der Strassenfassade der Wohngeschosse ist eine

Loggienhaut als Pufferzone vorgelagert. Die Loggien sind rundum verglast und teilweise unterbrochen, wodurch sich helle und an den Unterbrechungen zweigeschossige Loggien ergeben. Die bedruckten Glasbrüstungen bieten dabei Schutz vor Einblicken von außen, aber auch genug Transparenz für Ausblicke. Hofseitig sind den Wohnungen kleine Balkone zugeordnet.

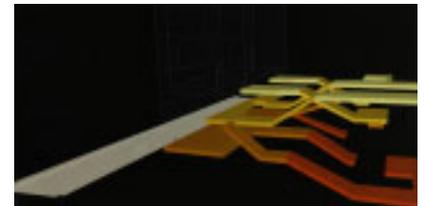
Wohnen und Arbeiten werden über ein gemeinsames Foyer erschlossen. Um die weiter hinten gelegenen Büroräume des Hoftraktes zu erreichen, müssen die Benutzer bzw. Besucher allerdings durch das Foyer hindurch und hinaus in den Hof. Diese Lösung wirkt nicht sehr vollkommen.

Die vertikale Erschließung erfolgt über zwei Kerne, von denen die Wohnungen dreispännig abgehen. Dieselben Stiegenhäuser und Lifte werden auch von den Büroangestellten und deren Besuchern benutzt. Eine klare Trennung ist nicht vollzogen worden. Von dieser Überlagerung profitieren allerdings nur die Hausbewohner. So können sie das großzügig gestaltete Foyer für sich ebenfalls nutzen, statt durch einen dunklen Nebeneingang zu huschen. In den beiden „Fingern“ gibt es weiter hinten gelegen jeweils noch einen weiteren vertikalen Erschließungskern.

Das ursprüngliche Konzept sah vor, das Erdgeschoss offen zu lassen und



Schnitt



Ebenenkonzept



Hoftrakt



Foyer

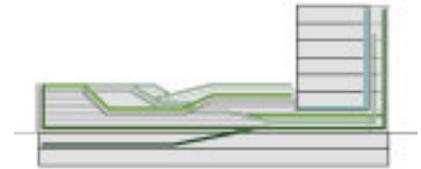


Büroraum im Hoftrakt

so die Terrassenlandschaft für Passanten von der Straße aus erlebbar zu machen. Gedacht war auch an ein kleines Gassencafé. In diesem ursprünglichen Konzept sollte das horizontale Grün des Hofes durch das Erdgeschoss hindurch bis an die Straße fließen, um dort dann in die Vertikale überzugehen und als Bambusschicht hinter der Verglasung hochzuwachsen. Diese Entwurfsgedanken wurden allerdings pragmatischen Überlegungen geopfert. So war es dem Bauherrn wichtiger, im Erdgeschoss Lagerräume und Fahrradkeller für die Hausbewohner unterzubringen. Aus der zweischaligen begrünten Fassade wurde die Loggiahaut, auf der die Begrünung zumindest als Zitat erhalten blieb: Die Brüstungen sind bedruckt mit einem Motiv aus winterkahlen Bäumen. Dieses Motiv war ursprünglich in Schwarz geplant, wurde aber auf den Protest von Anrainern hin dann aber in Weiss ausgeführt.

Arbeiten und Wohnen sind im Stadthaus von Delugan_Meissl in einer für das Quartier typischen, aber dennoch modernen Art und Weise miteinander kombiniert. Die beiden Funktionen sind in ein und demselben Gebäude untergebracht, statt auf mehrere spezialisierte Gebäude verteilt zu sein und profitieren so voneinander. Dennoch funktionieren sie völlig unabhängig voneinander. Wer im Stadthaus wohnt, kann dort arbeiten, muss es aber nicht.

Einzig die Fixierung der Flächen auf ihre Nutzung und eine Ausklammerung der Umnutzbarkeit in dem Konzept stören dabei.



Systemschnitt / Raumfluss

Literatur

Temel, Robert: Delugan_Meissl -
Konzepte, Projekte, Bauten
Birkhäuser, Basel 2001.

Boeckl, Matthias: Delugan_Meissl,
Stadthaus in Wien - Neubau. In:
Architektur aktuell, H. 01/02 / 2002,
S. 110-119.

Leeb, Franziska: Delugan_Meissel,
Von Stadtlandschaften, Dach-
landschaften und einem Wohn- und
Bürohaus in Wien. In: Baumeister, H.
02 / 2002, S. 60-67.

Autor unbekannt: Wohn- und
Bürohaus in Wien. In: Detail, H. 7/8 /
2002, S. 930-935.

<http://www.deluganmeissl.at>
<http://www.kallco.at>

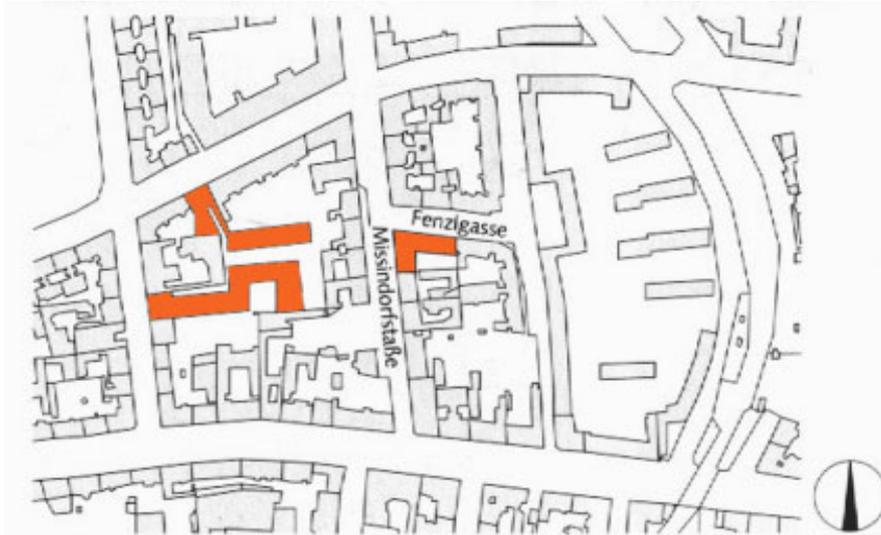


Straßenfassade



Hoffassade / Hoftrakt





Der Name des Gebäudes stammt von dem Baugrundstück an der Missindorfstraße, auf dem eine ehemalige Sargfabrik stand, die jedoch nur in wenigen Teilen erhalten werden konnte. Das ganze Sargfabrikprojekt teilt sich in zwei Bauabschnitte und Gebäudekomplexe. Das erste Projekt wurde 1996 nach zehn jähriger Planungs- und Bauzeit fertiggestellt, das Erweiterungsprojekt Miss Sargfabrik hingegen konnte bereits nach zwei Jahren Planungs- und Bauzeit, Ende 2000 abgeschlossen werden, da man von der Vorarbeit aus dem ersten Projekt profitierte. In beiden Gebäuden befinden sich zusammen auf einer Fläche von 11.000 m² 110 Wohneinheiten.

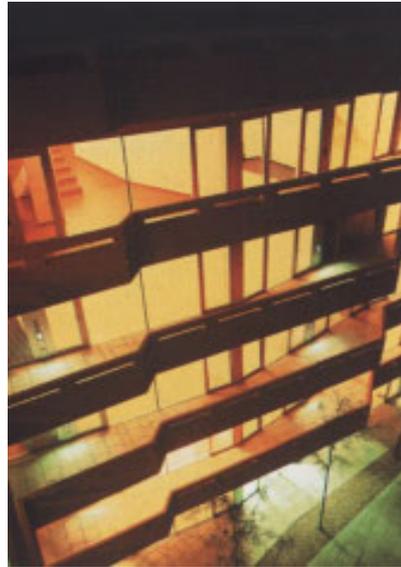


Den Ursprung hatte das erste Projekt Ende der 80er Jahre, als sich eine Nutzergruppe, die vom vorhandenen Wohnungsmarkt enttäuscht und auf der Suche nach alternativen Wohnformen waren, die über die reine Bedarfsdeckung in Quadratmetern oder Grünfläche hinausgeht, an die Architekten BKK2 (heute BKK3) gewendet hatten. Um zusammen mit den Architekten die persönlichen Wohnvorstellungen unabhängig verwirklichen zu können, wurde zunächst eine eigene genossenschaftliche Bauträgerschaft gegründet. Der zweite Schritt waren unzählige Diskussionen zwischen den zeitweise 30-50 potentiellen Bewohnern, um den projektierten Wohn-, Arbeits- und

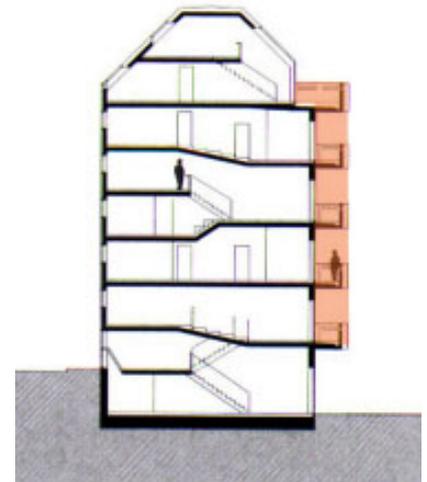
Lebensraum stufenweise heraus zu kristallisieren. Das Hauptgewicht lag dabei nicht auf der privaten Wohneinheit, sondern vielmehr auf den Gemeinschaftseinrichtungen, die von der Allgemeinheit gewünscht oder für notwendig angesehen wurden. Die Bedürfnisse der einzelnen Nutzerparteien wurden eruiert und in Einklang mit den Erwartungen der Gemeinschaft gebracht. Konzepte wurden ausgearbeitet, die eine langfristige Nutzbarkeit auch bei veränderten Nutzungsanforderungen gewährleisten.

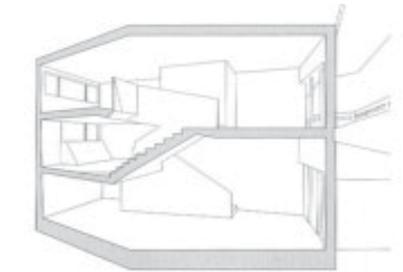
Beide Sargfabriken bilden mit einer Vielzahl von Gemeinschaftseinrichtungen eine „Stadt der kurzen Wege“:

- Es gibt eine 300m² große Schwimmhalle mit Whirlpool, Sauna und Japanischen Quellen, die sich über einen Club grundfinanziert, der sich ausschließlich aus externen Personen zusammensetzt.
- Ein hauseigener Kindergarten, der hauptsächlich von externen Kindern besucht wird.
- Ein Kulturbetrieb mit Seminarraum, Musik- Veranstaltungssaal mit Café und Restaurant bieten ein professionelles Kulturprogramm, das von öffentlicher Hand mit finanziert wird.
- Ein multifunktionaler Büro- und Werkstattbereiche steht der Hausverwaltung, dem Kulturmanagement und dem Architekturbüro zur Verfügung.



4.OG





In der Miss Sargfabrik konzentrierte man sich hauptsächlich auf einschaffseinrichtungen für die Bewohner:

- Ein multifunktionaler Medien- und Bibliotheksraum
- Eine große Feier- und Gemeinschaftsküche
- Ein selbstverwalteter Teenagerclub
- Telearbeitsplätzen.

Aufgrund der heute schon absehbaren Entwicklung, dass zukünftig die Hälfte der Arbeitnehmer in der Lage sein werden über das Internet als Ein-Personen-Betrieb zu arbeiten, gestaltete man Statik und Grundrisse so offen wie nötig, um so flexibel wie möglich auf Veränderungen und neue Anforderungen reagieren zu können. Bei der Planung der Wohnungsgrundrisse konnten alle zukünftigen Nutzer auf die Gestaltung der eigenen Wohnung Einfluss nehmen, so dass eine große Vielfalt an Wohneinheiten ohne identische Grundrisse entstand.

Der Architekt ist Moderator im Planungsprozess und Vermittler zwischen Nutzerbedürfnissen und Architektur.

Die Architekten stellen bei der Miss Sargfabrik die Erschliessung als eigenständige Form in deutlichen Kontrast zur Gesamtstruktur und zur Ordnung der Wohneinheiten.

Die Erschliessungszone beschränkt sich nicht nur auf die pure Verteilerfunktion, sondern wird als gemein-

schaftlicher Ort interpretiert, der die Kontaktfläche zwischen den Bewohnern bildet - bis zur Wohnungstür und umgekehrt. Dieser öffentliche Raum kann genauso privatisiert werden, indem der Laubengang als Wohnraumerweiterung in Form einer Terrasse genutzt wird. Dadurch wird diese Erschließung zur Gemeinschaftsfläche des Hauses und bestimmt dessen Charakter, formt die räumliche Struktur und das System der Wohnungen. Die räumliche Verzahnung von Erschließung und Wohnstruktur bildet das Gebäude.

Die Gemeinschaftsräume im Inneren werden wie die Laubgänge als Erweiterung des Wohnraumes gesehen und haben deshalb einen komplexeren Aufbau: Hier steht die Raumatmosphäre im Vordergrund, genauso wie die Verknüpfung von Form und Funktion zu einer intensiveren emotionalen Einheit.

So wurde z.B. die Waschküche inmitten der besten Wohnlage mit Blick zu Bibliothek und Telemediensarbeitsplätze angeschlossen, um durch diese ungewöhnliche Raumkombination eine Basis für die Kommunikation unter den Nutzern zu erreichen.

Die grundverschiedenen Raumfunktionen profitieren auf diese Art voneinander und gewinnen so an Bedeutung gegenüber der Einzel-funktion.

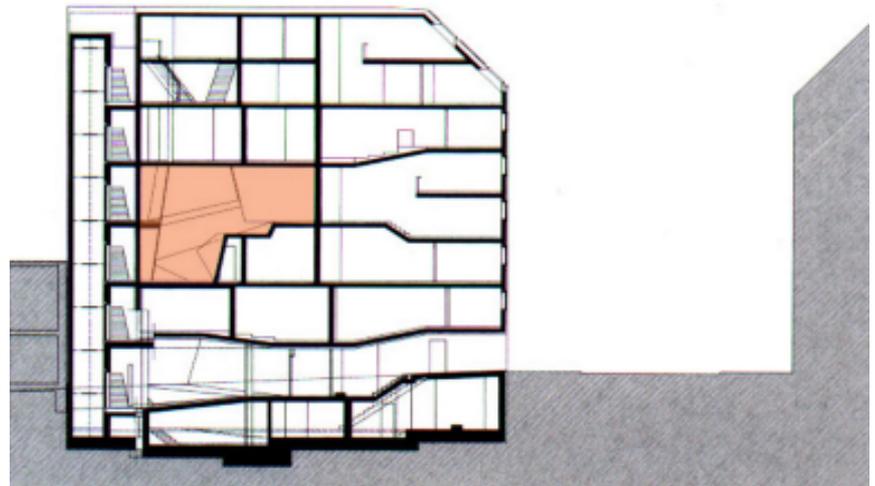
Für uns wirft sich die Frage auf, ob dieses Projekt wirklich die Flexibilität



2.OG



3.OG





bietet, wie sie von den Architekten und der Presse hervorgehoben wird.

Unsere provokativen Fragen:
Kann man dies durch offene Grundrisse und Gipskartonwände erreichen?
Entsteht oder entwickelt sich hier ein soziales/kommunikatives Problem zwischen den Nutzern?

Sind einmal alle Nutzer eingezogen, dann müsste ein sehr großer Zufall eintreten, wenn zufällig die eine Wohneinheit sich vergrößern könnte, weil dadurch der Flächenbedarf in der Nachbareinheit gleichzeitig abnehmen muss.

Die Wohnungszuschnitte genauso wie die Gestaltung der Deckenplatten mit den Rampen und Treppen sind so individuell, dass eine standardisierte Erweiterung oder Verkleinerung kaum stattfinden kann.

Es entsteht fast der Eindruck, dass eine Flexibilität nur vor dem Einbau der Wohnungswände (Festlegung der Grundrisse) besteht.

Genauso scheint die äußere Form des Gebäudes nicht wirklich aus der Funktion der Erschliessung zu resultieren, sondern scheint eher ein formaler Entwurfsansatz zu sein. Über das Funktionieren des Konzeptes kann erst nach längerer Nutzung gesprochen werden, wenn tatsächlich auch Nutzungsveränderungen aufgetreten sind, auf die das Gebäude zu reagieren hatte.

Um so einen Schluss zu ziehen ist das gesamte Projekt noch zu jung und die Dokumentation nicht objektiv genug, da sie meist von den Architekten der BKK3 Gruppe selbst vorgenommen wird.

Literatur

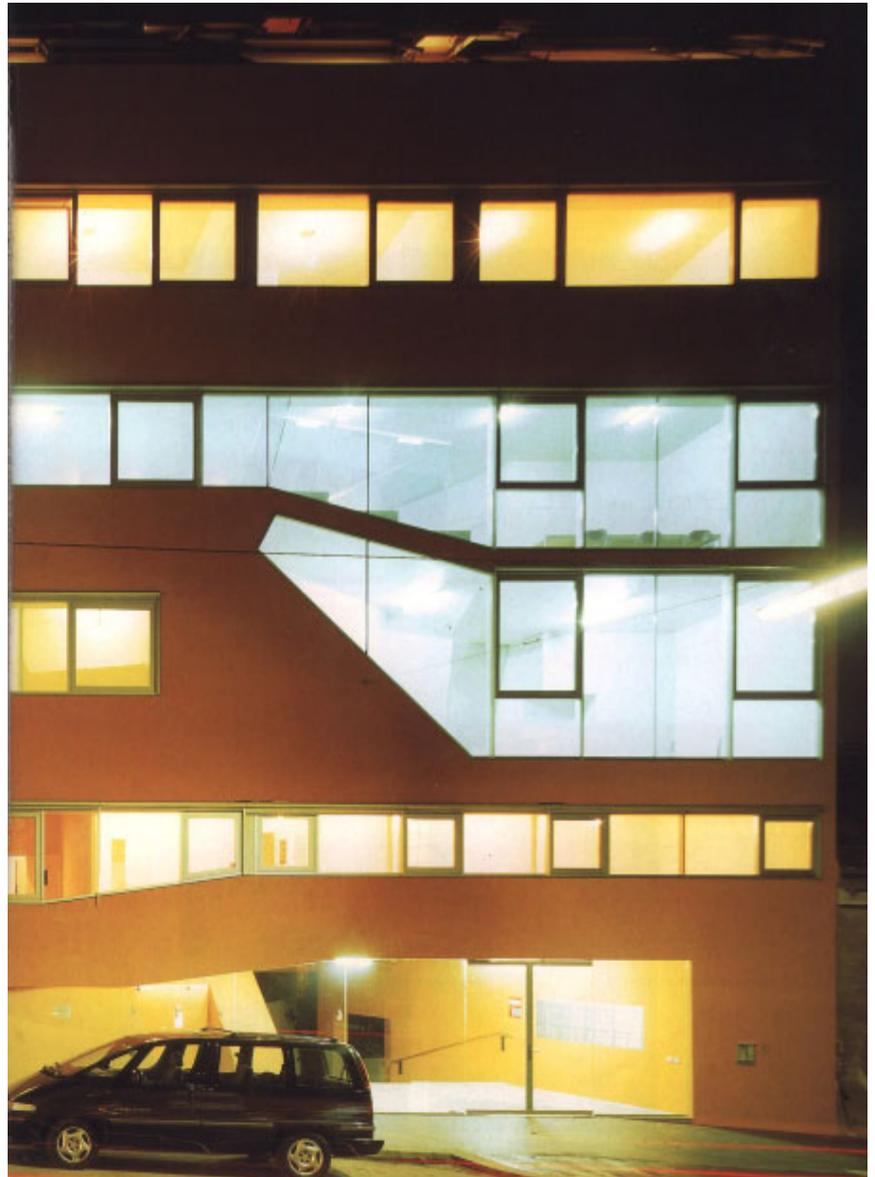
Eiblmayr, Judith: Miss Sargfabrik-
Integratives Wohnen in Wien.
In: Bauwelt H.25/2001, S.32-35

Kommuntarismus als
Wohnlandschaft.
In: werk, bauen+wohnen H.10/2001,
S.27-33

Wiener Orange.
In: DBZ (deutsche Bauzeitschrift)
H.1/2003, S.56-63

Sumnitsch, Franz: Miss Sargfabrik.
In: Arch+ H.158/2001, S.46-51

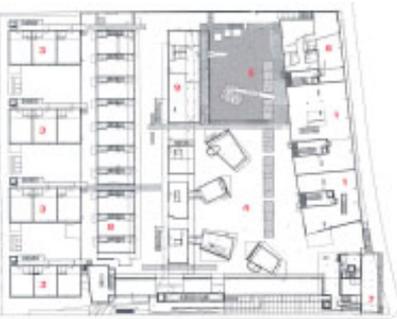
www.bkk3.com (Homepage der
Architekten)



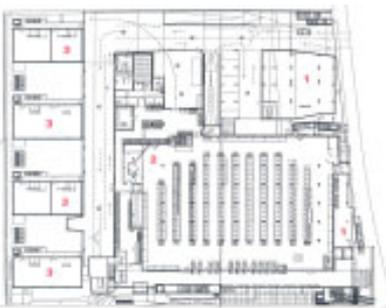




3. Obergeschoß
Upper level



1. Obergeschoß
Upper level



Erdgeschoß
Ground level



Die Lage des Projekts, inmitten des Grünzugs Alte Donau – Marchfeldkanal -Bisamberg, bietet neben einer guten Aussicht auch optimale Sport- und Freizeitmöglichkeiten. Besonders erwähnenswert ist auch der neugeschaffene Anschluss an die B3, der eine optimale Verkehrsanbindung gewährleistet. Als Einzugsgebiet für die Geschäftslokale und Restaurants gelten die Stadtteile Floridsdorf - Zentrum, Donauefeld, und Kagran - West. (Bis zur Übergabe des Projekts: 60.000 Einwohner)

Die Grundrissgestaltung der Wohnungen wurde intensiv durchdacht, um eventuellen Lebenssituationsänderungen Rechnung tragen zu können. Die Schwellen zwischen privaten Wohnbereichen, halb-öffentlichen Arbeitszonen und öffentlichen Wegen in der „Compact City“ wurden vielschichtig bearbeitet. Die Architekten haben die Anlage solchermaßen konzipiert und durchgefeilt, dass nach Wunsch die verschiedenen Einheiten zusammengelegt und getrennt werden können. Dies funktioniert sowohl auf einer als auch auf mehreren Geschossebenen und kann bei Bedarf oder für Nachnutzer rasch und einfach rückgebaut werden.

„Die Stadt ist nicht nur der Raum des Wohnens und des Arbeitens, sondern ist auch immer mehr zum Ort der Freizeit geworden. Der Genuss der Stadt soll nicht dazu führen, dass die Wohnung Zufluchtsort und ihre direkte Umgebung als Durchgangsfeld verstanden wird. Wohnumfeld, Innenstadt und Land sollten interaktiv die Möglichkeiten für vielschichtige Freizeitgestaltung bieten.“

Eine Rolltreppe an der Donauefelder Strasse führt an einem großen Supermarkt zur urbanen Platte hinauf, die maßstäblich überschaubar, von den orange verputzten Wohn- und Bürozeilen gesäumt

Bus Architektur

sowie durch einige kleine Pavillons (in einen davon ist bereits ein Sonnenstudio eingezogen) rhythmisiert wird. Die Baukörperkonfiguration auf diesem städtischen Platz ist weitläufig und kleinteilig zugleich: Mini-Balkone, offene Laubengänge, Passagen, grossflächig verglaste Erdgeschosszonen für Büro oder Wohnung; das Spektrum der angedachten Nutzungen strahlt selbst an unwirtlichen Wintertagen etwas Heiteres aus und scheint sich keiner, noch so besonderen Auffassung von Wohnen, Leben und Arbeiten zu verschliessen.

Es gibt eine sogenannte urbane Platte. Darunter und darüber spielt es sich ab. Darunter liegen von anmietbaren Lagerräumen bis zu Parkplätzen etc. alle erdenklichen Nebenfunktionen; auch eine Art Gewerbehof ist eingeschnitten. Darüber gibt es Baukörperkonfigurationen besonderer Art: Lange, durch kleine Balkone, auch durch offene Laubengänge und immer wieder durch Einschnitte gegliederte Baukörper. Pavillonartige Aufbauten, die zwar auch gereiht sind, aber trotzdem wirklich reizvolle Außenraumsituationen schaffen.

An der hinteren Grundstücksgrenze (parallel zur Donaufelder Straße) schließen relativ schmale, auch nicht sehr hohe, rechtwinklig zur übrigen Anlage stehende Baukörper das Areal ab. Durchgängiges Charakteris-

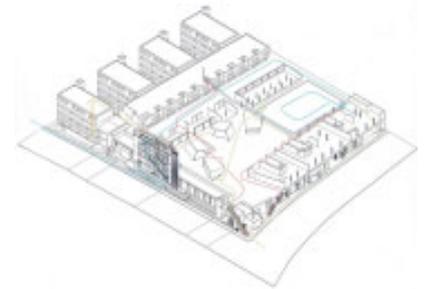
tikum der gesamten Anlage ist die Verschränkung von Wohnen und Arbeiten: sei es in der Form der Stapelung getrennter Wohn- und Arbeitseinheiten, sei es in der Einbeziehung von Arbeitsplätzen in den Wohnzusammenhang.

In diesem Projekt bieten BUS Architekten 59 geförderte Eigentumswohnungen, südseitig, mit Balkon/Terrasse/Loggia in der Größe zwischen 36 und 105m², 22 Büros von 38 bis ca. 580m², 12 Ateliers 38-54m², 4 Geschäfte 38-90 m², 3 Gastronomielokale mit Schanigärten 289m², 374m² und 444m², 10 Werkstätten mit Ladezone bzw. Betriebs-hof, 80-361m², 21 Lager 12-140m², 4 Gewerbeboxen, Abenteuerspielplatz, Kindergarten, Jugendzentrum usw.

BUS Architekten haben zwar eine ausgesprochen komplizierte Struktur erdosennt, sie aber unkapriziös und ohne Allüren ausgeführt. Die Details sind einfach und gelungen, und obwohl die strengen Wohnbauförderungskategorien einzuhalten waren, merkt man, was gediegene Architektenarbeit auszeichnet.

Literatur

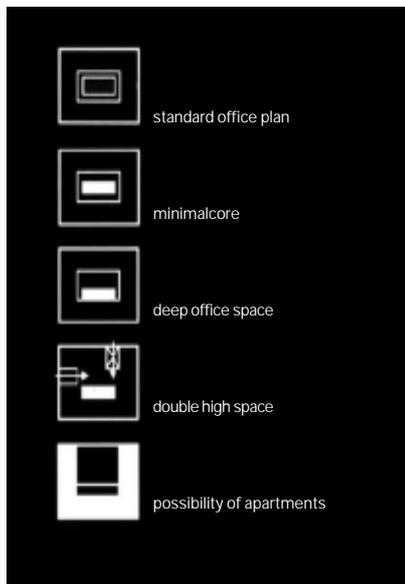
www.nextroom.at
www.iswb.at



„Der lästige Weg zur Arbeit im Stau oder die Parkplatzsuche beim Einkaufen gehören in der Compact City der Vergangenheit an. Hier wird Wohnen und Arbeiten spielend miteinander verbunden. Ihr Vorteil: Viel Freizeit.“

Bus Architektur





In der Auseinandersetzung mit der „Jungen niederländischen Architektur“ in Hinblick auf das Thema Wohnen + Arbeiten fällt zunächst die große Spannweite an unterschiedlichen Ansätzen und Lösungen auf. Aus dieser Vielzahl an neuer Architektur in den Niederlanden werden im Folgenden fünf Projekte näher beleuchtet und unter dem Aspekt der Nutzungsmischungen von Wohn- und Arbeitswelten, die sich aufgrund moderner Technologien und einem deutlichen Lebenswandel in der Gesellschaft verändert und verwoben haben, untersucht. Hierbei geht es um die Darlegung einzelner unkonventioneller oder innovativer Konzepte, die die Variantenvielfalt deutlich machen.



Bosch architects, Work > Live, Offices and apartments, Amsterdam

Im Jahr 2000 wurde das Büro „Bosch architects“ von Maarsen Bouw beauftragt, ein Bürogebäude im Süden Amsterdams zu entwerfen, dessen Größe auf 10.200m² festgelegt wurde.

Da allerdings von Seiten der Stadt eine Integration von Wohnungen in dem neuen Gebäudekomplex verlangt wurde, entwickelte das Büro ein System, beide Bereiche einzubinden.

Dieser Umgang mit den beiden Bereichen wurde im Wesentlichen damit begründet, dass Arbeits- und Lebenswelt begonnen haben, sich einander anzunähern und zu verschwimmen. So hat sich die Arbeit, seit sie durch den Technologiefortschritt vom festen Punkt des Büros gelöst wurde, in den letzten Jahren zu einem eigenständigen Lebensbereich entwickelt. Wohnungen sehen zunehmend wie Büros aus, während in der Gestaltung der Büros immer wohnlicher gedacht wird. Eine architektonische Differenzierung dieser Funktionen ist nicht mehr notwendig und verliert an Bedeutung. Da die Bereiche Wohnen und Arbeiten somit austauschbar werden, besteht die Möglichkeit, sie in Form einer Mischung in ein Gebäude zu integrieren.

Das in der Arbeit von „Bosch architects“ entstandene Projekt „Work > live“ beinhaltet diese beiden Bereiche. Um diese Mischung zu erzielen, gingen die Architekten von einer homogenen, neutralen Struktur aus, die sowohl die technischen Anforderungen des Wohnens als auch des Arbeitens erfüllt. Die entwickelten Räume sind zwar stark spezifiziert jedoch nicht nach ihrer Funktion, sondern vielmehr nach der Art ihrer Nutzung.

So befinden sich sowohl in den Büroeinheiten, als auch in den Wohneinheiten Zellen der Konzentration und Privatsphäre, während die Kommunikation und Entspannung in den mit doppelter Raumhöhe ausgestatteten, offenen Bereichen stattfindet. (www.barc.nl)

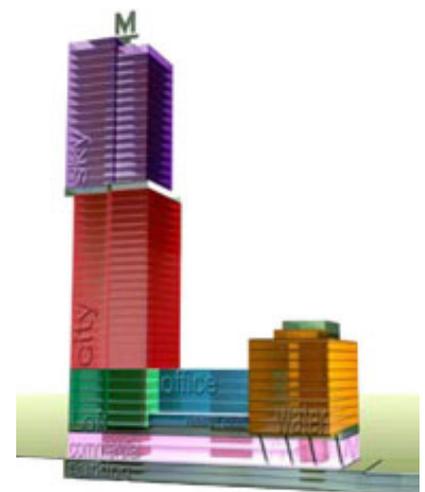
Durch diese Ausbildung einer homogenen Struktur, die spezifizierte Bereiche beinhaltet, können die Räume auf sämtliche Tätigkeiten abgestimmt werden, ohne dass eine klare Trennung von Wohnen und Arbeiten stattfindet.

MECANOO, Montevideo, Rotterdam, 2003 – 2005

Im folgenden Projekt der Architektengruppe Mecanoo liegt der Schwerpunkt in der Ausbildung einer vertikalen Stadt, in der alle Bereiche des täglichen Lebens in einem Gebäudekomplex vereint werden.

Der von Mecanoo entwickelte Masterplan für die Sanierung der Südseite des Wilhelminapiers in Rotterdam – eine Halbinsel in der Maas - und eines Teils des Kop van Zuid beinhaltet als erstes zu realisierendes Gebäude das auf der Südseite des Kais verortete „Montevideo“ Wohn- und Geschäftshaus. Dieses 151, 5 m hohe Bauwerk wird für einen unbestimmten Zeitraum das höchste Wohngebäude in den Niederlanden sein und nach den Wünschen der Architekten als ein Prototyp neuer Gebäude dienen.

Der Name Montevideo basiert zum einen auf den exotischen Bezeichnungen der alten Lagerhäuser, die sich früher an der Stelle befanden. Zum anderen ist die Tatsache namensgebend, dass Rotterdam als Ausgangspunkt für zahlreiche Überfahrten von Hochseeschiffen von Holland nach Amerika diene. Aus diesem Grund soll sich auch die Architektur des Hochhauses aus der Vorkriegsarchitektur der Hochhäuser New Yorks, Chicagos und Bostons ableiten. (www.mecanoo.com)





Grundlegendes Programm für dieses Projekt ist die Entwicklung qualitativ hochwertiger Wohnkonzepte. Eine einzigartige Mischung aus Wohnen, Arbeiten, Service und Freizeit soll in einer vertikalen Stadt zusammengefügt werden. Zu diesem Zweck werden nicht nur Wohnungen, Büros, Geschäfte und Gastronomie, sondern darüber hinaus auch ein Wellness-Studio mit Schwimmbad, Sauna und Fitness-Studio integriert. Die angebotenen Serviceleistungen beinhalten Einkaufen, Catering, Reparaturen, Reinigung, Schneiderei und Poststelle. Um diese Mischung zu erhalten, stehen 192 Apartments mit Quadratmeterzahlen von 99 m² bis 465 m², 6000 m² Büroflächen und 1900 m² für kommerzielle Zwecke zur Verfügung. Diese werden sich in den unteren Etagen befinden. (www.montevideo-kopvanzuid.nl).

Auch die Ausbildung des Eingangsfoyers folgt diesem hochwertigen Konzept. So ist hier die Hotellobby Leitbild in Bezug auf Atmosphäre und Funktion, und ein „Concierge“ ist vorgesehen, um die Serviceleistungen für die Bewohner und Benutzer zu koordinieren. (www.mecanoo.com)

Im Bereich des Wohnens wird in dem Gebäudekomplex zwischen vier Varianten unterschieden, die mit den Bezeichnungen sky, loft, city und water belegt sind. Diese kennzeichnen im Wesentlichen die Lage

im Gebäude und die qualitative Ausbildung der jeweiligen Wohnung. Generell folgen die Wohnungen einem überdurchschnittlichen Qualitätsanspruch und wenden sich damit an ein bestimmtes Klientel. (www.montevideo-kopvanzuid.nl).

Generell ist an diesem Projekt zu bezweifeln, ob die vertikale Stadt hier tatsächlich wie von den Bauherren und den Architekten dargestellt, im Vordergrund steht. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass mit dieser vertikalen Stadt einer anspruchsvollen Benutzergruppe jegliche Art der Freizeitgestaltung zur Verfügung gestellt werden soll. Das Wohnen und Arbeiten in einem Gebäude erscheint dabei lediglich als Nebeneffekt zu entstehen.

Die Bauarbeiten für diesen Komplex haben im März 2003 mit dem Ausbruch des Rijnhaven Kais begonnen und sollen im Herbst 2005 beendet werden, nachdem der Turm bereits Ende 2004 seine endgültige Höhe erreichen wird. (www.mecanoo.com)

Claus & Kaan, Wohnungs- bau, Amsterdam, 1992-1998

Das ausgewählte Projekt von den Architekten Claus en Kaan befasst sich mit der Neuinterpretation des Typus des traditionellen Stadthauses. Im Amstelveenseweg, einer Straße am Stadtrand Amsterdams, die von Zeilenbauweise gekennzeichnet war, liegen verteilt über verschiedene Standorte sog. Drive-in-Wohnungen.

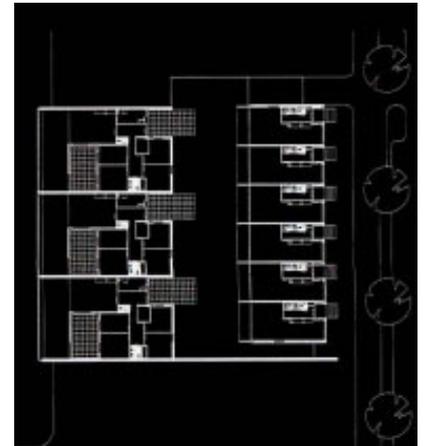
Der Amstelveenseweg liegt geringfügig höher als die umgebende Landschaft und ist auf der einen Seite von Reihenhäusern des 19. und 20. Jahrhunderts und auf der Stadtseite von der Großstruktur des Universitätskrankenhauses, großen Bürokomplexen und einem Stadtring begrenzt. (Ibelings, Claus en Kaan, S. 48)

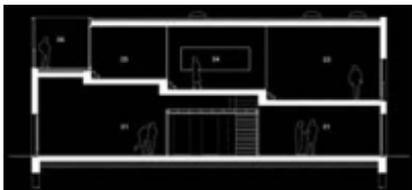
Die Architekten sahen die Positionierung eines am traditionellen Stadthaus orientierten Gebäudes an der Straße, in zweiter Reihe der Drive-in-Häuser vor. Die Straßenseite der Stadthäuser wurde weitestgehend geschlossen geplant, um als Puffer gegen den Verkehr zu fungieren. Hinter dieser formalen Fassade befinden sich Wohnungen mit Erdgeschossbüros oder komplette Arbeitsbereiche.

Die dahinter liegenden Häuser sind wesentlich offener gestaltet und sind in zwei Versionen angedacht:

einerseits mit einem klassischen Patio und andererseits mit einer innenliegenden Terrasse. Zwischen den an der Straße liegenden Stadthäusern und den Bungalows spannt sich ein Bereich auf, der den Zugang zu den Garagen der Stadthäuser und den Carports der hinteren Häuser ermöglicht. (Ibelings, Claus en Kaan, S. 48)

Ob tatsächlich eine Nutzungsdurchmischung durch die gleichen Benutzer in diesem Projekt herbeigeführt wird, bleibt offen, sieht man allerdings davon ab, ist diese Nutzungsverteilung im klassischen Zeilenbau mit Sicherheit eine interessante Neuinterpretation des „vorne Arbeiten, hinten Wohnen“.



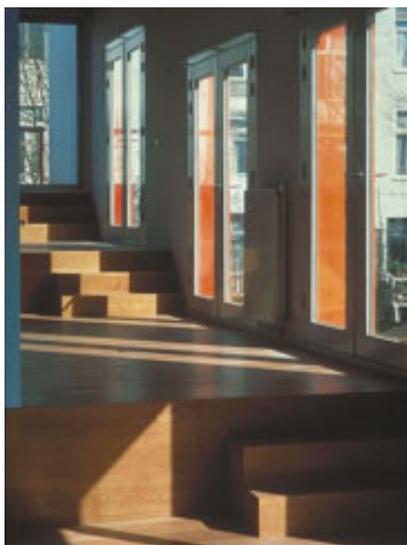


MVRDV, Atelier Thonik, Amsterdam, 2000

In diesem Projekt der Architektengruppe MVRDV handelt es sich um die Verbindung der Bereiche Wohnen und Arbeiten in einem Gebäude auf zwei verschiedenen Geschossen.

Bei dem Projekt „Atelier Thonik“ werden ein Designbüro im Erdgeschoss und eine Wohneinheit im Obergeschoss miteinander verbunden. Der dabei entstandene Baukörper ist ein grell orange leuchtender Kubus im Chaos eines halb gewerblich, halb zu Wohnzwecken genutzten Hinterhofs. Durch die Verwendung der klaren Form findet eine deutliche Antwort auf die gestaltlose Umgebung statt, die zusätzlich durch die Verwendung des Orange, der „Hausfarbe“ des Designbüros der Auftraggeber Thomas Widdershoven und Nikki Gonnissen, unterstützt wird. (Fischer, Oranje boven, S. 62).

Die Abmessungen des Gebäudes ergeben sich aus den Vorschriften für die Abstandsflächen. Die Grenzbebauung im Osten, sieben Meter Abstand zum nördlichen, sechs zum südlichen und fünf zum westlichen Nachbarn waren die Vorgaben. Daraus ergab sich eine maximale Gebäudehöhe von sieben Metern bei einer Grundfläche von 150 Quadratmetern.



Somit nutzt das eher klein und modellhaft wirkende Haus bereits das größtmögliche Volumen bei den zur Verfügung stehenden 400 Quadratmetern des Grundstücks aus. (Fischer, Oranje boven, S. 62).

Zentrale Entwurfsidee ist die Staffelung der Raumhöhen durch die Abstufung der zwischen Wohn- und Arbeitsbereich liegenden Stahlbetondecke. Die daraus resultierenden unterschiedlichen Raumatmosphären entstehen durch das Zahlenspiel der Proportionen. In Halbmeter-Schritten steigt die Raumhöhe von Süden nach Norden im Erdgeschoss von 2,50 Meter auf 4 Meter an, im Obergeschoss fällt sie dementsprechend ab. Diese Staffelung folgt im Grunde lediglich den durch die verwendeten Betonfertigteile bestimmten Maßen. Im Obergeschoss, dem Wohngeschoss, werden diese Höhenschritte durch jeweils ein paar Stufen überwunden. (Fischer, Oranje boven, S. 62).

Im Norden befindet sich eine Dachterrasse, die innerhalb des geschlossenen Baublocks liegt und aufgrund ihres hölzernen Bodens und der weißen Wände als „Innenraum“ definiert ist.

Die auf dem Dach des Hauses vorhandene Dachterrasse steht nur für besondere Anlässe zur Verfügung. Diese mit Polyurethan beschichtete Fläche kann allerdings

nur über eine provisorisch angestellte Leiter erreicht werden, was den Seltenheitswert betont, den diese Nutzung genießt. Ein ebenfalls mit oranger Polyurethanschicht überzogener Tisch und ein Planschbecken wirken wie Skulpturen und betonen diese Dachfläche. (Fischer, Oranje boven, S. 65).

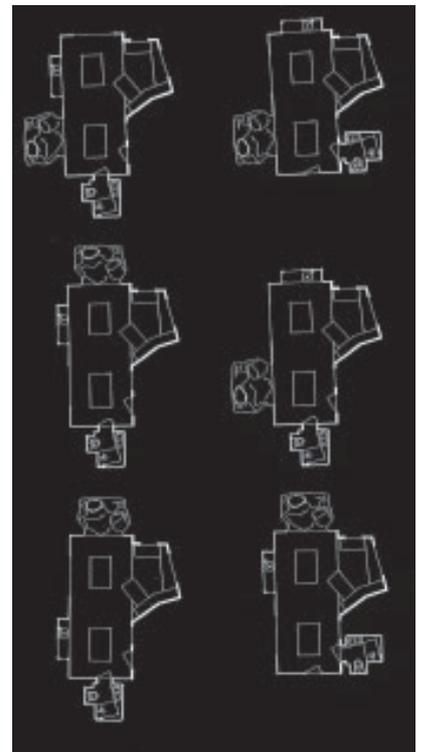
Von der orangen Haut des Hauses ist in den Innenräumen kaum etwas zu spüren, denn hier dominieren Weiß, Grau und Himmelblau. So wirkt das hellblau gestrichene Treppenhaus, das die beiden Geschosse miteinander verbindet, wie eine Skulptur. (Fischer, Oranje boven, S. 65).

Betrachtet man dieses Projekt insbesondere unter dem Aspekt der Verbindung von Wohnen und Arbeiten unter einem Dach, so erscheint insbesondere der wirkungsvolle Einsatz der Decke als bestimmendes Element eindrucksvoll. Es entstehen nicht nur höchst unterschiedliche Bereiche in den beiden Etagen, sondern vielmehr bedingen sich die hohen und niedrigen Bereiche der beiden Etagen gegenseitig und erlangen so eine weitere Verschränkung.

Atelier van Lieshout, Master and Slave Unit, 1995

Als letztes Projekt soll nun noch eine weitere Möglichkeit der flexiblen Wohnform erwähnt werden, die insbesondere in den Niederlanden auf einer gewissen Tradition basiert. Joep van Lieshout schuf in den letzten Jahren ein komplexes Werk, das an der Schnittstelle von Kunst, Architektur und Design angesiedelt ist. Mit den Prefabricated Sanitary Units for Application in Mobile Homes (1992) dehnte van Lieshout seinen Tätigkeitsbereich auf fahrende Häuser, wie Wohnwagen aus. (www.jnwnklmnn.de)

Das hier vorgestellte Mobile Home für Kröller Müller (1995) basiert auf der Idee einer autonomen und mobilen Wohnanlage in Form der „Master and Slave Unit“. Es besteht aus einer Master Unit, die durch verschiedene Einzelmodule, den Slave Units, erweiterbar ist. Die Master Unit selbst ist ein leerer, im Inneren holzverkleideter, fahrbarer Raum, der als Basismodul dient. Dieser besteht aus einem System von Wandpaneelen, die mit einer Boden- und einer Deckenplatte verschraubt sind, und die in Sandwichbauweise gefertigt sind. Werden bestimmte Wandpaneele entfernt, dann lassen sich in unterschiedlichsten Kombinationen „Sklaven“ Einheiten an die „Meister“ Einheit ankoppeln. Sämtliche



für das Leben wichtigen Funktionsräume, wie Badezimmer, Schlafzimmer – z.B. in Form einer amorphen Kugel, die innen hellweiß gestrichen das Gefühl vermittelt, auf einer Wolke zu schweben –, Küche und Wohnzimmer werden an den großen Fensteröffnungen mit der Master Unit verbunden. Darüber hinaus kann auch eine Arbeitseinheit angedockt werden. (www.jnwnklmnn.de)

Je nach Bedürfnis können die Nischen angekoppelt oder entfernt werden. Auf diese Weise entsteht eine mobile Zweizimmerwohnung, die in ihrer additiven Struktur an Containerbauten erinnert, die bei unzähligen Großbaustellen eingesetzt werden. (www.jnwnklmnn.de)

Mit der Veröffentlichung von Bauanleitungen für diese und ähnliche spätere Wohnwagen möchte das Atelier von Lieshout verdeutlichen, dass sein Werk als Versuch der Demokratisierung und Verbreitung von Kunst für das Individuum zu verstehen ist. (Lootsma, Superdutch, S. 93)



Fazit

Die Betrachtung der fünf jungen Projekte verdeutlicht die Veränderung des Wohnens und Arbeitens nicht nur in der heutigen Gesellschaft, sondern damit verbunden ebenso in der Architektur. Längst sind die Grenzen zwischen den Bereichen Wohnen, Arbeiten und Freizeit aufgelöst, so dass auch in der Architektur Wohn- und Bürogebäude nicht mehr zwangsläufig voneinander getrennt werden müssen. Unabhängig davon, ob die Räume für die unterschiedlichsten Nutzungen neutral gestaltet sind, alle Bereiche als vertikale Stadt in einem Gebäude gestapelt werden, das private Wohnen und Arbeiten hintereinander oder übereinander liegen oder jeder seine mobilen, individuellen Räume je nach Bedarf mit sich führt, verdeutlicht sich die Tendenz zur Vermischung der Formen in Raum und Zeit. Wirken viele Projekte zunächst etwas extrem oder sogar unrealistisch, so wird dennoch sehr schnell klar, dass sie innovativ und zukunftsorientiert sind, da der Strukturwandel in der Gesellschaft in den nächsten Jahren weiterhin zunehmen wird.

Oft steht nicht nur die Durchführbarkeit einer Idee im Vordergrund, sondern vielmehr das Auffinden neuer Konzepte, die erst im nächsten Schritt auf die Realisierbarkeit geprüft werden.

Auch die ständig verschwimmenden Grenzen zwischen Theorie und Praxis, aber auch zwischen Kunst, Design und Architektur führen zu immer neuen Ansätzen und Sichtweisen.

Literatur

Allgemein:

Stamm-Teske, Walter/ Sunder-Plassmann, Benedikt/

Kupferschmid, Indra:

Preiswerter Wohnungsbau in den Niederlanden 1993-1998.

Verlag Bau + Technik, Düsseldorf 1998.

Lootsma, Bart:

Superdutch – Neue niederländische Architektur.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/ München 2000.

BOSCH ARCHITECTS:

<http://www.barc.nl/projects/work.html>

MECANOO:

<http://www.mecanoo.com/index.php>

<http://www.montevideokopvanzuid.nl/>

CLAUS EN KAAN:

Ibelings, Hans (Hrsg.):

Die gebaute Landschaft - Zeitgenössische Architektur, Landschaftsarchitektur und Städtebau in den Niederlanden.

Prestel Verlag, München 2000.

Seite 75

Ibelings, Hans (Hrsg.):

Claus en Kaan Architects – Building.

Distributed Art Pub Inc., Rotterdam 2001

www.clausenkaan.nl

www.floornature.com/worldaround/itinerari/pdf/en/amsterdam1_en.pdf

MVRDV:

Fischer, Ludger: Oranje boven. In: Baumeister, H. 8/ 98 (2001), S. 61-65.

<http://www.mvrdv.archined.nl/atelier/index.php>

ATELIER VAN LIESHOUT:

Lootsma, Bart:

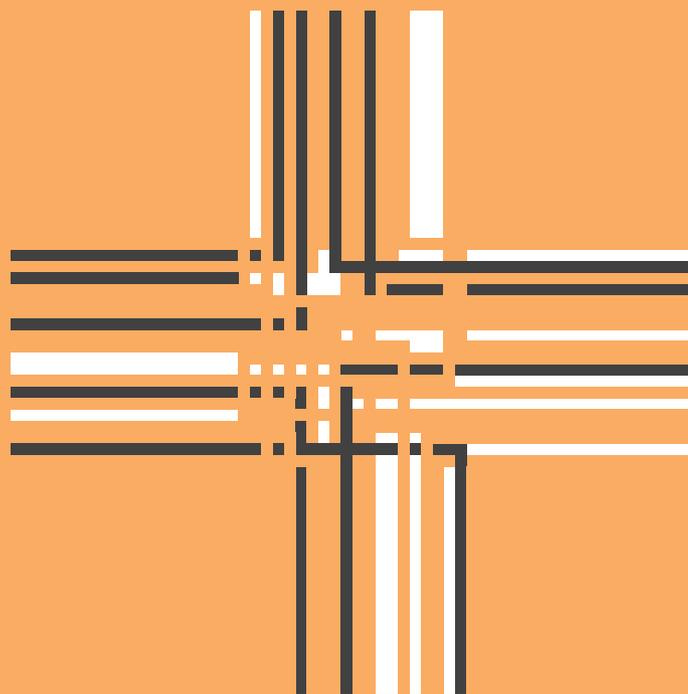
Superdutch – Neue niederländische Architektur.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/ München 2000.

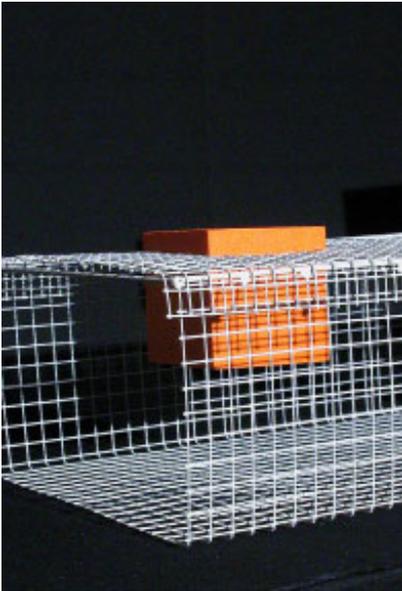
Seite 86-101

<http://www.jnwnklmnn.de>

<http://www.ateliervanlieshout.com>







Profiling

Mehr als 16 Prozent der IT-Beschäftigten in Deutschland arbeiten mittlerweile von Zuhause für Ihre Auftraggeber. Komfortabel ist das Arbeitsleben dieser Telearbeiter in den eigenen vier Wänden nicht immer: In ganz Europa hat nur ein Drittel dieser Heimarbeiter ein abgeschlossenes Büro, die anderen haben sich eine Büroecke in einem anderweitig genutzten Raum eingerichtet.

Diese Entwicklung gehört jedoch fast der Vergangenheit an. Längst unterwandert die grenzenlos sich ausbreitende digitale Information die Kultur der Sesshaftigkeit und Ihre steinernen Zeugen.

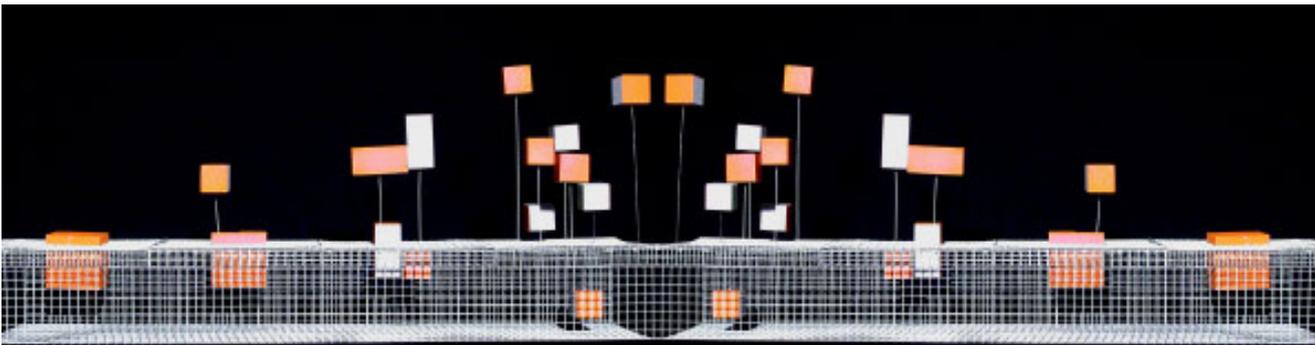
Der digitale Nomade ist Wirklichkeit geworden: Arbeit, Information, Kommunikation und Freizeitgestaltung finden an nahezu allen Orten statt, an denen wir uns aufhalten können und die nicht weiter als zwei

Tage von der nächsten Stromquelle entfernt sind. Immer unspektakulärer vollzieht sich dieser Wandel, seitdem die zur digitalen Information verwendeten Geräte industrielle Massenartikel sind und ihren Rang als Statussymbol verloren haben.

Bei heutigen und zukünftigen Wohn- und Arbeitsformen bietet sich die Unterscheidung in vier Grundtypen an. Diese Typen weisen Unterschiede in Lebens-, Wohn- und Arbeitsform auf.

Während Typ 1 sich die Welt und die Öffentlichkeit per Datenleitung in seinen Raum holt und das soziale Gefüge der Umgebung nutzt, muss Typ 4 sich per Kommunikationstechnik sozialisieren, da sein Arbeits- und Wohnalltag auf mehrere Orte verteilt ist.

Typ 2 und 3 sind Zwischenstadien, die man aber ebenfalls als Endstadien betrachten könnte, da die jeweili-



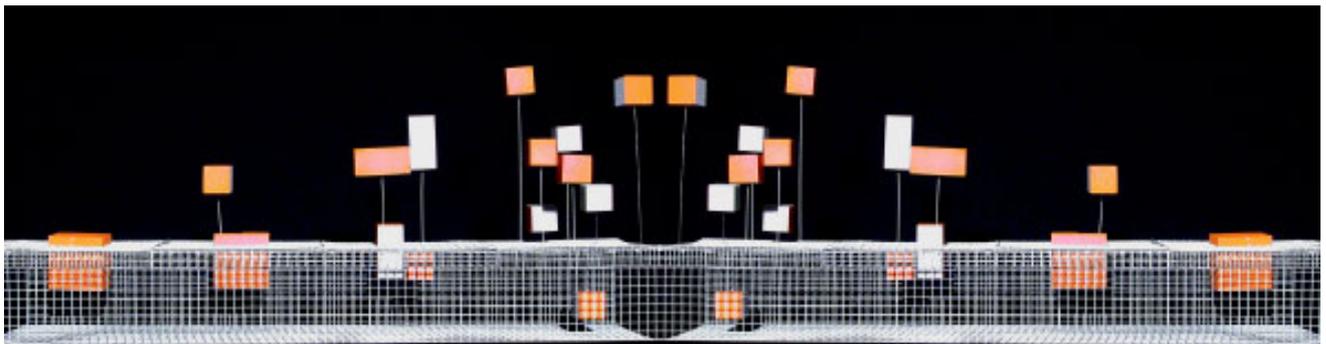
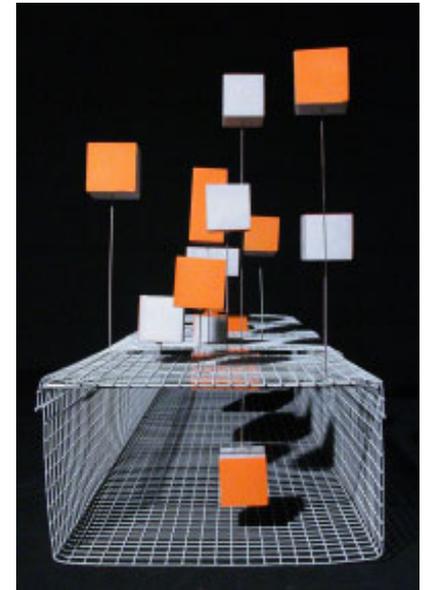
gen Zustände der Wohn- und Arbeitsform über mehrere Jahre konstant bleiben können. Bei zunehmender Entfernung vom gewohnten sozialen Umfeld werden die Grenzen zwischen virtueller und realer Welt fließend. Die Kommunikationstechnik nimmt hierbei eine Schlüsselposition ein und betrifft nahezu alle Lebenssituationen.

Der nonstationäre Telearbeiter ist tendenziell Berufseinsteiger, da seine Arbeit höchste Flexibilität und Ungebundenheit verlangt. Durch die Arbeit an unterschiedlichsten Projekten für verschiedene Arbeitgeber an allen möglichen Orten, sind die Aufenthaltsphasen am jeweiligen Ort zeitlich begrenzt, so dass eine Eingewöhnung und der Aufbau von gewachsenen sozialen Bindungen schwer ist. Am jeweiligen Ort ist der sogenannte Jobnomade auf das öffentlich angebotene Unterhaltungs- und Erholungsprogramm

angewiesen, genau wie auf gegebene, sowie bereits bestehende soziale Strukturen, auf die er bei Bedarf zurückgreifen kann. Seine Arbeit und die räumliche Trennung von Angehörigen mit dem angestammten sozialen Umfeld machen ihn extrem abhängig von modernster Kommunikationstechnik, da diese eine virtuelle Sozialisation ermöglicht.

Der moderne Nomade ist in allen Metropolen der Erde zu Hause und bleibt doch stets Implantat mit scheinbar eigenständiger Kultur.

Das Ziel der Entwurfsplanung besteht darin, eine möglichst flexible Form auf der einen Seite und eine klar strukturierte Basis auf der anderen Seite zu entwickeln, die dem Benutzer den jeweiligen Freiraum lässt und ihn aber bei der Eingliederung in fremde Umgebungen unterstützt.





Verschiedene Entwicklungen in der heutigen Gesellschaft führen zu immer mehr nomadisierenden Dienstleistern. Der Lebenszyklus dieser Berufsgruppe zeichnet sich dadurch aus, dass sie aufgrund von zeitlich beschränkten Kurzprojekten an räumlich weit von einander entfernten Orten häufig Ihren Wohn- und Arbeitsort wechseln müssen. Die große Mobilität dieser Berufsgruppe resultiert aus den immer weiter entwickelten Telemedien und der immer enger werdenden weltweiten Vernetzung.

Um auf diese Entwicklung und die ständig steigende Anzahl von nomadisierenden Selbstständigen zu reagieren, entwickelten wir das Hotel-Raumzelt-Konzept.

Dieses Konzept bietet diesen temporär Heimatlosen die Option, in einer ständig wechselnden, fremden Umgebung ein bekanntes, gewohntes Wohn-, Lebens- und Arbeitsfeld vorzufinden.

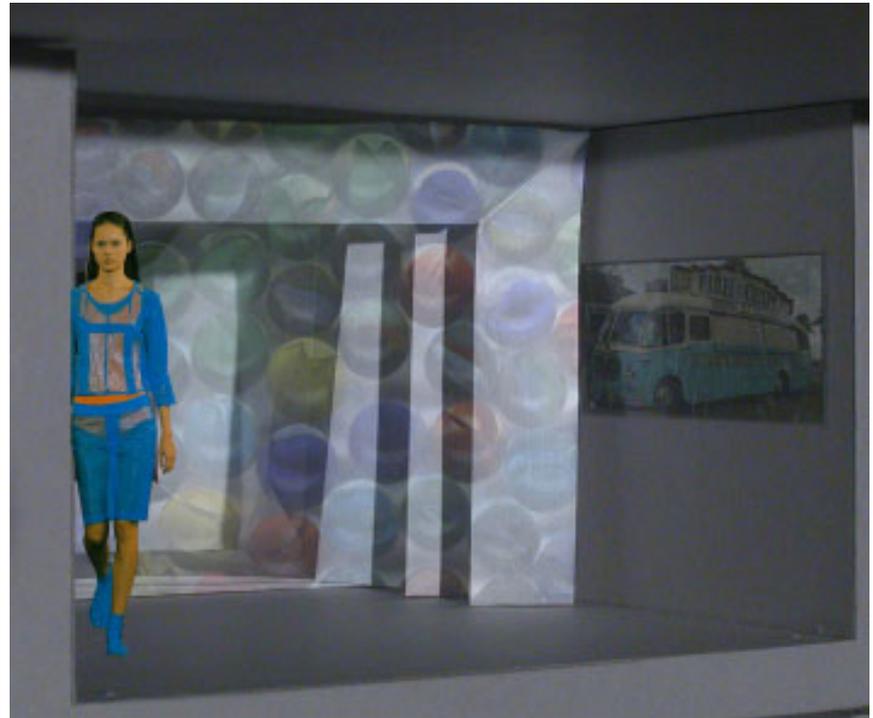
Die Hotelkette organisiert sich in einer weltweit vernetzten Struktur. Ziel muss sein, alle wirtschaftlichen

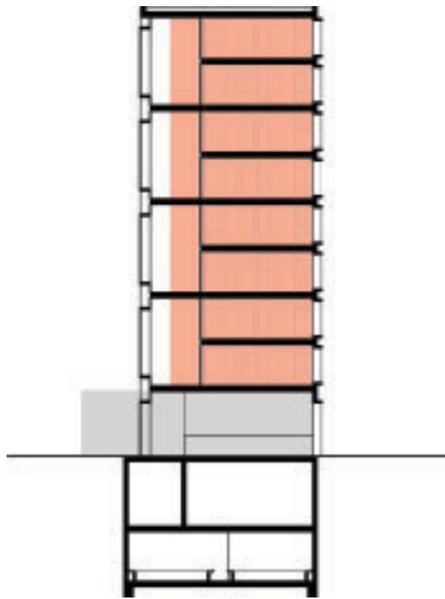
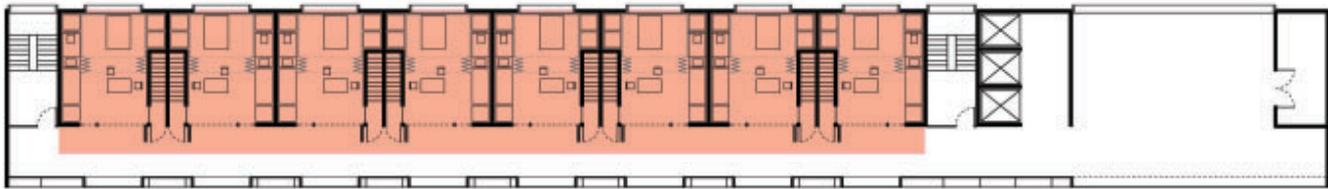
Metropolen und Ballungszentren mit Unterkünften dieser Kette zu versehen.

Die jeweilige Größe des Hotels (Raumzeltplatzes) richtet sich nach dem Bedarf an Ort und Stelle. Die Niederlassungen liegen in Zentrumsnähe, mit sehr guter Anbindung an das Nah- und Fernverkehrsnetz.

Der nomadisierende Selbstständige mietet sich bei der Hotelkette den Anspruch auf eine Raumzelle. Dieser Anspruch hat für ihn die Option, an allen mit Raumzeltplätzen abgedeckten Orten ein Zimmer vorzufinden, das seinen persönlichen Wohn-, Lebens- und Arbeitsbedürfnissen angepasst ist.

Jedes Hotel bietet ihm dabei die Möglichkeit, sich an den unterschiedlichsten Orten, schnell in zunächst ungewohnte Umfelder einzufinden. Dazu muss der Hotelnutzer Angaben zu persönlichen Wohn-, Lebens- und Arbeitsgewohnheiten machen, die in der Hotel-Zeltplatz-Datenbank eingetragen werden.





Damit kann am jeweiligen Hotel-Zelt-Platz auf besondere Wohn-, Lebens- und Arbeitsbedürfnisse reagiert werden.

Der neue Mieter erhält vor dem Einzug die Möglichkeit seine persönliche Raumhülle interaktiv mitzugestalten, die von nun an sein ständiger Begleiter (Schlafmöbel, Koffer, Handgepäck) sein wird.

Dieses persönliche Raumzelt, das die eigene Handschrift des Bewohners trägt, bietet den Vorteil, durch Auskleidung und Umhüllung eines wegen der hohen Flexibilität, stark standardisierten Raumes in der „Fremde“ ein Stück Vertrautheit und Basis wieder zu finden.

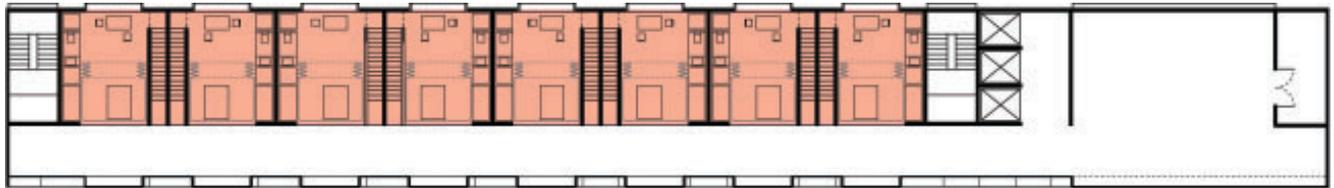
Der Mieter führt sein Raumzelt wie seine persönliche Kleidung ständig mit sich und gewöhnt sich auf diesem Wege an sein Raumzelt wie an

ein Lieblingskleidungsstück, oder an einen ständig selbst genutzten Raum.

Vor Ort wird das beanspruchte Zimmer vom Hotelservice auf die angemeldeten Gewohnheiten und Erwartungen abgestimmt. Dabei kann sowohl die Ausstattung der Raumzelle individuell zusammengestellt, als auch das Raumangebot auf den Nutzer abgestimmt werden. Der nomadisierende Nutzer eignet sich seinen temporären Wohnraum selbst an, indem er zuerst sein Raumzelt ausfalten muss.

Das Raumzelt aufstellen ist dabei die erste Interaktion von Nutzer und Raum. Der Nutzer hüllt den Raum mit seiner persönlichen gewohnten und bewohnten Hülle aus, die ihm aufgrund von Stofflichkeit, Optik und Gerüchen das Gefühl vermittelt,





nach Hause gekommen zu sein. Jedes Hotel verfügt über ein sog. Intranet. Das von jeder Zelle abgerufen und aktualisiert werden kann. Dieses Intranet bietet dem „Tele-nomaden“ vielfältige Möglichkeiten. Das Hotel informiert über Unterhaltungs- und Freizeitangebote im Hotel selbst und außerhalb. Es können Job-Angebote vor Ort abgerufen werden oder Interessensüberschneidungen unter allen zu diesem Zeitpunkt im Hotel lebenden Job-Nomaden abgestimmt werden.

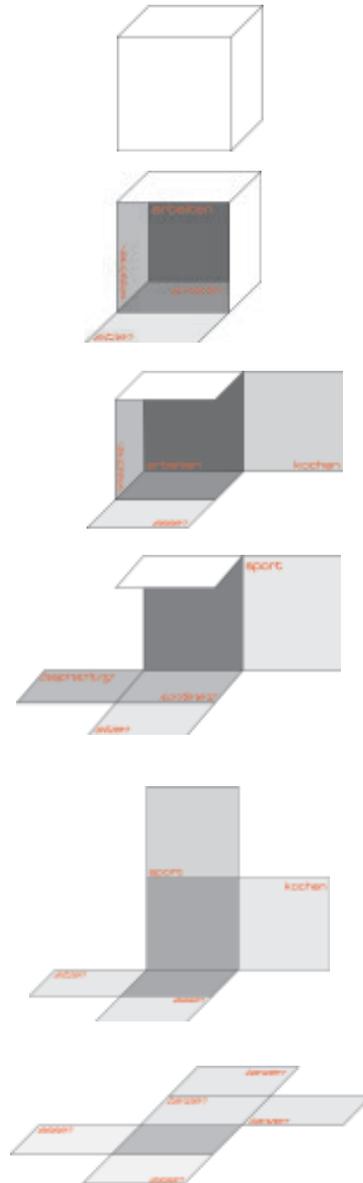
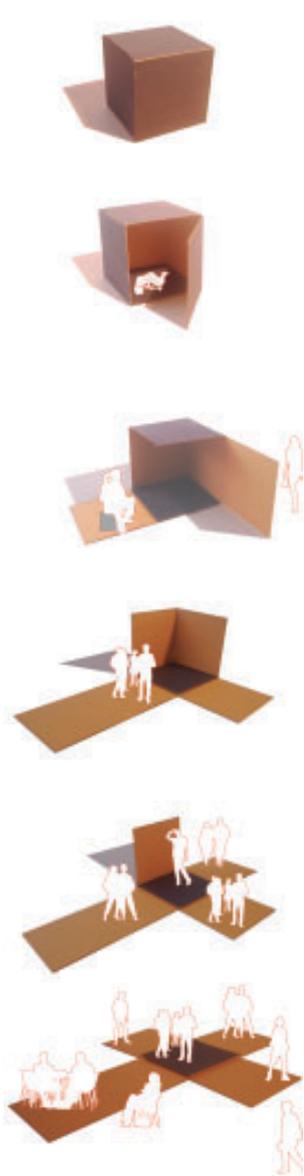
Jedes Hotel verfügt über einen Grundstock an Unterhaltungs-, Sport- und Versorgungsangeboten, so dass der Nomade seinen Erkundungsradius nach eigenem Empfinden ausdehnen kann.



Geht der Nutzer des Hotels in einen anderen Lebenszyklus über und seine Wohn-, Lebens- und Arbeitsgewohnheiten ändern sich, dann verlässt er die Symbiose mit der Hotelkette. Sein Raumzelt bleibt ihm als Erinnerung zu der vergangenen Lebensphase erhalten.







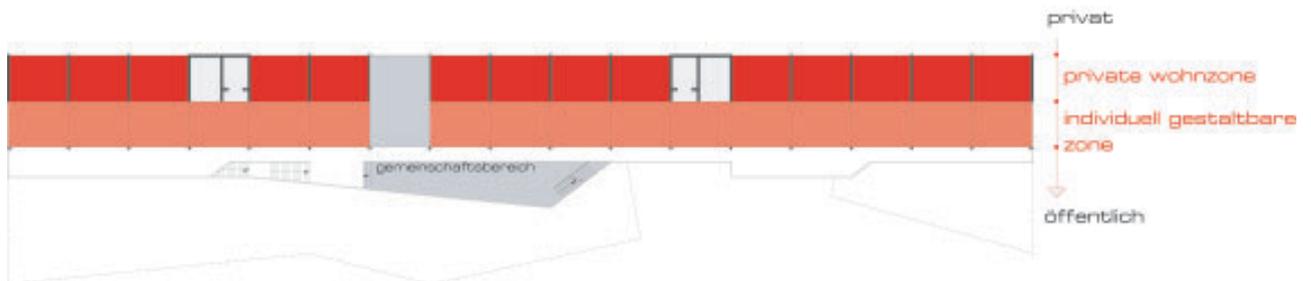
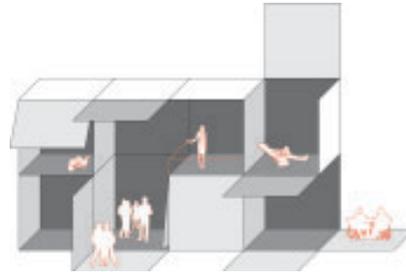
Zu Anfang des Entwurfsprozesses wurden unterschiedliche Raumsituationen untersucht und bildhaft anhand einer abstrakten Form dargestellt. Der Würfel symbolisiert hier eine einzelne Wohneinheit, die auf verschiedene (Lebens-) Situationen reagieren kann.

Die erste Diagrammreihe zeigt die Situation der absoluten Privatheit bis hin zur absoluten Öffentlichkeit. Der Nutzer kann sich durch das Auf- und Zuklappen der einzelnen "Wohnflächen" unterschiedliche Raumsituationen schaffen. Im geschlossenen Zustand verschafft er sich die grösste Privatheit, durch das Aufklappen gewinnt er dann an Fläche hinzu für gemeinschaftliche Aktivitäten.

Die Zweite Diagrammreihe zeigt ebenso in abstrakter Darstellung die Möglichkeit der unterschiedlichen Bespielbarkeit der einzelnen "Wohnflächen" auf, die im 24 h - Rhythmus auf den einzelnen Nutzer reagieren kann. Hier sind die einzelnen Flächen mit verschiedenen Funktionen belegt, die sich der Nutzer nach Belieben selbst gestalten kann. Dient ihm, zum Beispiel, morgens die aufgeklappte Wand mit integriertem Fitnessgerät zur alltäglichen Gymnastik, kann sie Abends in horizontaler Lage als Tanzfläche umfunktioniert werden.

Mit dieser Darstellung soll deutlich gemacht werden, daß der einzelne Nutzer seine Wohneinheit nach seinen eigenen Bedürfnissen selbst gestalten kann.

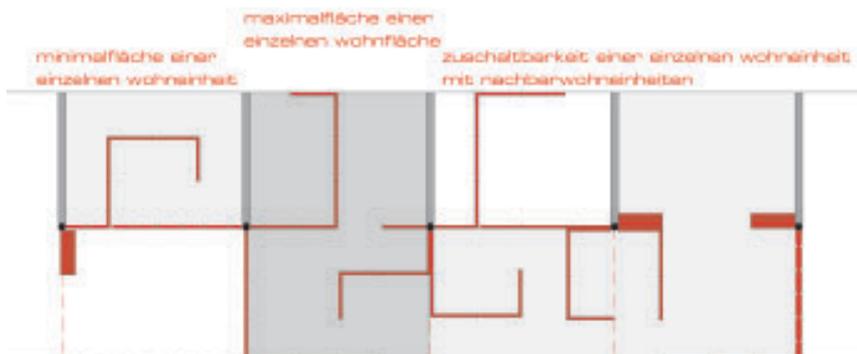
Die einzelne Wohneinheit kann aber auch in Addition mit Nachbarwohneinheiten verschiedene Raumsituationen bilden. So kann durch das horizontale oder auch vertikale Hinzuschalten weiterer Nachbarwohnungen auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der Bewohner eingegangen werden. Von der Sonnenterrasse bis zur grossen Gemeinschafts-Partyfläche haben die Nutzer die Möglichkeit, ihren Wohnraum selbst zu gestalten und auszuweiten. So kann sich der Einzelne seine eigene Freizeit- oder Arbeitssituation, alleine oder in Gemeinschaft mit anderen, selbst gestalten.

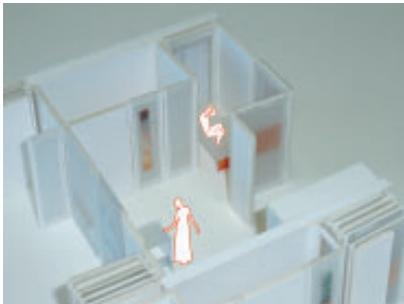
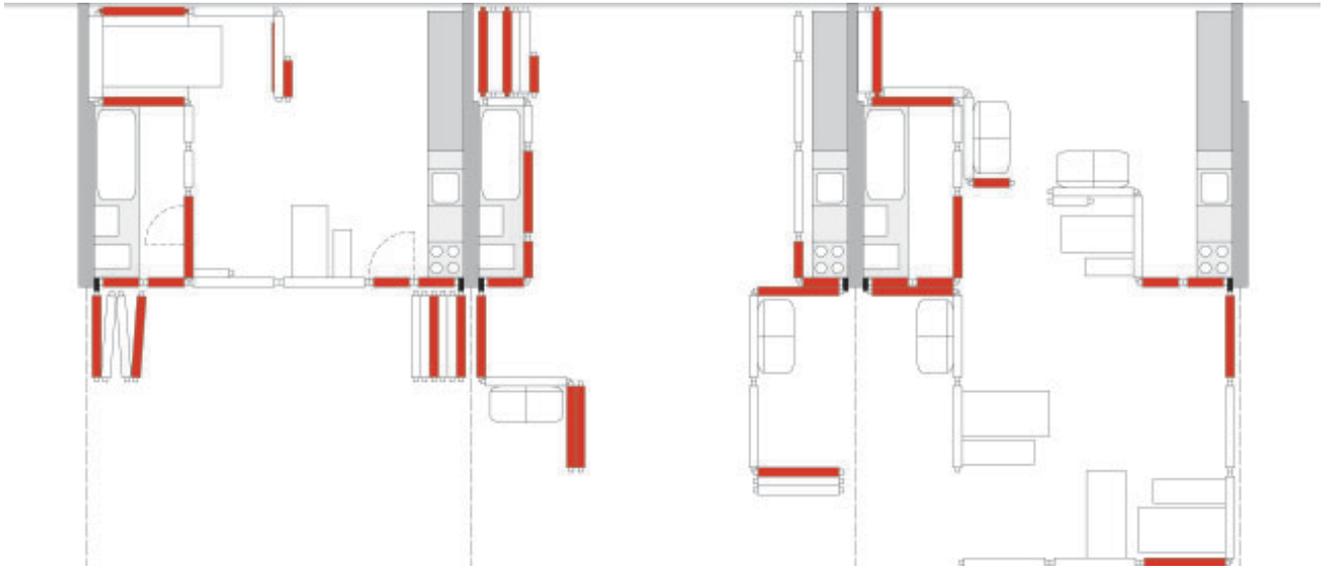




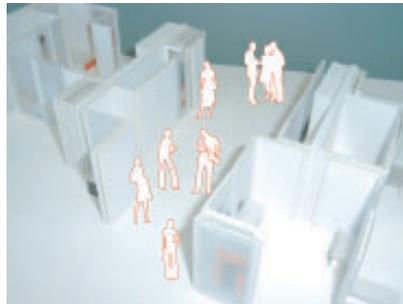
Die einzelnen Wohneinheiten, deren Lage im abstrakten Grundriss und im Querschnitt rot dargestellt sind, sind über 6 Geschosse linear im Gebäuderiegel angeordnet. Dazwischen sind über alle Geschosse einzelne Freizeit- und Arbeitszonen eingestreut, deren Aktivitätsgrad nach oben hin abnimmt. Der Querschnitt zeigt als Beispiel die Freizeit - Lounge im 1. Obergeschoss, deren Luftraum sich, wie alle anderen Gemeinschaftsbereiche, über zwei Geschosse erstreckt, um somit den Blickkontakt in die jeweils darüberliegenden Geschosse zu gewährleisten.

Die Erschliessungszone, die vor der individuell gestaltbaren "Vor-Wohnzone" verläuft, weitet sich an manchen Stellen zu offenen Aufenthalts- und Freizeitbereichen und bildet zusammen mit den offenen Treppen Kommunikationszone für die Bewohner untereinander. Die einzelne Wohneinheit kann von seinem Nutzer bis in die individuell gestaltbare Vorzone ausgeweitet und gestaltet werden und schafft somit Raum für Freizeit, Arbeit und Kommunikation mit dem Nachbarn. Bei zurückgezogenem Zustand der Einheit wird die Vorzone automatisch zum öffentlich nutzbaren Aufenthaltsbereich. Durch die ständig wechselnde Gestaltung der Vorzone durch die Nutzer wird ein sich ständig ändernder Gebäudeinnenraum geschaffen.





Zurückgezogene Wohnsituation



Partysituation



Wohnen und Arbeiten





Beim Profiling war es uns wichtig, für junge, dynamische Menschen zu planen, die offen für Neues sind. Auf diesem Weg sind wir auf das moderne Arbeitnehmermillieu gestoßen.

Soziale Lage:

- 20 - 30 Jahre
- Mittlere bis höhere Formalbildung
- High-Tech Branche, moderne Dienstleistung
- Mittlere bis höhere Einkommen
- Häufig Doppelverdiener
- Beruf = Partnerschaft = Freizeit = Gemeinschaftsleben
- Hohe horizontale Jobmobilität
- Bereit zu lebenslanger Weiterbildung

Lebensstil:

- Aufgeschlossen für Neues
- Mobilitätsbereitschaft
- Stiltoleranz
- High-Tech als selbstverständliches Element im Alltag
- Gemeinschaftsorientiert, aber auch Privatsphäre
- Freundeskreis als „virtuelles Dorf“

Lebensziele:

- Leben so angenehm wie möglich gestalten
- Sich leisten können, was einem gefällt, jedoch flexibles Anspruchsniveau
- Kreativ und flexibel sein
- Verantwortung übernehmen
- Eigenständig handeln
- Fachlich nicht stehen bleiben

Besonders wichtig war uns, dass es private aber auch kommunikative Bereiche für die Bewohner unseres Entwurfes geben soll, was an dem Abstraktionsmodell gut zu erkennen ist.

Der transparente Bereich steht für die Kommunikation in Form von z.B. gemeinsamen Hobbies oder Interessen. Der geschlossene Bereich steht für die Privatheit der Bewohner, in Form der eigenen Wohnung.



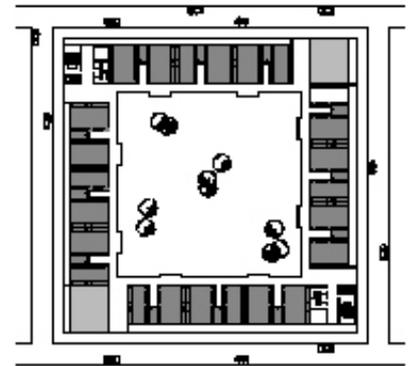
Wohnen und Arbeiten wird bei diesem Entwurf in einer Wohneinheit miteinander vereint. Die Wohnungen werden durch einen Laubengang erschlossen, wobei immer zwei Einheiten einen gemeinsamen Eingangsbereich haben.

Die einzelnen Zellen sind in zwei Räume gegliedert, in einen Haupt- und einen Kreativraum. Der Kreativraum ist zum Laubengang hin orientiert und ermöglicht dem Bewohner, ihn je nach Bedarf zu nutzen. In erster Linie ist der Raum als Arbeitsplatz gedacht. Da die Trennwand zwischen Laubengang und Kreativraum verglast und komplett offenbar ist, besteht die Möglichkeit, die Kommunikation in den Raum zu holen. Der dahinterliegende Hauptraum ist der eigentliche Wohnbereich. Es ist ein Raum, der zu Allem werden kann, durch z.B. Aufschieben von Trennwänden, oder Aufklappen und Verschieben von Schränken. In diesem Bereich hat der Bewohner die absolute Privatheit. Der Freibereich des Hauptraumes kann ebenfalls durch Aufschieben der komplett verglasten Fassade zugeschaltet werden.

Der Kreativraum kann bei Bedarf getrennt von dem Hauptraum vermietet werden.

Durch die verschiebbaren, raumhohen Schrankelemente bzw. Regale besteht die Möglichkeit, das Loft in verschiedene Zonen zu unterteilen, und dadurch die Wohnung und auch den Arbeitsbereich individuell zu gestalten.

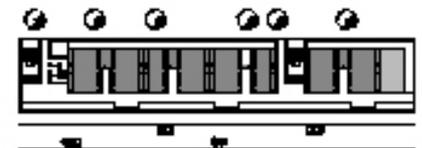
Dadurch ist es möglich, sich innerhalb einer Wohnung einen privaten Wohnbereich, aber auch einen Arbeitsplatz einzurichten, der die Kommunikation mit Anderen ermöglicht. Aufgrund der flexiblen Wände und Möbel kann jeder für sich selbst entscheiden, wieviel Raum er für was benötigt, sei es Wohnen, Arbeiten oder Freizeit.



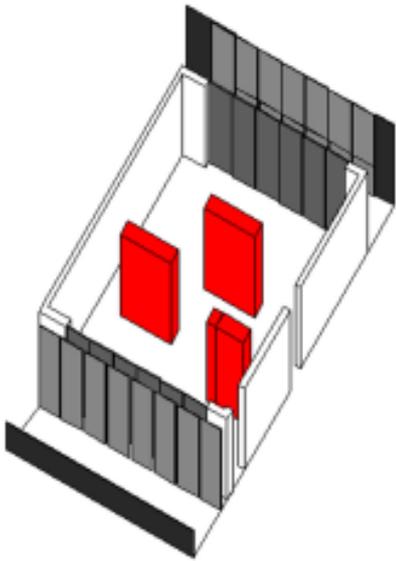
Strukturvariante 1: Block



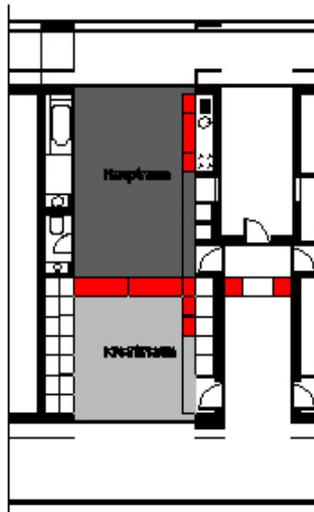
Strukturvariante 2: Atrium



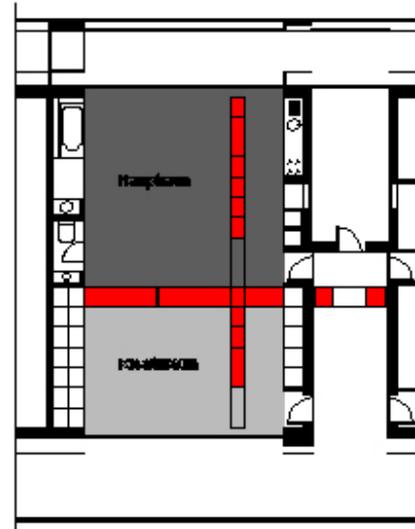
Strukturvariante 3: Zeile



Isometrie: Zelle



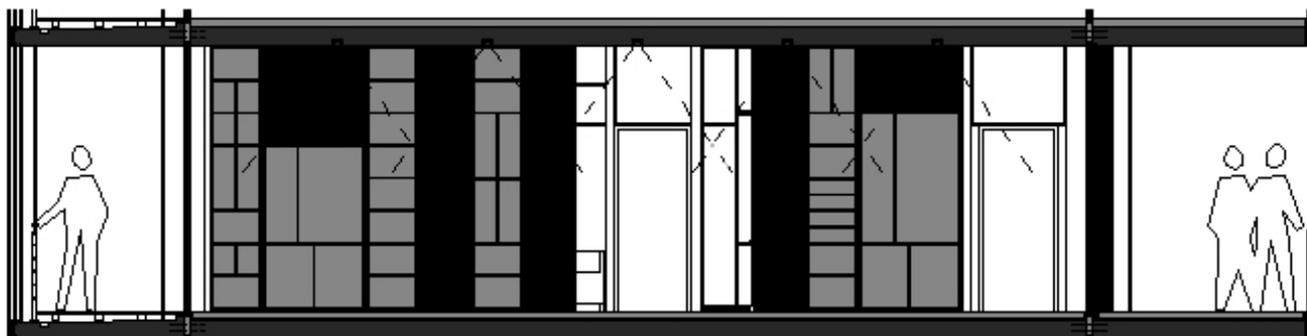
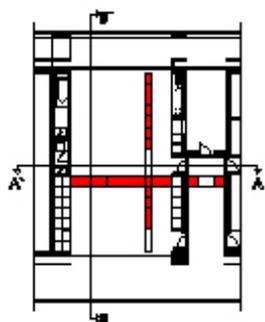
Grundriss: Standard-Zelle (60m²)



Grundriss: Standard-Zelle (80m²)



Nutzungsvarianten



Schnitt A-A', Schnitt B-B'

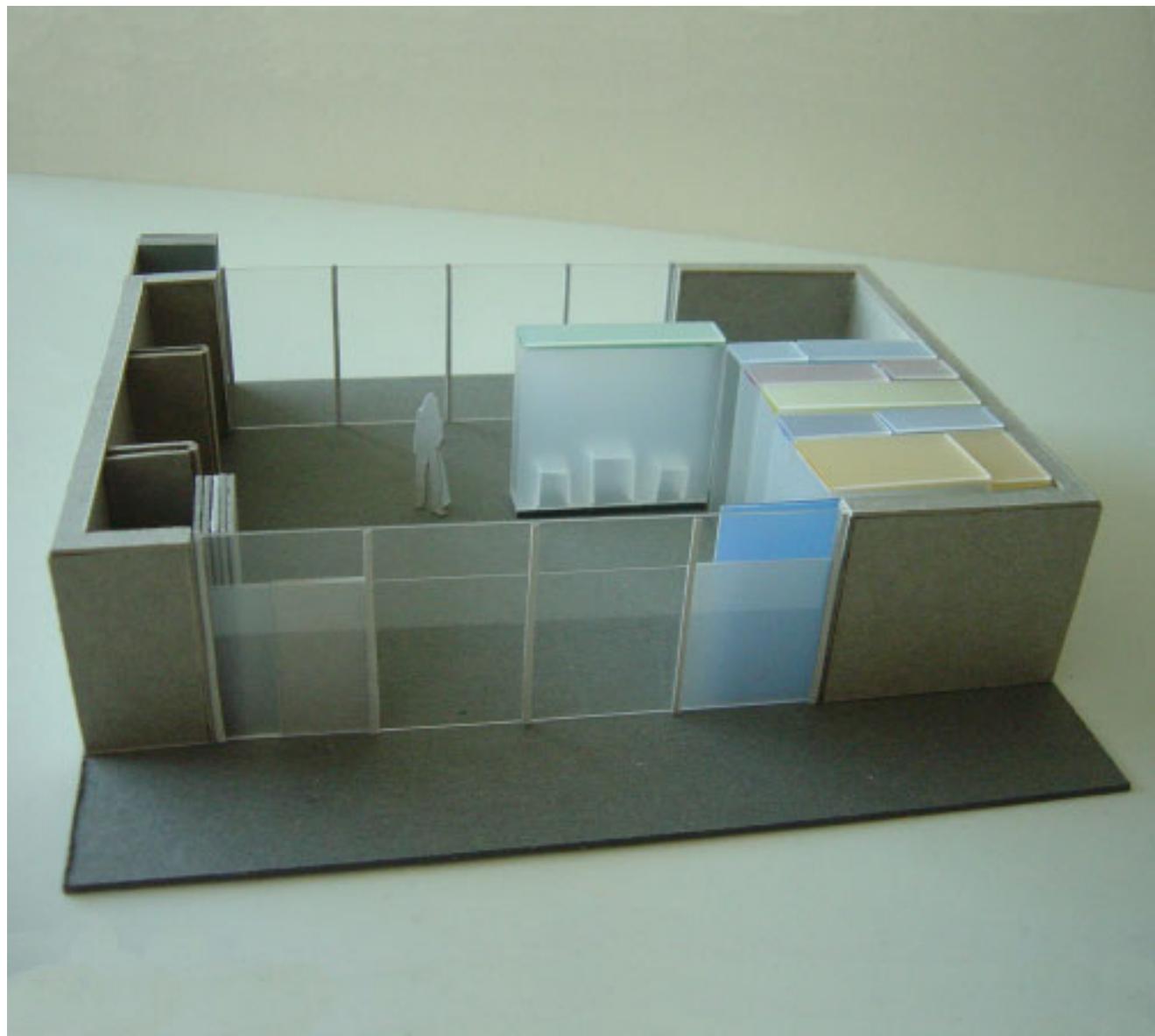


Ansicht Laubengang



Ansicht Außenfassade





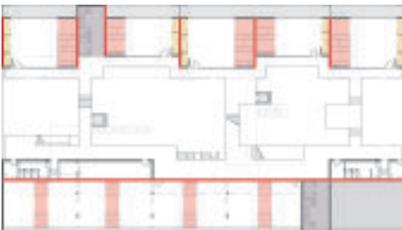


Ausgangspunkt des Entwurfs war die Suche nach neuen Raumkonzepten zum Thema Wohnen und Arbeiten

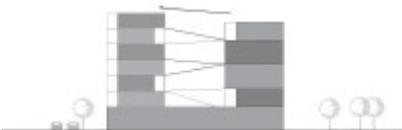
Mein Entwurfsgedanke basiert auf der Idee der räumlichen Nähe der Nutzungen, nicht aber deren komplette Vermischung.



Wohnen, Arbeiten und Freizeit bilden einen Dialog und sind stark miteinander vernetzt. Mein Konzept besteht aus einem Wohnriegel, der zwei verschieden große Wohnmodule anbietet und einem Arbeitsriegel, der verschieden große Arbeitsräume und Gemeinschaftsnutzungen beinhaltet.



Jedem Wohnraum ist ein privater Freibereich angeschlossen. Die Installationswände sind quer dazu orientiert. Im Arbeitsriegel ist durch die Längsstruktur der Installationswand die Orientierung der Sanitären Anlagen individuell ausrichtbar. Bei Großraumbüronutzung ist die Orientierung und Erschließung zum Laubengang denkbar.



Im „Zwischenraum“ entsteht ein großer zentraler Erschließungsbereich, der die beiden Bereiche miteinander verbindet und Kommunikationsflächen ausbildet.

Ein Bereich, in dem sich sowohl die Bewohner des Gebäudes treffen, als auch ein Informationsaustausch unter den Büros des Gebäudes gefördert und angeregt werden soll.

Die Erdgeschoßzone bildet eine Ausnahme, hier befinden sich ausschließlich öffentliche Nutzungen.

Durch die sich immer schneller verändernden Lebensumstände, technischen Möglichkeiten und dadurch, daß Familienverhältnisse weit weniger stabil sind als noch vor ein paar Jahren, schaffe ich einen multifunktionaler Raum, der individuell gestaltbar und veränderbar bleibt.

Das Wohnmodul besteht aus einer festen und einer flexiblen Zone, die den zunächst neutralen Raum umklammern.

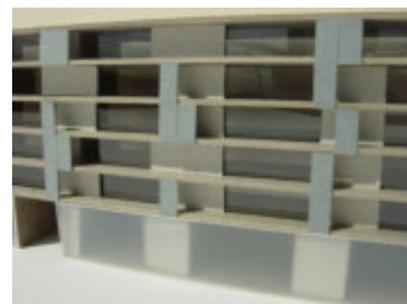
Die feste Zone beinhaltet Nutzungen des täglichen Bedarfs, wie Bad, WC und einer Küchenzeile. Die flexible Zone besteht aus verschieden großen Modulen, die von jedem einzelnen Bewohner individuell ausgestattet und verändert werden kann. Diese Elemente können sowohl neue Raumzonen ausbilden oder auch die festen Nutzungen unterstützen, wie zum Beispiel die Küche mit einem Lebensmittelregal. Es entsteht eine sehr große Nutzungsflexibilität. Der Raum wird je nachdem welches Element dem Raum zugeschaltet ist, zum Arbeitsraum, Wohnraum, Schlafraum etc.

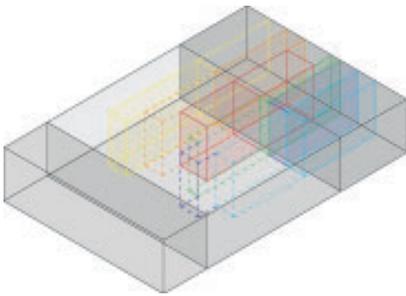
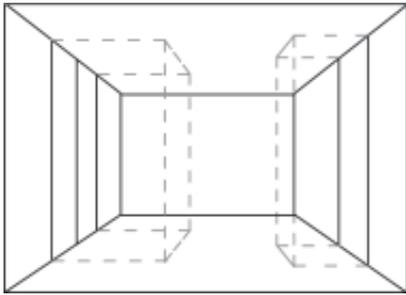


Ansicht Arbeitsriegel

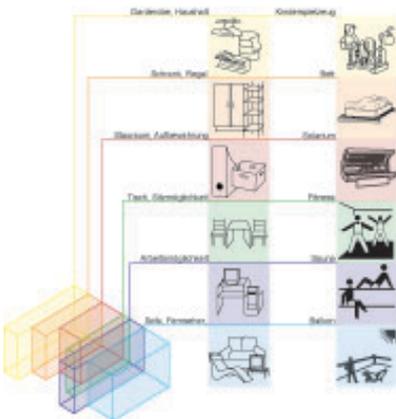


Ansicht Wohnriegel

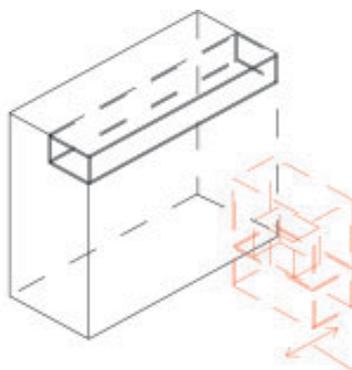
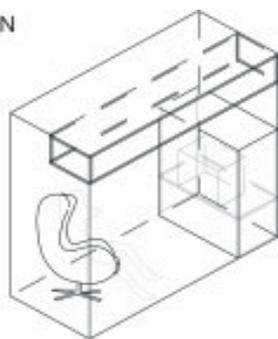




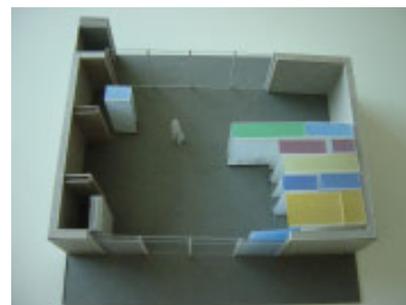
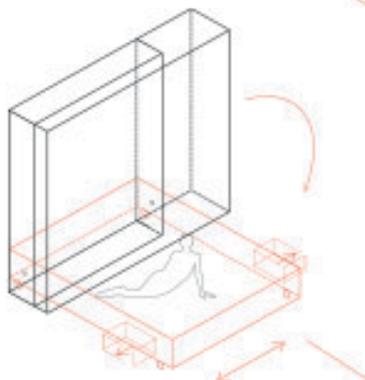
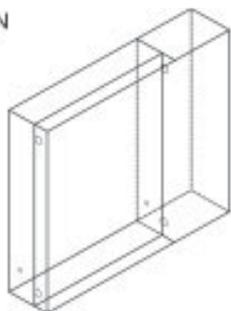
Grundriss Modul groß



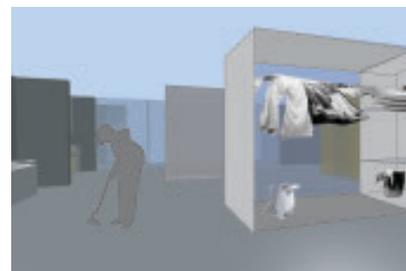
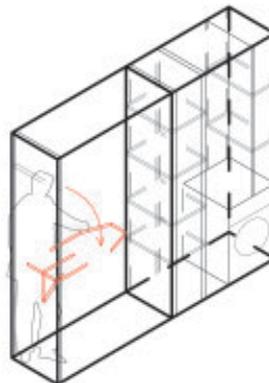
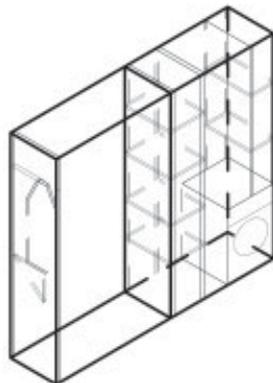
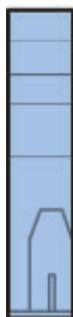
MODUL WOHNEN



MODUL SCHLAFEN



MODUL HAUSHALT







Bislang sind Arbeit und Freizeit klar voneinander getrennt. Jedes für sich füllt einen zusammenhängenden Zeitabschnitt des Tages aus: Der 8-Stunden-Tag. Die Arbeitsvorgänge sind zeitorientiert: „Was ich heute nicht schaffe, mach' ich morgen...“ Die Arbeit wird in den hierarchisch organisierten Unternehmen hin- und herdeligiert.

In Zukunft wird die Arbeit ergebnisorientiert sein. Die Arbeit wird in kleinen Aufträgen, quasi auf Honorarbasis, an die Mitarbeiter vergeben. Das Bestreben der einzelnen Angestellten wird dabei sein, den Auftrag möglichst rasch abzuarbeiten. Je schneller man ist, desto mehr Zeit hat man für andere Dinge, für mehr Arbeit (=mehr Verdienst) oder für Freizeitaktivitäten. Wichtig ist dabei nicht, wer die Arbeit macht, sondern dass sie erledigt wird. Dass das keine reine Vision/Fiktion ist, ist in Ansätzen in der heutigen Arbeitswelt zu erkennen: Man arbeitet an Projekten, und auch an mehreren parallel.

Diese zukünftige Organisation der Arbeit wird dazu führen, dass die Menschen mehr Kontrolle über ihren Tagesablauf haben, dass sie ihr Pensum an Arbeit selbst festlegen können. Es wird ein schnellerer und häufigerer Wechsel zwischen Arbeit und Freizeit erfolgen.

Arbeit findet sowohl als Einzelarbeit statt als auch in der Gruppe. Beides

hat dabei seine Vorteile. Während in der Gemeinschaftsarbeit Synergieeffekte und gegenseitiges Zuarbeiten überwiegen, ist die Einzelarbeit von einer hohen Effizienz gekennzeichnet. In einem Milieu des schnellen Wechsels zwischen Arbeit und Freizeit wird auch ein schneller Wechsel zwischen Einzel- und Gemeinschaftsarbeit erfolgen. Die Teambildung wird flexibler und spontaner ablaufen.

Überall, während der Arbeit und in der Freizeit, findet Kommunikation statt. Dabei steht das seriöse Meeting der lockeren, ungezwungenen Pausenplauderei gegenüber. Während man sich im Meeting eine „dumme Frage“ verkneift, fragt man den Kollegen in der Kaffeepause schon eher mal: „Wie würdest Du das machen?“ Beide Formen haben aber eine gleich große Bedeutung für den Arbeitsfortschritt. Es macht Sinn, auch den Coffee-Talk zum Bestandteil der Arbeit zu machen.

Die Arbeit wird nach wie vor fest an einen Ort gebunden sein, an dem man sich trifft und gemeinsam arbeitet bzw. arbeiten kann. Für eine hohe Produktivität in der Arbeit ist ein „anregendes Milieu“ wichtig. Mit dem Laptop im Biergarten - das ist zwar ein reizvolles Szenario, zum Arbeiten aber ungeeignet. Dort kann man höchstens lustig im Internet surfen oder bei „eBay“ zocken.



Eine ortsfeste Arbeitsumgebung erfüllt außerdem noch eine andere Funktion:

Dass wir morgen im papierlosen Büro arbeiten, ist eine Utopie von gestern. Der „analog“ denkende und handelnde Mensch findet sich in einer „analogen“ Umgebung aus Leitz-Ordnern und Schubladen besser zurecht, als in einer digital organisierten Umwelt. Es ist aber unmöglich, diese für die Arbeit notwendigen Dinge ständig mit sich umherzutragen. Sie an einem festen Ort zu konzentrieren, macht also Sinn.

Mein Konzept beruht auf der Verschmelzung von Arbeitsgemeinschaft und Wohngemeinschaft. Die Verknüpfung von Wohnen und Arbeiten macht ja nur dann wirklich Sinn, wenn nicht die Bewohner morgens das Haus verlassen, um woandershin zur Arbeit zu fahren, während andere zum Arbeiten herkommen - und das Ganze abends dann nochmal in umgekehrter Richtung. Ein Grundgedanke bei der Zusammenlegung der beiden Funktionen ist ja die Reduktion des innerstädtischen Verkehrs. Das Gebäude gliedert sich in einen zentralen, offenen Gemeinschaftsbereich, flankiert von zwei Riegeln, in denen sich die Rückzugsbereiche befinden, einer zum Wohnen und einer zum Arbeiten. Beide Riegel haben jeweils eigene Erschließungskern und zum Zwischenraum hin

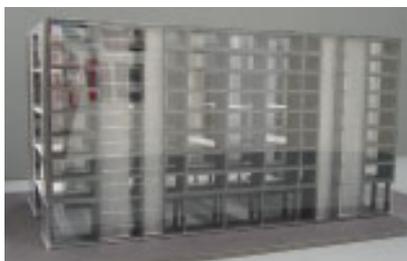
orientierte Laubengänge. Der Gemeinschaftsbereich zwischen den Riegeln besteht aus entlang der Laubengänge verschieblichen Ebenen. Durch ihre Verschieblichkeit sind die Ebenen zu größeren Einheiten kombinierbar, je nach Platzbedarf. In ihrer Nutzung sind die Ebenen variabel und können je nachdem mal zum Arbeiten, mal zum Wohnen genutzt werden. Dieser Gemeinschaftsbereich bildet den Mittelpunkt, so wie in einer klassischen WG die Küche. Da wird zusammen gekocht, erzählt oder eben zusammen gearbeitet. Der Bereich ist bewusst zusammenhängend und offen gestaltet. Das Miteinander ist in dieser offenen Atmosphäre viel lockerer und ungezwungener, Blickkontakte sind über mehrere Ebenen hinweg möglich oder auch mal der Austausch per Zuruf.

Aus dieser Gemeinschaft braucht man aber auch Rückzugsmöglichkeiten, zum konzentrierten Arbeiten einerseits oder zum Ruhen und Entspannen andererseits. Das Arbeiten reduziert sich dabei nicht allein auf den Designers Schreibtisch mit dem schicken Laptop darauf, sondern erfordert weitere Hilfsmittel. Ich hielt es daher für sinnvoll, den Arbeitsplatz von der Wohneinheit klar zu trennen, statt ihn zu integrieren. Die Büros sind vom Gemeinschaftsbereich durch Glaswände getrennt und signalisieren

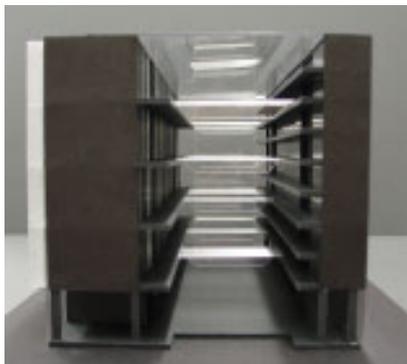




Wohnfassade



Bürofassade



Gemeinschaftsbereich

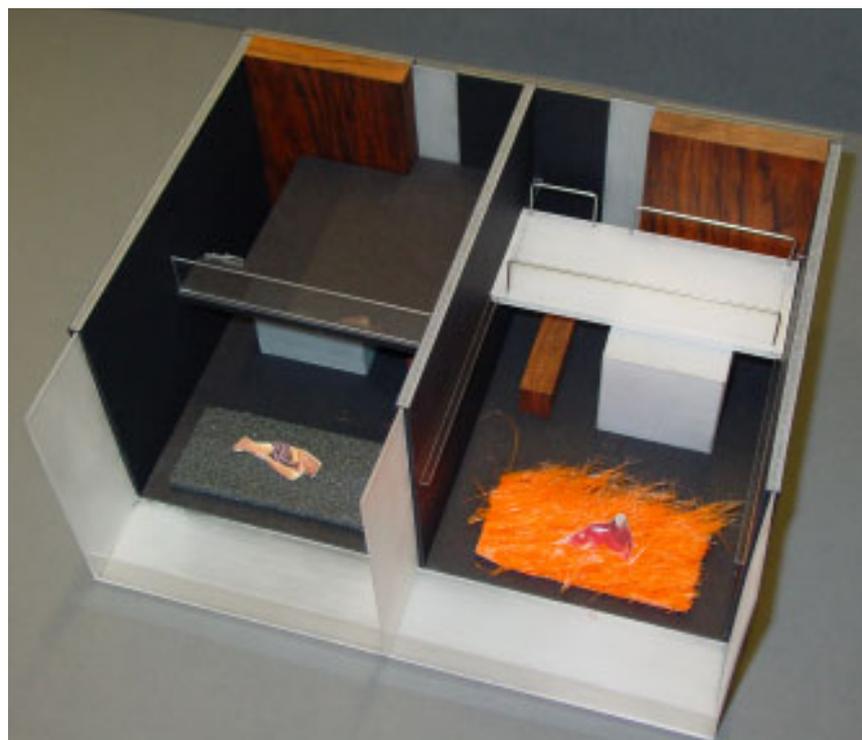
so die Kommunikationsbereitschaft des jeweiligen Benutzers. Eine geöffnete Tür bedeutet so viel wie: „Ich habe mich zwar zurück gezogen, aber wenn es denn sein muss, dann stör' mich halt.“ Eine geschlossene Tür hingegen signalisiert: „Nein, ich möchte jetzt absolut nicht gestört werden.“

Die verschieblichen Ebenen dienen dabei auch als Kurzschluss zwischen den beiden Rückzugsbereichen.

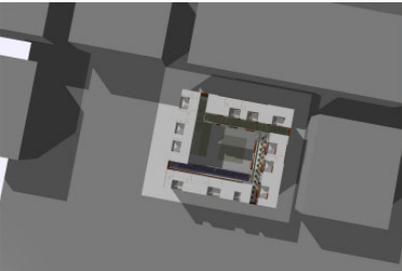
Die Trennung ermöglicht außerdem unterschiedliche Raumhöhen in den beiden Individualbereichen. So sind die Einzelbüros eingeschossig und die Wohneinheiten zweigeschossig. Diese Zweigeschossigkeit dient der besseren Belichtung der Räume. Die Atmosphäre ist loftartig, das Thema der verschieblichen Ebene noch einmal aufgegriffen. Diese Ebene kann der Bewohner ganz nach seinem gusto bis ganz an die vollständig offenbare Fassade heranschieben und so zum Beispiel im Sommer quasi im Freien schlafen oder aber ganz nach hinten schieben und sich in eine „dunkle“ Ecke zurückziehen.

Alle Funktionen eines Raumes in die Möbel zu integrieren und sie dadurch dem Nutzer vorzugeben, davon halte ich nichts. Möbel sind etwas Persönliches. Daher beschränkt sich die Möblierung der Wohneinheiten auf einen Küchenblock, einen Sanitärkubus und ein

großes, omnipotentes Stauvolumen. Der Sanitärkubus ist aus satiniertem Glas, was zum Einen seiner Belichtung dient, ihn zum Anderen aber auch -von Innen beleuchtet- zur Lichtquelle macht. Unterschiedliche Lichtfarben unterstreichen dabei die jeweilige Stimmung des Bewohners. Wird ein Raum nur von einer Seite belichtet, so wirkt das Licht sehr hart. Daher ist in die Trennwand zum Laubengang eine Fuge aus satiniertem Glas eingearbeitet, die Licht vom Gemeinschaftsbereich in die Wohnung lässt und gleichzeitig auch die Lichtstimmung des Bewohners nach außen transportiert.







WOHNEN + ARBEITEN

In der Gesellschaft von heute ist eine deutliche Veränderung in den beiden Bereichen Wohnen und Arbeiten festzustellen. Der Wunsch nach mehr Flexibilität und Individualität nimmt zu und ist nur schwer mit dem menschlichen Verlangen nach Kommunikation und Rückhalt zu vereinbaren.

PROFILING

Die von diesem Problem in besonderem Maße betroffene Gruppe sind 1-2 Personen-Haushalte von überwiegend 20-40jährigen, berufsorientiert lebenden Personen. Diese sind aufgrund ihrer beruflichen Stellung häufig viel unterwegs und haben sich mit der wachsenden Anonymität in den Städten auseinanderzusetzen. Neben den hohen Qualitätsansprüchen an ihre

Umgebung ist dieser Benutzergruppe aufgrund der höchst unterschiedlichen Lebenswege eine größtmögliche Individualität zu garantieren. Dies gilt sowohl für den Bereich der Arbeit als auch des Wohnens.

KONZEPT

Den zuvor geschilderten Tatsachen soll mit einem Konzept begegnet werden, das für diese Gruppe ein möglichst vielfältiges Angebot schafft unter gleichzeitiger Ausbildung eines stabilen Sozialnetzes. Zu diesem Zweck werden verschiedene Formen des Arbeitens, des Wohnens und einige ausgewählte Kommunikationsbereiche in einem Baukörper vereint.

Wohnen, diverse

Künstlerateliers

Zuschaltbare Arbeitsboxen

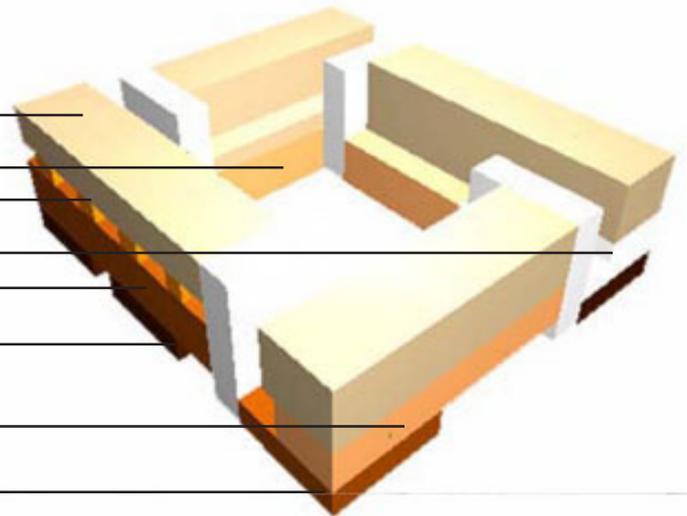
Veranstaltungsraum

Gemeinschaftsbüros

Dienstleistungen, diverse

Wohn-/Arbeitsmaisonettes

Empfangsbereich



Diese Idee findet ihre abstrahierte Darstellung im einfachen Papierflechtwerk.

Es entsteht eine komplexe BANDBREITE an Möglichkeiten der Nutzung, der Kombination und der Kommunikation. Das Resultat ist eine vollständig neuartige Mischung von Nutzungen, Personengruppen und Lebensweisen unter einem Dach.

LAGE

Ein geeignetes Grundstück für dieses Konzept wurde in dem Planungsgebiet A 2 (Schlossgartenviertel) des Projektes Stuttgart 21 gefunden. Die Lage in diesem Planungsgebiet gewährleistet eine überdurchschnittlich gute Infrastruktur, die das Gebäude nicht zu einem isolierten Körper werden lässt, sondern den Benutzern in nächster Umgebung eine weitere Vielzahl an Möglichkeiten aufspannt.

Gleichzeitig ist das gewählte Grundstück wesentlich durch seine Ränder - Park, Stadtplatz, Straße und Nachbarblock - geprägt. Diese höchst unterschiedlichen Ausblicke und die Ausrichtung zur Sonne bestimmen im wesentlichen die gesamte Gebäudestruktur.

AUFBAU

Der Block setzt sich windmühlenartig aus vier Riegeln zusammen.

Diese Riegel sind je nach ihrer Ausrichtung unterschiedlich zusammengesetzt und erreichen so auch unterschiedliche Attikahöhen. Zum Platz hin gibt sich das Gebäude am niedrigsten und staffelt sich dann umlaufend höher bis zur Straßenseite. Ebenso wie die Höhen der Geschosse variiert die Raumtiefe der einzelnen Etagen je nach ihrer Nutzung.

Die Erschließung erfolgt durch Laubengänge, deren Lage durch die Ausrichtung bestimmt wird. So liegen in den park- und platzseitigen Riegeln die Erschließungsflächen im Blockinneren, während sie bei den anderen beiden Riegeln nach außen orientiert sind. Dies hat den Grund, den Nutzflächen jeweils die optimale Besonnung und Ausrichtung zu ermöglichen.

Die Verteilung der Nutzungen folgt der Idee einer nach oben hin privater werdenden Struktur. Daraus ergibt sich eine Abstufung von Dienstleistungen im EG über die unterschiedlichen Arbeits- und Wohnvarianten bis hin zu dem völlig privaten Maisonette-Wohnen im 5.OG.



ERDGESCHOSS, + 0,00



1. OBERGESCHOSS, + 4,00



ARBEITEN

Im Bereich des Arbeitens geht die angebotene Bandbreite vom Arbeitsbereich in der eigenen Wohnung über ausgelagerte Büroräume vor der Wohnungstür bis hin zum gemeinschaftlich betriebenen Sammelbüro, in dem einzelne Personen oder ganze Firmen Flächen anmieten können.

WOHNEN + ARBEITEN

Die diesem Überbegriff zugeordneten Bereiche sind im Gebäude eine Art Sondertypus der reinen Wohn- und Arbeitsbereiche, da hier grundsätzlich von einer Kombination beider Teile innerhalb der Einheit ausgegangen wird. Dies wird besonders deutlich an den sog. Künstlerateliers und den Arbeitsmaisonetten. In beiden Fällen werden die Flächen nach dem System „unten arbeiten - oben wohnen“ sortiert.



2. OBERGESCHOSS, + 7,0 / + 8,0



3. OBERGESCHOSS, + 10,0 / + 11,0 / + 12,0



ARBEITSBOX
20 - 30 m² Fläche
Lage im 2. OG / 3. OG
vor den Wohnungen



KÜNSTLERATELIER
150 / 70 m² Fläche
Lage im EG - 1.OG



GEMEINSCHAFTSBÜRO
600 m² Fläche
Lage im 1. OG / 2. OG



ARBEITSMATIONETTE
70 / 70 m² Fläche
Lage im 1. - 2. OG

WOHNEN

Die angebotenen Wohnungen stehen ebenso wie die Arbeitsflächen in einer Variantenvielfalt zur Verfügung. Sowohl in der Größe, der Ausstattung und der Möglichkeit die Räume zu bespielen sind dem Nutzer keine Grenzen gesetzt. So steigert sich das Angebot vom 1-Personen-Flat bis zum 4-Personen-Haushalt mit Garten auf der Dachebene. Generell setzen sich die Wohnungen aus einem Dienstband zum Laubengang, einer Ruhe- und einer Kommunikationszone zusammen.



WOHNUNGEN

35 / 52,5 / 70 / 100 m² Fläche
Lage variabel im 2. - 3. OG



DACHMAISONETTE

100 m² Fläche
Lage im 4. - 5. OG

KOMMUNIKATION

Ein weiterer Schwerpunkt des Entwurfes liegt auf der Ausbildung weniger gezielter Kommunikationsbereiche. Hierzu gehören die im Erdgeschoss angesiedelten Dienstleistungen (Restaurant, Café, Waschbar, etc.) ebenso wie der gemeinsam genutzte Veranstaltungsraum im 1. OG. Die Arbeitsbereiche profitieren zudem von einem zentralen zum Platz orientierten Eingangsfoyer.

Auch die Freibereiche des Hauses erhalten in ihrer Ausbildung eine Kommunikationsfunktion. Die aus den Grundrissen erkennbaren Zuordnungen dieser Gärten bestimmen im wesentlichen auch den Charakter dieser Freiräume.

MATERIAL / FASSADE

Die Wahl der Materialien Holz, Kupfermetallgewebe und Beton folgt der Idee, dass die Werkstoffe der Fassade erst mit der Zeit durch die Witterung ihren eigenen Charakter erhalten, ähnlich wie die Räume des Hauses durch ihre Benutzer individuell geprägt werden.

Durch den Wechsel der eingesetzten Materialien an den vier Fassadenseiten werden die unterschiedlichen Ausrichtungen des Gebäudes zusätzlich betont.

Zudem entsteht ein Fassadenspiel unterschiedlicher BANDBREITEN.



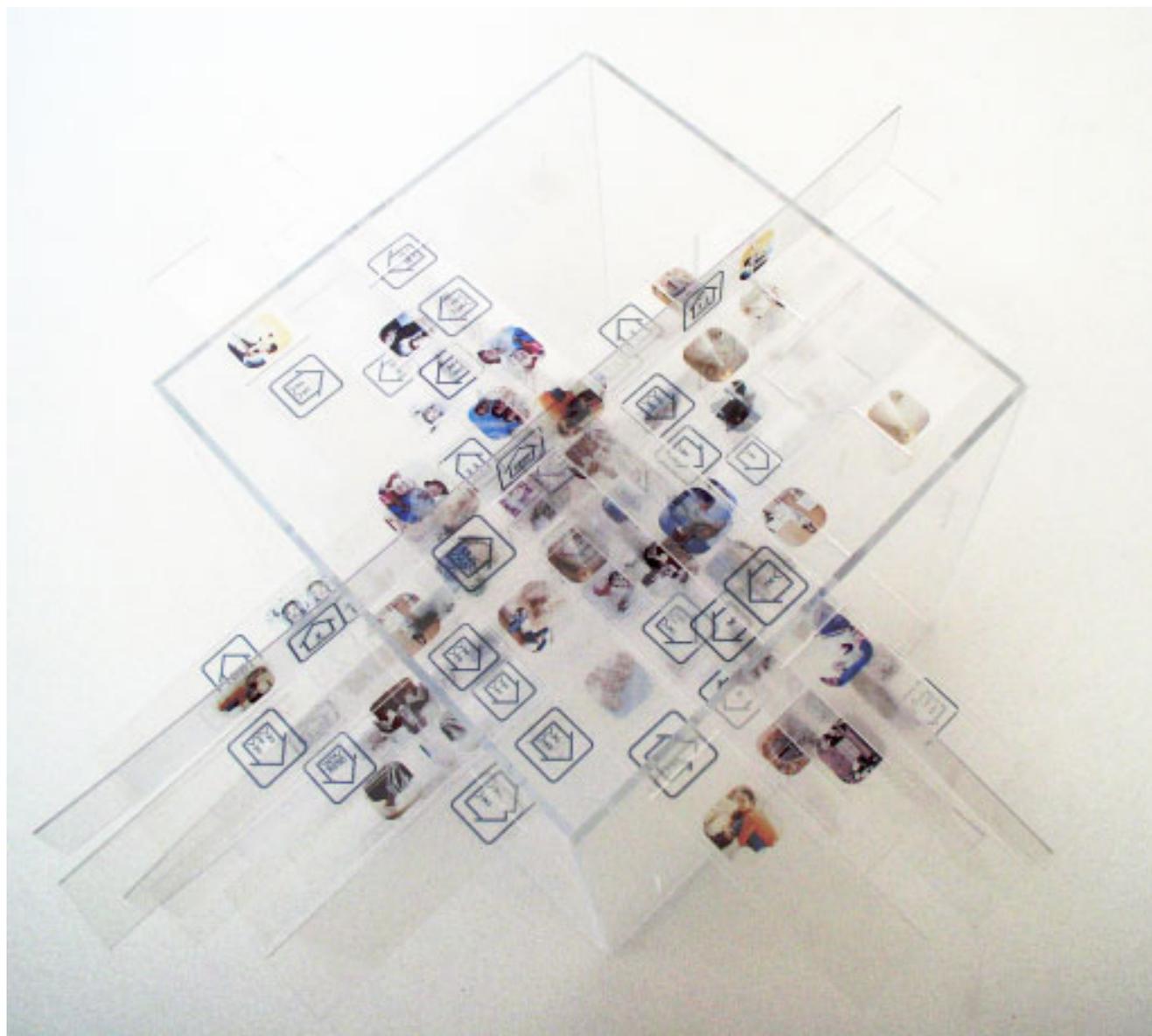
4. OBERGESCHOSS, + 13,0 / + 14,0 / + 15,0



5. OBERGESCHOSS, + 16,0 / + 17,0 / + 18,0





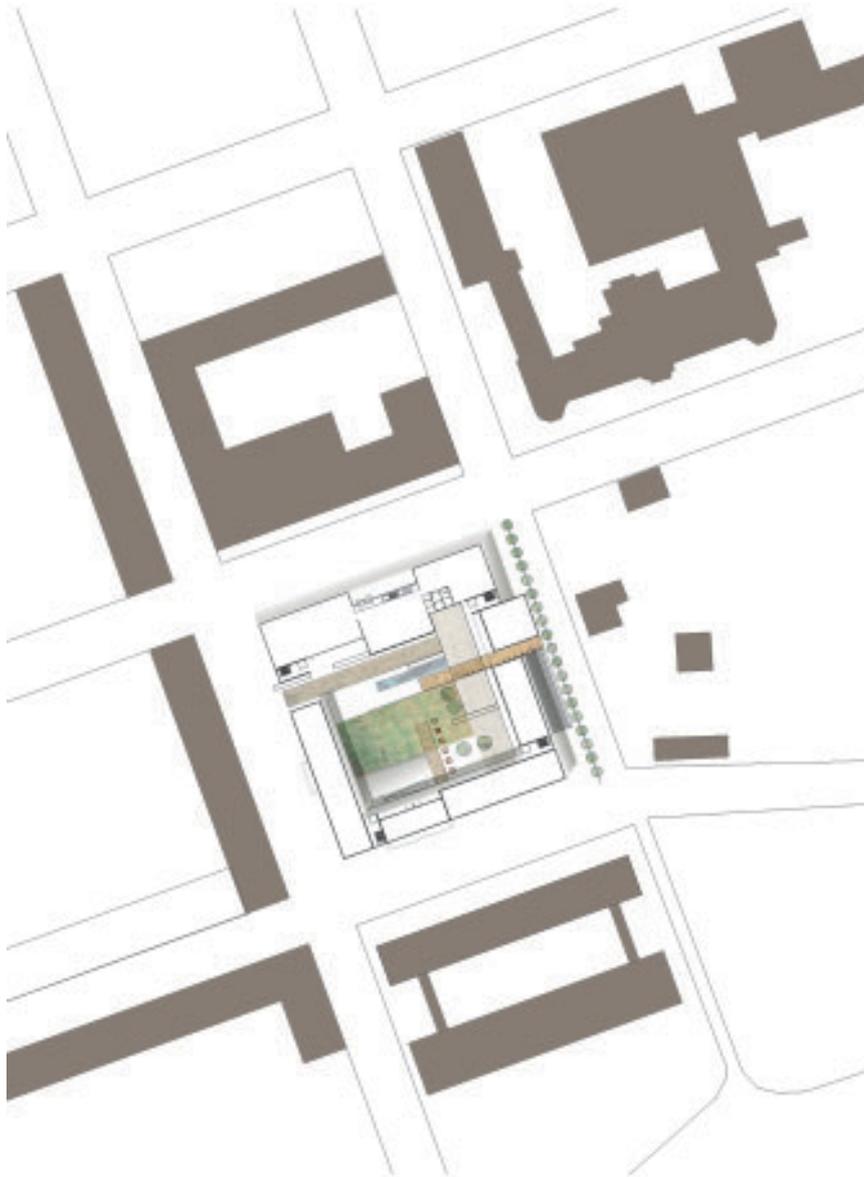


Profiling

Das Profiling unserer Zielgruppe wird durch alltägliche Handlungen, Aktivitäten, durch ihre Wohnbedürfnisse und Wohnwünsche beschrieben. Zudem drückt es sich aber auch über ihr soziales Leben, das heisst über den Kontakt, den täglichen Umgang mit anderen Mitmenschen aus. Treten Änderungen in ihrem privaten Leben auf, so ändert sich meist auch das Wohnumfeld bzw. ihre Wohnform.

Zu den meist vertretensten Charaktereigenschaften gehören unter anderem: Individualität, soziale Gerechtigkeit, Selbstverwirklichung, Versöhnung von Mensch und Natur. Die Zielgruppe zeichnet sich durch ihr stark ausgeprägtes gesellschaftliches und kulturelles Leben aus. Repräsentativ für die Zielgruppe sollte ein Timeplaner stehen, der deren Alltag mit den unterschiedlichsten Aktivitäten, der Flexibilität und Variabilität widerspiegelt.





Analyse:

Nach der Festlegung des Profilings kristallisierten sich die Kernaussagen unseres Entwurfes

„ZwischenZeitRäume“ heraus: der Mensch in seiner Aktivität, seiner Kommunikation, in seinem gesellschaftlichen und sozialen Umfeld, der durch einen weltweiten, ortsunabhängigen Informationsaustausch geprägt ist, strebt zunehmend zu einer individuellen Gestaltung seines Lebens. Im Mittelpunkt stand daher das Individuum, bzw. die Vielfaltigkeit der Lebensformen und Lebensentwürfe der Gesellschaft. Voraussetzung für die individuelle, freie Entfaltung war eine vorhandene, funktionierende Infrastruktur, so dass wir uns kein fiktives Grundstück suchten sondern ein Grundstück im Stuttgarter Westen wählten, das sowohl eine sehr gute Infrastruktur als auch beste Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr bieten sollte. Der Verkehrsübungsplatz in der Rosenbergstraße erschien uns als geeignet.

Konzept:

1. Mit dem Menschen im Vordergrund sollte sich nun diese Vielschichtigkeit in einem vielfältigen Wohnungs-, Arbeitsangebot ausdrücken, daher wurde hier auch das Verhältnis zwischen Wohnen und Arbeiten auf unterschiedlichste Weise behandelt:

- Wohnen und Arbeiten innerhalb der Wohnung in Form von Atelierwohnungen
- Wohnen und Arbeiten im Block mit unterschiedlich großen Wohnungen.
- Wohnen im Block
- Arbeiten für Anwohner aus unmittelbarer Umgebung

2. Zum anderen entwickelte sich aus unserer Analyse ein weiterer Schwerpunkt, der unseren Entwurf, ebenso wie die Vielschichtigkeit der Wohnungs- und Arbeitsangebote, im restlichen Verlauf maßgeblich bestimmen sollte:

An den Schnittstellen zwischen Wohnen und Arbeiten aber auch an anderen repräsentativen Stellen im Gebäude entstanden „Zwischen-Räume“; die in den „Zwischen-Zeiten“ zwischen Arbeiten und Freizeit auf unterschiedlichste Weise genutzt werden sollten. In der Auseinandersetzung mit diesem Thema haben wir versucht, diese Schnittstellen in einen räumlichen Rahmen zu fassen. Entstanden sind





hierbei die „ZwischenZeitRäume“, Orte des Zusammentreffens von Menschen, der Kommunikation, der Aktivität, das heißt der gesellschaftlichen wie der individuellen Nutzung. Die Besonderheit dieser Räume sollte sich auch architektonisch ausdrücken und sich von der ruhigen Blockrandbebauung abheben, so dass eine Ablesbarkeit der unterschiedlichen funktionalen Räume unterstützt wird: Es entstanden unterschiedlich große Körper, die den Blockrand auf unterschiedlichste Weise durchdringen und in ihn hineindringen.

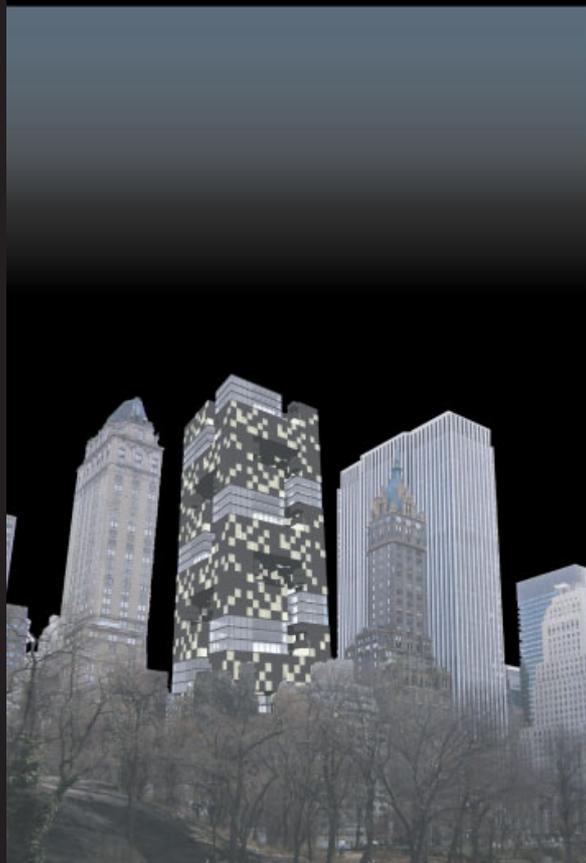
Im EG befinden sich ein Café, eine Multibar mit Frisiershop, Zigarrenlounge, Waschsalon und Eisdiele, sowie eine Kindertagesstätte im Süden, die von den Angestellten und Anwohnern als Zwischenzeiträume genutzt werden können. Auf der Westseite findet man temporäres Wohnen in einem weit auskragenden Körper vor. Hierbei handelt es sich um Wohnungen, die über kürzere Zeitspannen von Gästen bewohnt werden können oder als Unterkunfts- Übergangslösung eingesetzt werden können. An der Schnittstelle zwischen Büro und Wohnbereich befinden sich im 2. und 3. OG zwei Bibliotheken mit Internetterminals, die auch als Pausenräume von Angestellten genutzt werden können. Im nördlich gelegenen Bürotrakt, der sowohl die Struktur des Großraumbüros als auch Bürozellen aufweist, findet

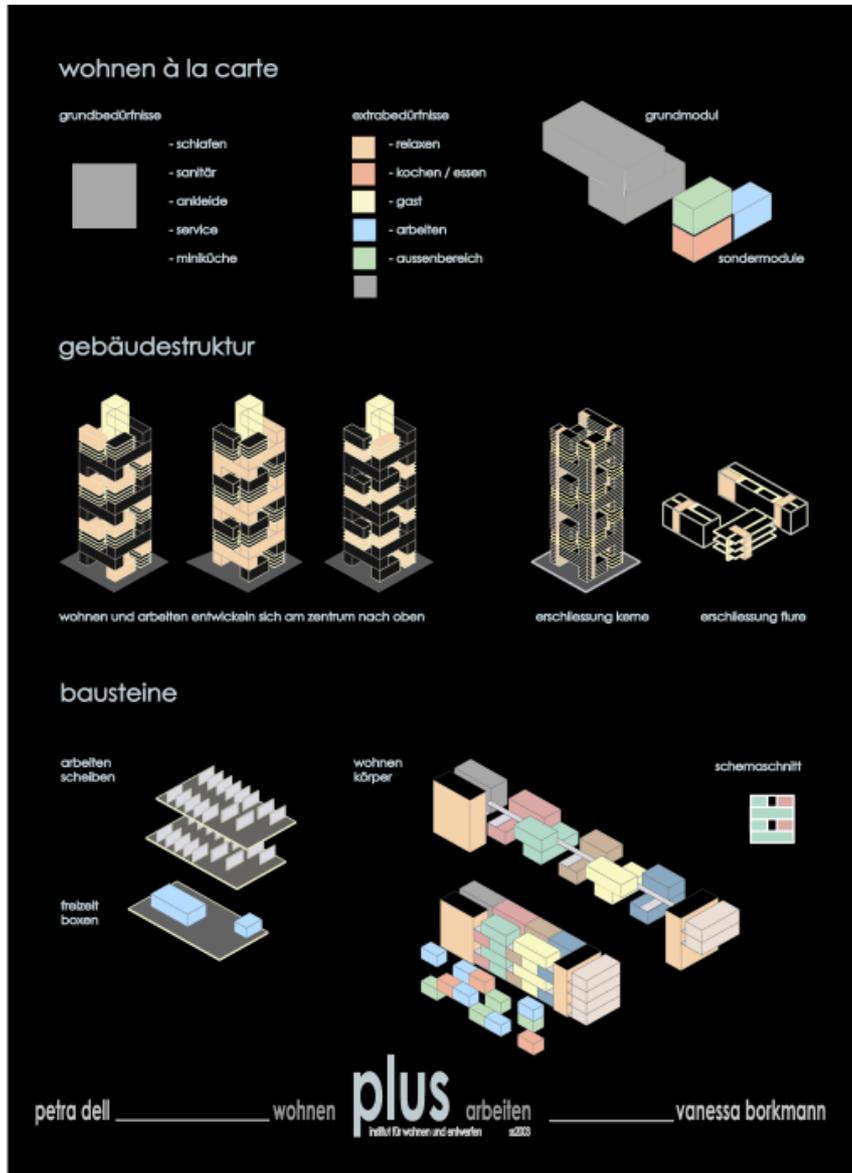
man einen über vier Geschosse gehenden, eindringenden Körper vor, der Repräsentations- und Kommunikationsräume wie Foyer, Besprechungs- und Konferenzräume beinhaltet. Einrichtungen wie eine Werkstatt im 4. OG und ein Fitnessstudio im 5. OG ergänzen das Freizeitangebot.

Als Erschließung wurde bewusst die Form des Laubengangs gewählt; er dient mit seinen vielen Ausweitungen, die als Terrassen fungieren und dem Innenhof, als ein weiterer Ort der Begegnung und verdient daher ebenfalls die Bedeutung eines Zwischenzeitraumes.

Mit diesem Entwurf soll eine neue Einheit von Wohnen, Arbeiten und Freizeit geschaffen werden, die den Bewohner bei seiner individuellen Entfaltung und der Gestaltung seines Lebens unterstützt.







Future vision skyscraper

Ziel war, ein Gebäude zu entwickeln, in dem Arbeiten, Wohnen und Freizeiteinrichtungen untergebracht sind. Je nach Bedarf kann die eigene Wohnung mit verschiedenen Nutzungen temporär erweitert werden. Doch auch das Gebäude kann jederzeit Blockweise aufgestockt werden.

Da sowohl Wohnen, Arbeiten, als auch Freizeiteinrichtungen immer Blockweise zusammengefasst sind, bleibt das Verhältnis der Nutzungen zueinander immer gleich.

Standort

Für das Gebäude ist kein konkreter Standort vorgesehen. Vielmehr liegt die Idee zugrunde, den Skyscraper an verschiedensten Standorten einfügen zu können: Als Signal am Ortseingang einer Kleinstadt, inmitten der Skyline einer Metropole oder in einer Gruppe, die einen eigenen Stadtteil bilden kann.

Aufgrund dieser Vielzahl von Einsatzmöglichkeiten wurde eine ausführliche Belichtungsstudie ausgearbeitet.

Gebäudestruktur

Die Art und Weise, wie innerhalb des Gebäudes Wohnen und Arbeiten miteinander verknüpft werden ist prototypisch.

Das Gebäude setzt sich aus drei Bausteinen zusammen,

- langer, viergeschossiger Wohnriegel (4x 3m; Gesamthöhe 12m)
- kurzer, viergeschossiger Wohnriegel (4x 3m; Gesamthöhe 12m)
- dreigeschossiger Riegel mit 2 Ebenen Arbeiten, darunter einer Freizeit-ebene (3x 4m; Gesamthöhe 12m)

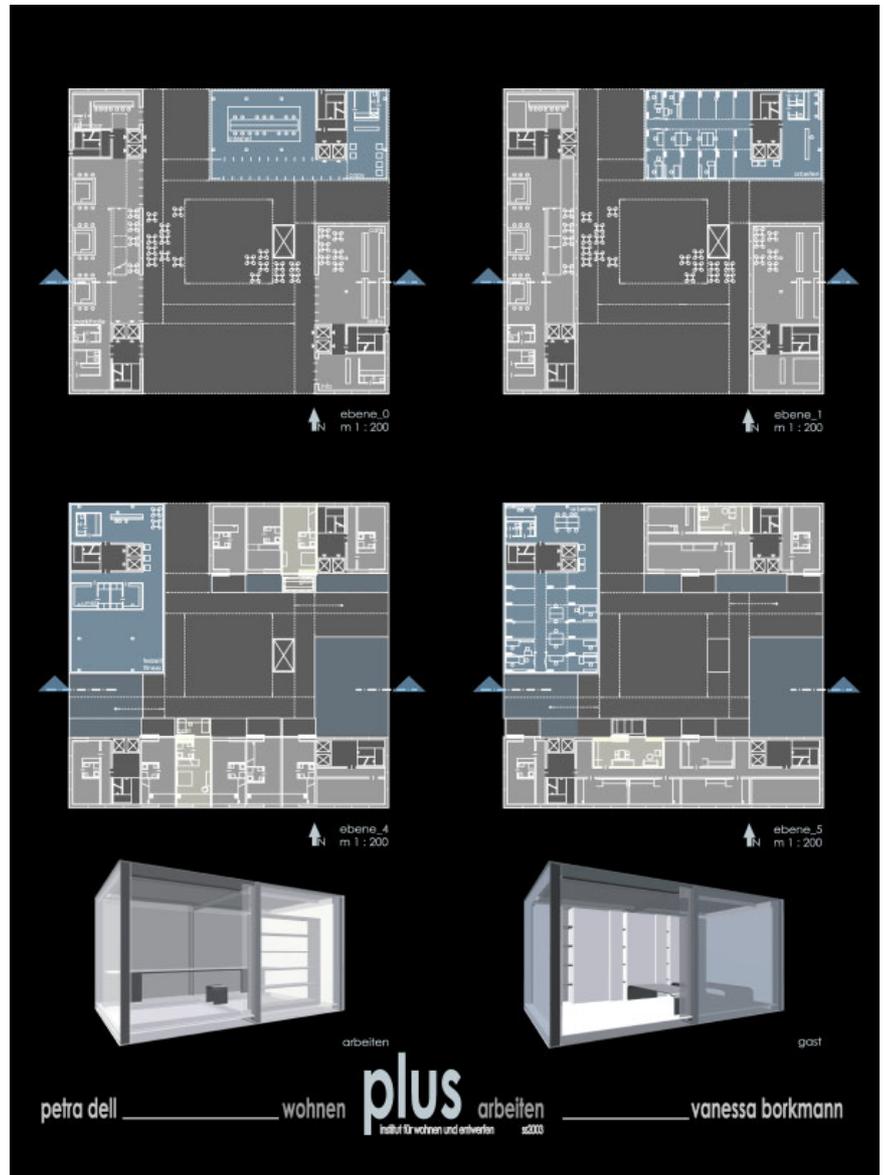
die sich um ein Zentrum (Atrium) lagern. Diese drei Bausteine formen einen Block des Gebäudes. Die Blöcke werden immer um 90° gedreht aufeinander gesetzt. Diese Stapelung kann im Rahmen der Statik beliebig fortgeführt werden. Durch diese Struktur ist innerhalb des Gebäudes immer ein langer und ein kurzer Wohnriegel mit Arbeitsplätzen und Freizeiteinrichtungen zugeordnet.

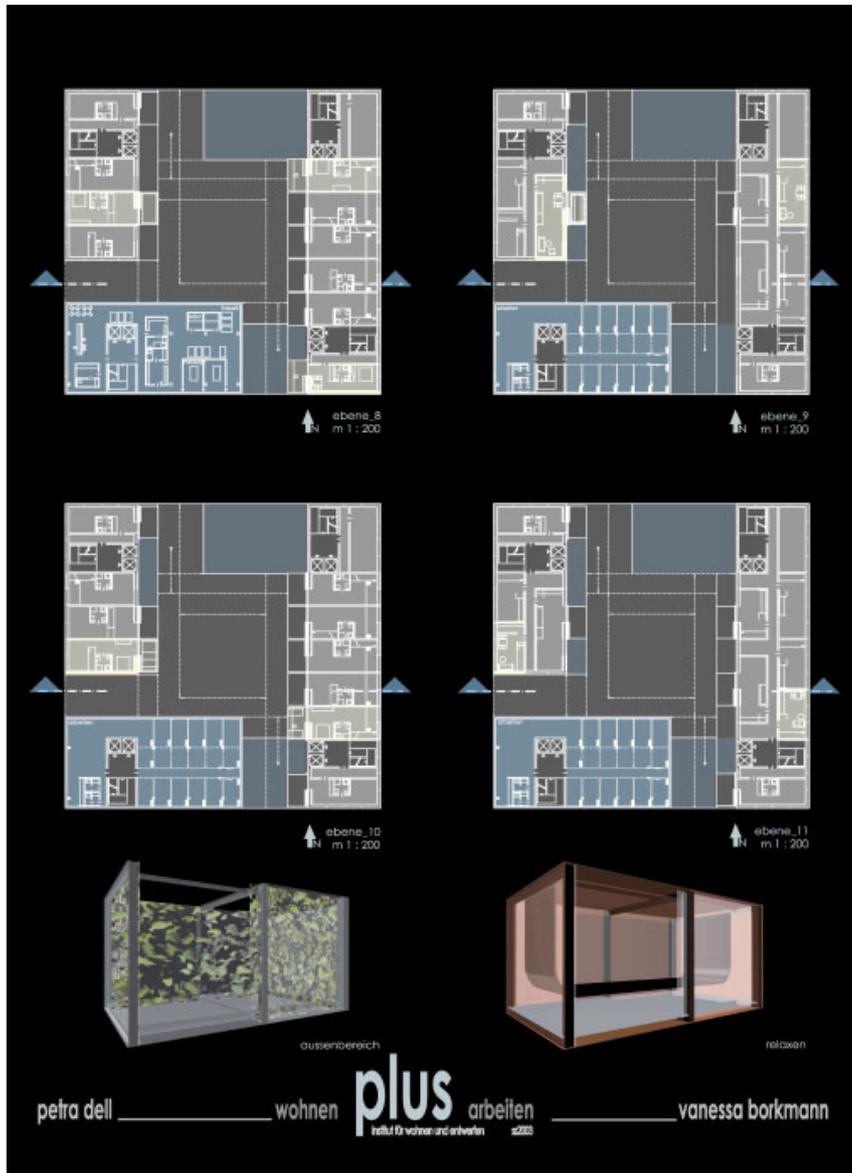
Erschließung

Es gibt es vier Erschließungskerne, die jeweils in den Ecken sitzen. Die Riegel werden durch Innenliegende Flure erschlossen. In den Wohnriegeln ist aufgrund der Zweigeschossigkeit der Wohnungen nur in jedem zweiten Geschoss ein Flur.

Wohnen à la carte

Ausgehend von der Idee, dass jeder Mensch bezüglich seines Wohnumfelds bestimmte Grundbedürfnisse





hat, wurde ein Grundmodul in Form von zweigeschossigen Wohnungen entwickelt. Diesem Grundmodul können auf Wunsch des Nutzers Sonderbausteine in Form von beweglichen Zellen zugeschaltet werden. Die Sondernutzungen, wie z. B. ein Gästezimmer, Außenbereich, Partyküche, Arbeitszimmer, Entspannungsraum, können für einen bestimmten Zeitraum den Wohnraum, das Grundmodul, erweitern und dann auch wieder anderen Nutzern zur Verfügung stehen.

Die Zweigeschossigkeit der Wohnungen hat den Vorteil, dass trotz innenliegendem Flur jede Wohnung eine Aussicht aus dem Hochhaus, aber auch eine Anschlussmöglichkeit für die Erweiterungszellen hat, die nur innerhalb des Atriums bewegt werden.

Als weiterer Wohnungstyp werden Flats angeboten. Sie sitzen jeweils an den Stirnseiten der Wohnriegel. Die Flats werden in jedem Geschoss über das Treppenhaus erschlossen.

Die Fassade der Wohnriegel setzt sich aus drei verschiedenen Materialien zusammen. In einem einheitlichen Format werden je nach dahinterliegender Nutzung Glasplatten, schwarzes Glas oder schwarze, geschlossene Platten verwendet.

Arbeiten

Jede Arbeitsebene ist so gestaltet, dass Einzelbüros von verschiedenen Nutzern angemietet werden können. Besprechungsräume, Nebenräume und Information können dann gemeinsam genutzt werden. Die Ebenen können aber auch im ganzen von einzelnen Firmen angemietet werden. Über mobile Trennwände können in jedem Fall Einzelbüros und eine Kombizone mit Besprechungsräumen individuell gestaltet werden.

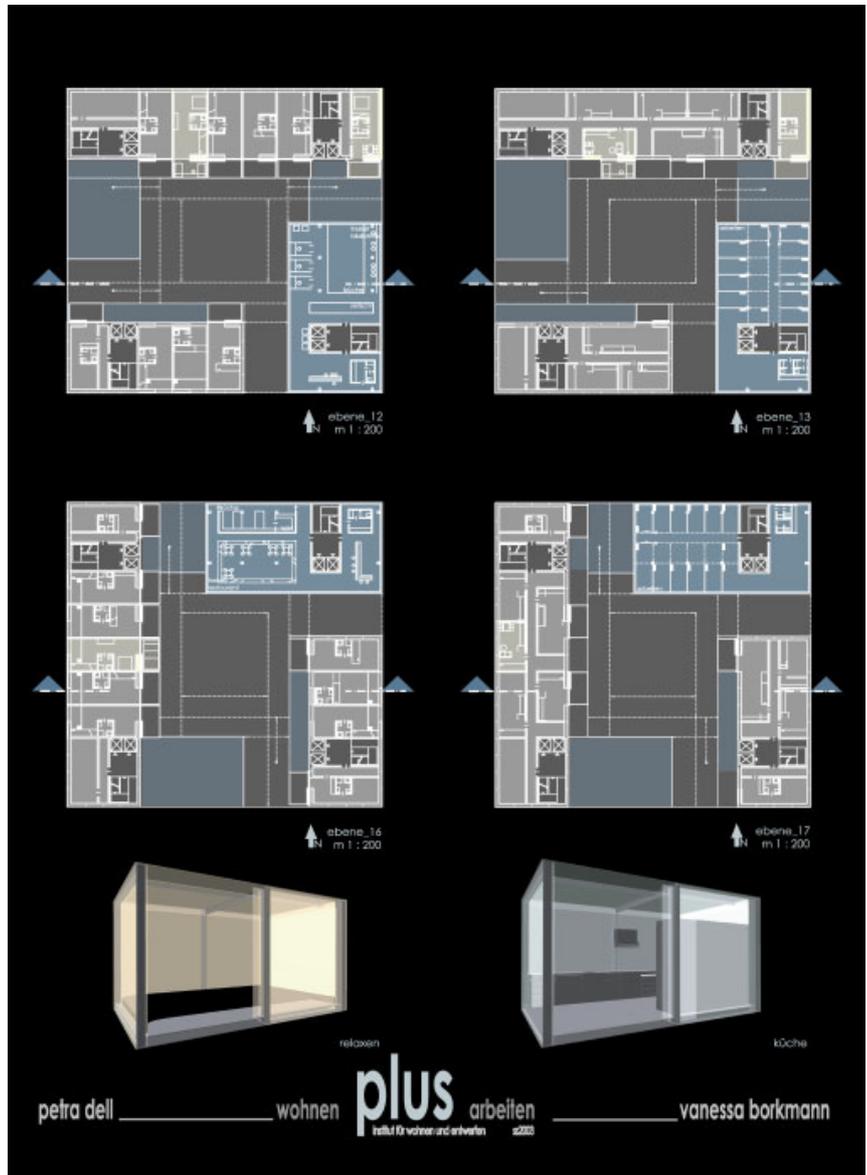
Die Fassade ist hier mit großformatigen Glasscheiben gestaltet, so dass der Arbeitsriegel als öffentlicher Baustein von außen ablesbar ist.

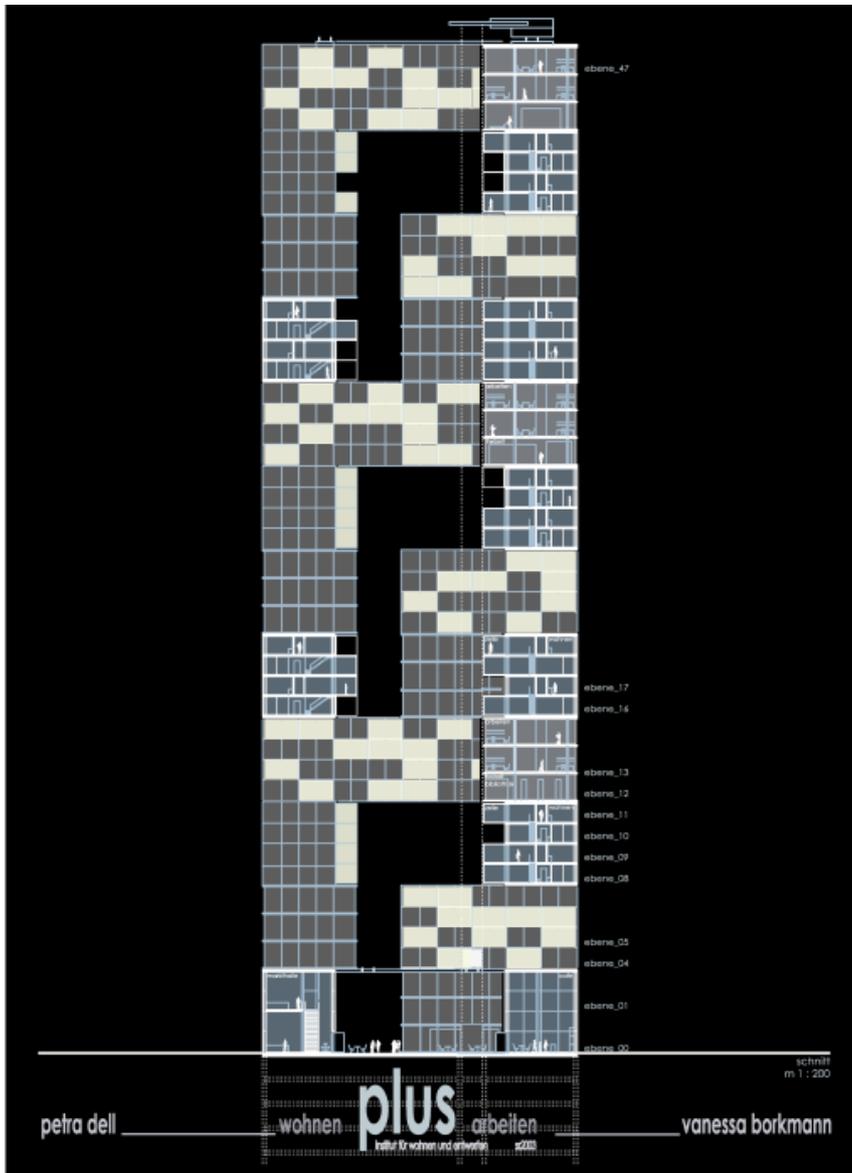
Freizeit

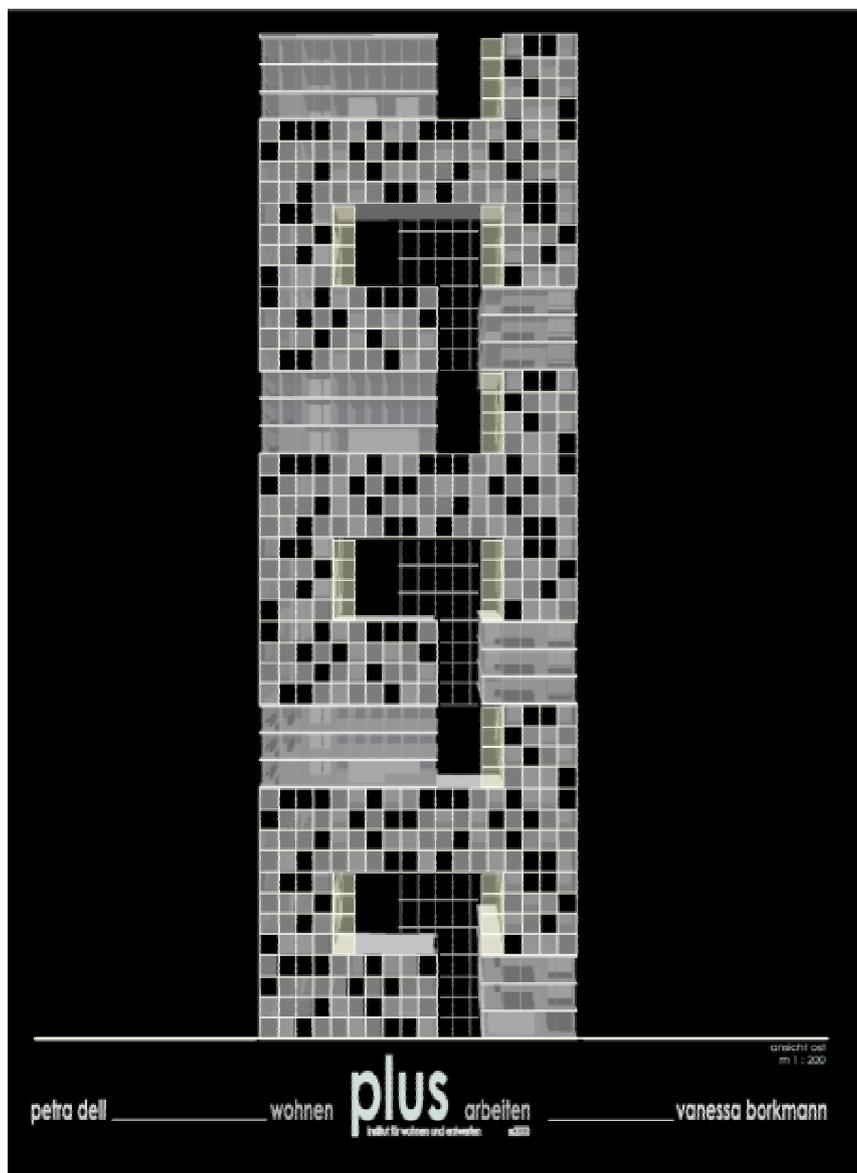
Die Freizeitebene sitzt immer unter den zwei Arbeitsebenen eines Blocks. Das Angebot erstreckt sich von Fitnessbereichen, Bibliothek, Beauty und Spa, ... bis hin zu einem Skydeck- Restaurant.

Sockel

Der Sockel wird als Sonderbaustein behandelt. Die eigentlichen Wohnriegel sind hier mit öffentlicher Nutzung gefüllt, wie z. B. Läden, Restaurant, Bistro und einer Information. In der untersten Ebene des Arbeitsriegels sind ein Copyshop und ein Internetcafé.







petra dell

wohnen

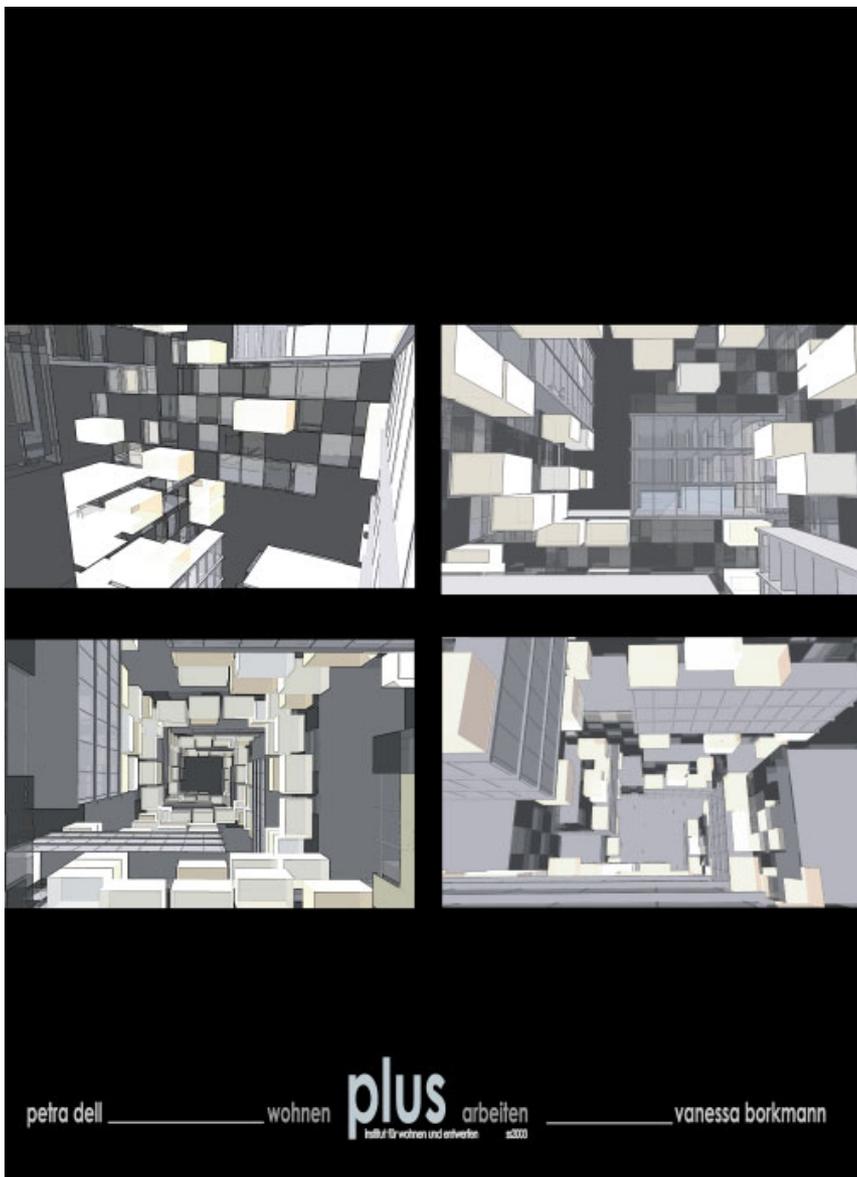
plus

arbeiten

vanessa borkmann

architekt oeb
m 1 : 200

hofft für wohnen und arbeiten
s0103





petra dell

wohnen

plus

arbeiten

vanessa borkmann

Institut für Wohnen und Erwerben
©2003



Space is perceived by living, moving inside of it, and now it changes over time

Das Konzept basiert auf der grundlegende Bedingung, dass Arbeiten, Wohnen und Freizeit an einem Ort vereint werden. Wie sich das Leben unter diesem Grundprinzip ändert, wird im Entwurf in zwei parallelen „Spuren“ entwickelt:

1. Wohnen, Arbeiten und Freizeit - was ist die beste Kombinationsmöglichkeit?
2. Wie kann eine Wohneinheit flexibel und mit Toleranz genutzt werden?

Lösung für 1:

Ein 25-geschossiger Wohnkomplex mit einer 4-geschossigen Freizeitgestaltungszone, einer 3-geschossigen Bürofläche und 18-geschossigen Wohnblöcken.

Diese Wohnmaschine funktioniert wie ein Wohnquartier und besteht aus Wohnungen, Ateliers, Werkstätten, Büros, Garten, Lokalen, Restaurant, Läden, Kinos u.s.w.

Die komplexe Verflechtung und Überlagerung der Nutzungen ermöglicht kurze Verbindung von Wohnen zu Arbeiten, von Restaurant zu Kino, und von Laden zu Garten...

Die Schwellen zwischen privaten Wohnbereichen, halböffentlichen Arbeitszonen und öffentlichen Wegen in der „Wohnmaschine“ wurden vielschichtig bearbeitet. Es gibt zwei sich unterscheidende Arbeitszonen, Büros mit Großraumverteilung im öffentlichen Bereich und Ateliers mit Kleinraumverteilung im halböffentlichen Bereich (immer mit Garten kombiniert).

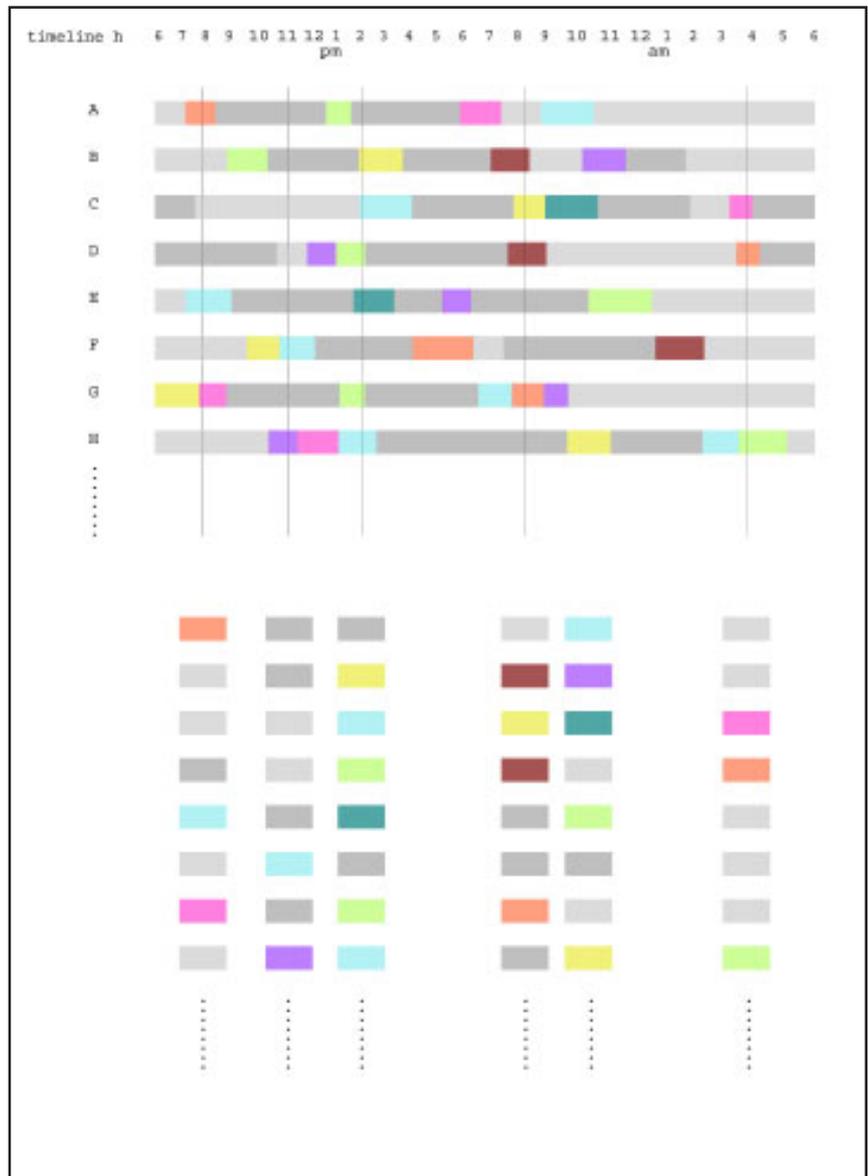
Die Wohnmaschine bietet interaktiv Möglichkeiten für vielschichtige Freizeitgestaltung, die diverse Kommunikationsfunktionen bieten können (Fitnesstraining, Kino, Einkaufen...). Die Gestaltungen, die privat sind, werden flexibel mit den Wohnungen kombiniert und gehören so zur Privatzone.

Die Wohntypologie ist mit einem 2-geschossigen Luftraum und zwei Orientierungsrichtungen kombiniert.

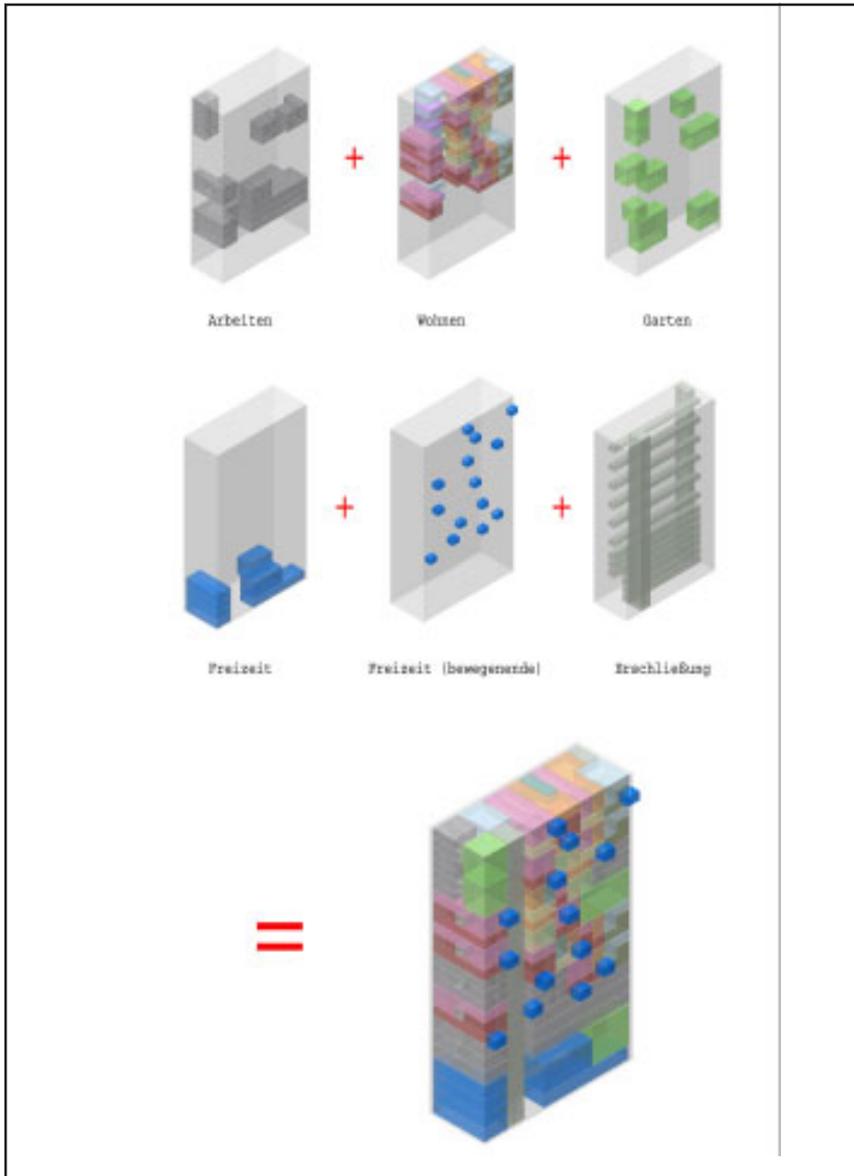
Lösung für 2:

Eine Wohnung sollte anpassungsfähig sein und sich durch verschiedene Benutzungsmöglichkeiten ausdehnen und wieder verkleinern. Sie funktioniert gut, wenn sie sich nach den Bedürfnissen der Bewohner ändern kann (zum Beispiel kommt ein Gast, und der Gastgeber braucht für eine Nacht ein Schlafzimmer, oder er will am Abend einen Film mit dem Lover zusammen sehen ohne rauszugehen..., am Morgen wird alles wieder zurückgesetzt).

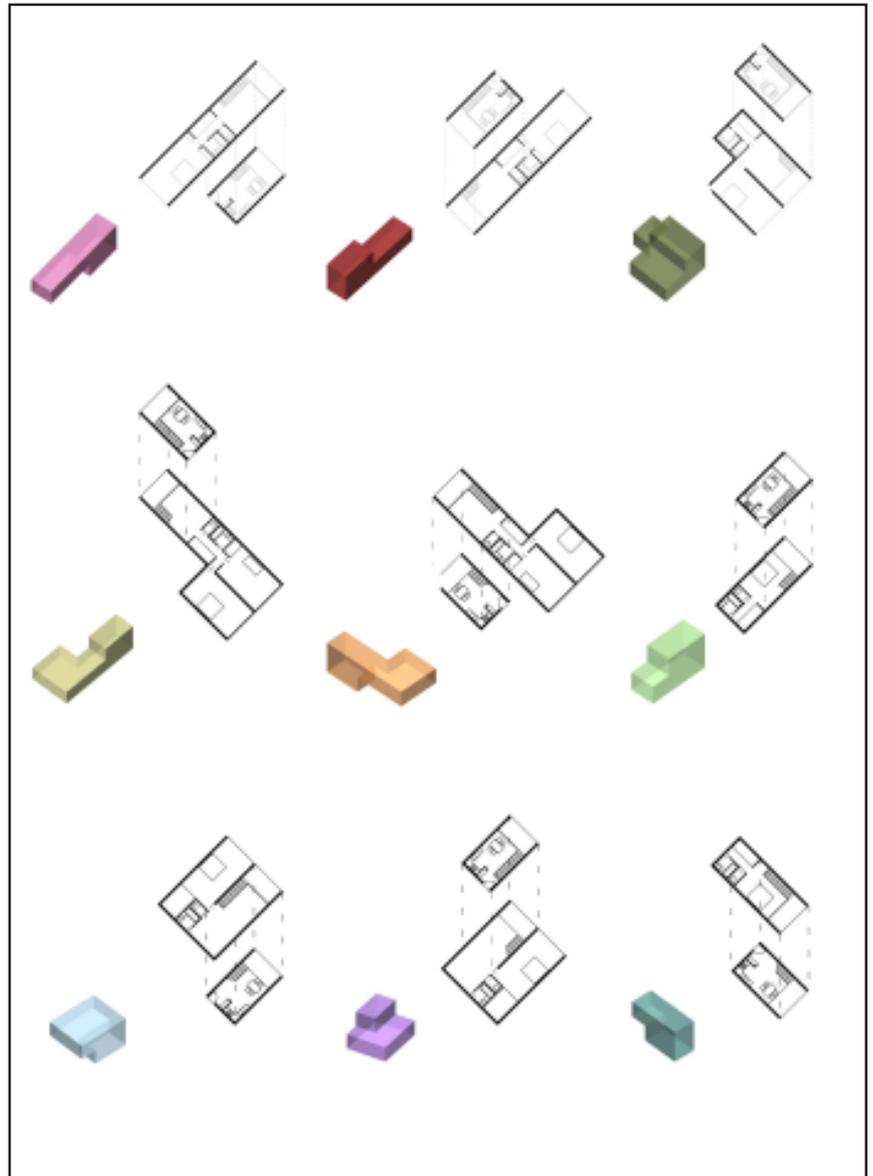
So stellen wir unsere Wohnungen mit dem speziellen Charakter vor: Wohnungen mit Funktionsboxen, die sich in einem Fahrbahnnetz an der Fassade bewegen. Die Boxen werden mit unterschiedlichen Nutzungen ausgefüllt: Sauna, Fitness, Gästezimmer, Spielraum, Werkstatt... Auf diese Weise entsteht Flexibilität für die Wohnung und ein Thema für die Architektur.



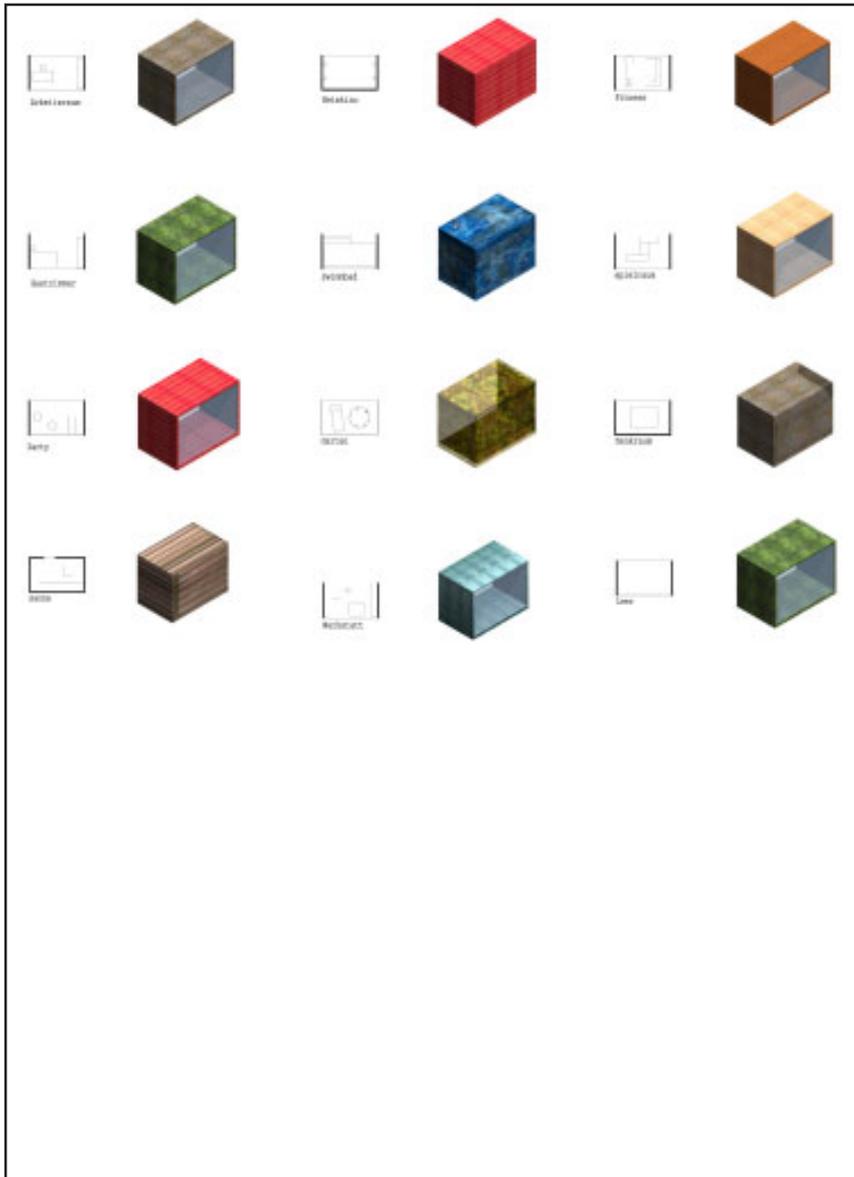
Analyse
Wohngruppe in 24 Stunden



Analyse
Gebäudestruktur

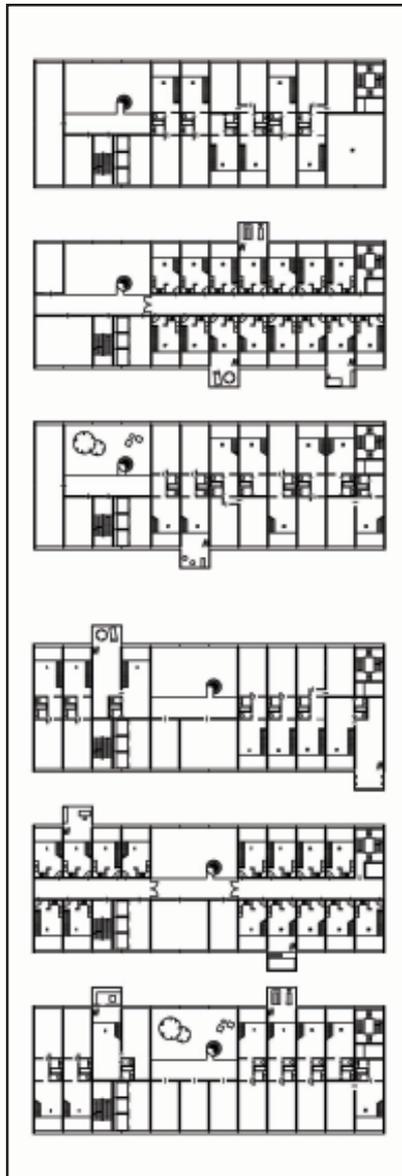


Wohntypologie
9 verschiedene Wohntypen:
von 1-Zimmerwohnung bis
3-Zimmerwohnung

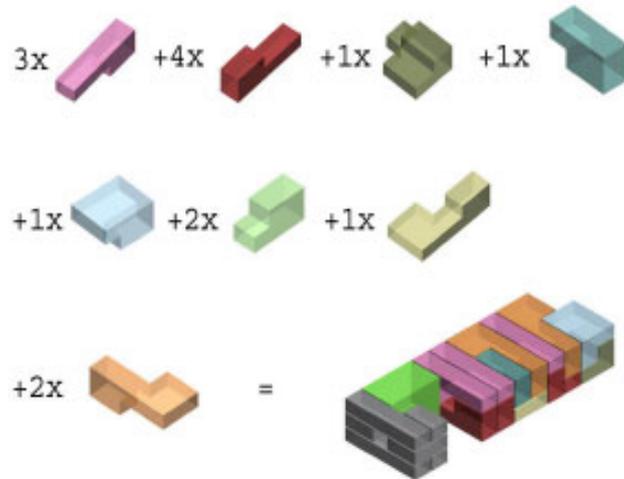


Links:
 Funktionsboxen
 12 verschiedene Boxen, die mit
 unterschiedlichen Freizeitnutzungen
 besetzt sind.

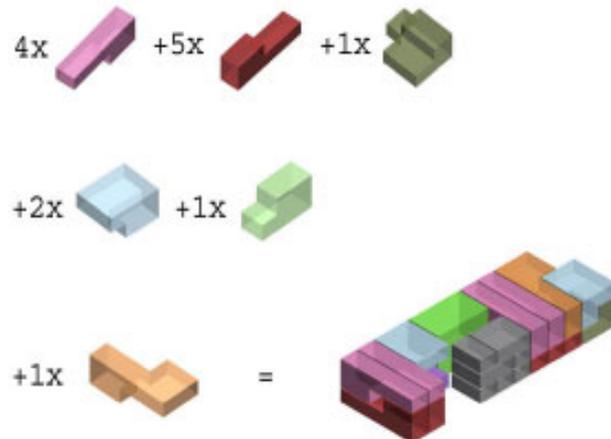
Rechts:
 Wohnen-Arbeiten-Garten Mischung
 6 Blöcke, jeder 3 Geschosse hoch.



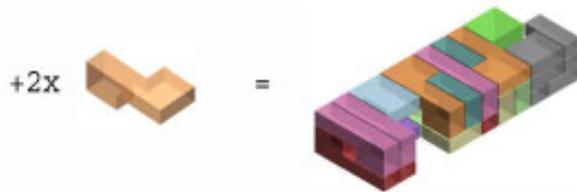
Wohngrundrisse Gruppe 2 M 1:200



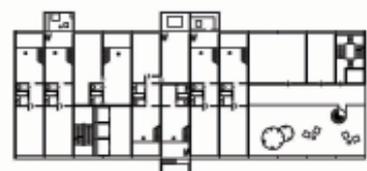
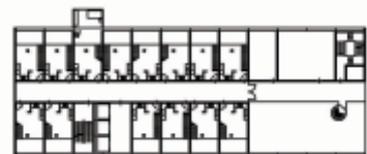
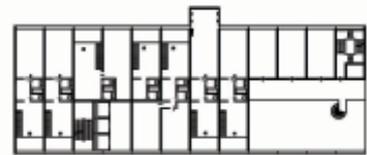
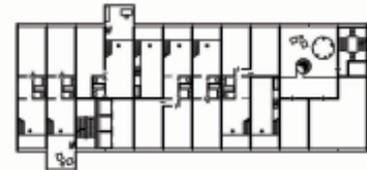
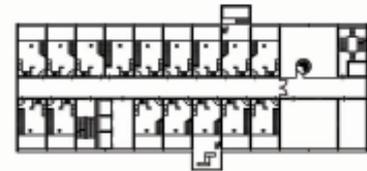
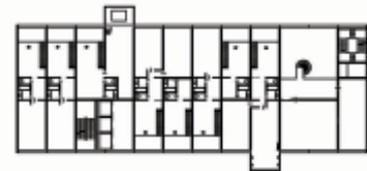
Wohngrundrisse Gruppe 1 M 1:200

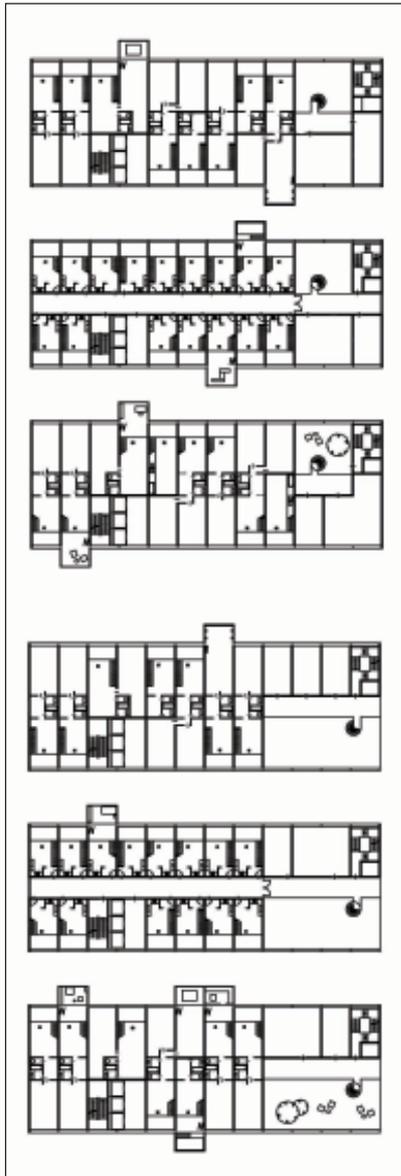


Wohngrundrisse Gruppe 4 M 1:200

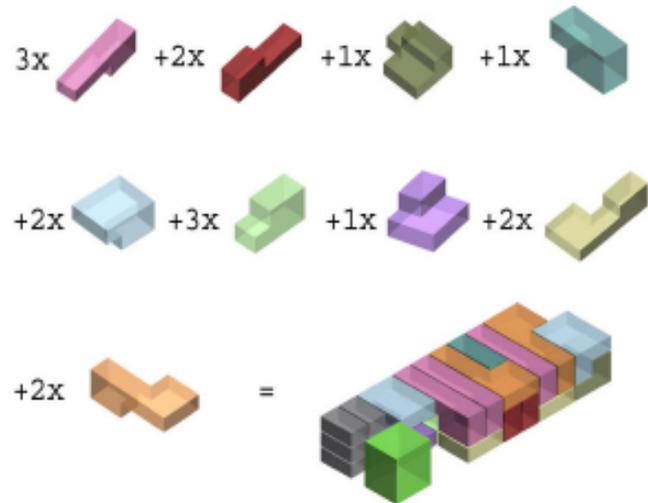


Wohngrundrisse Gruppe 3 M 1:200

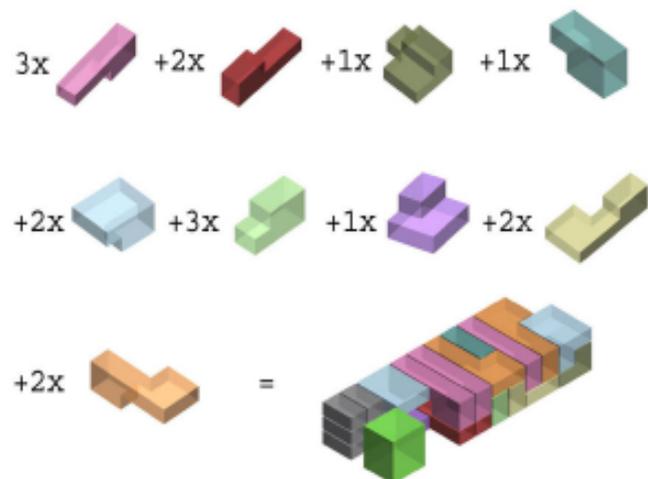


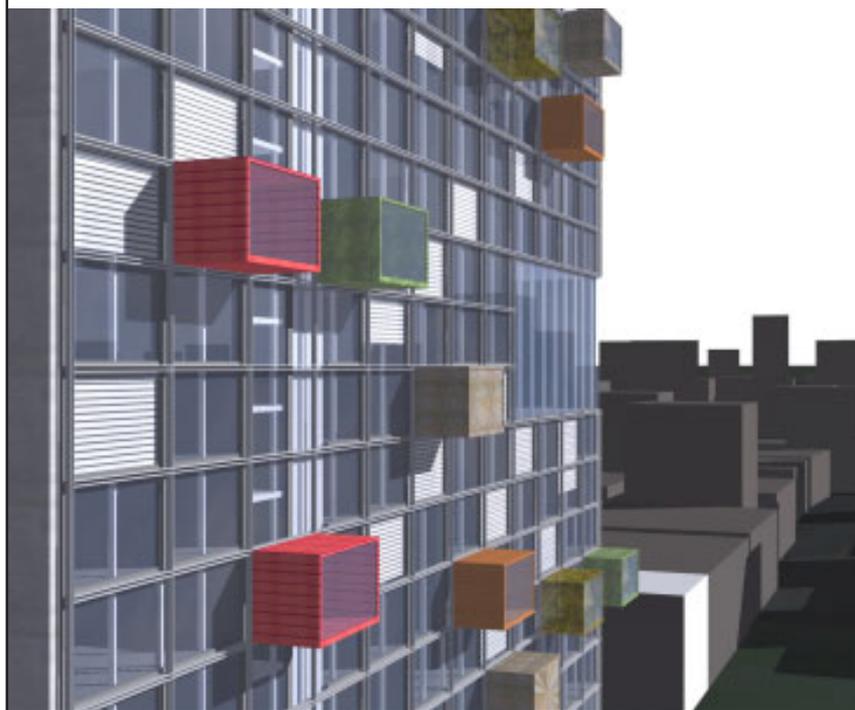
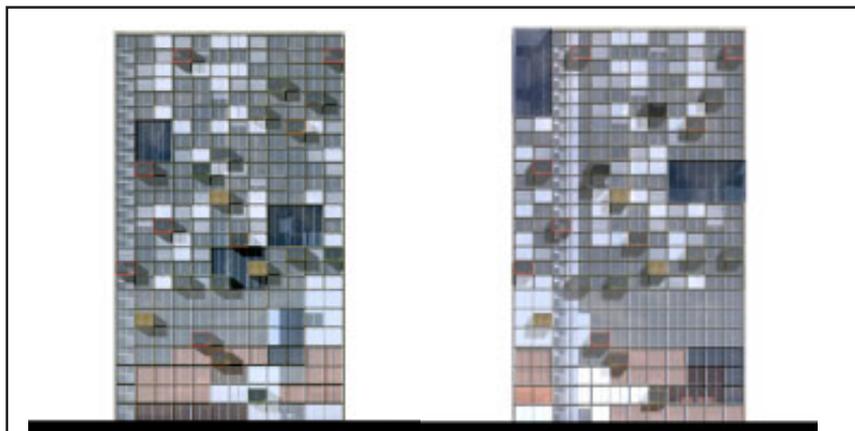
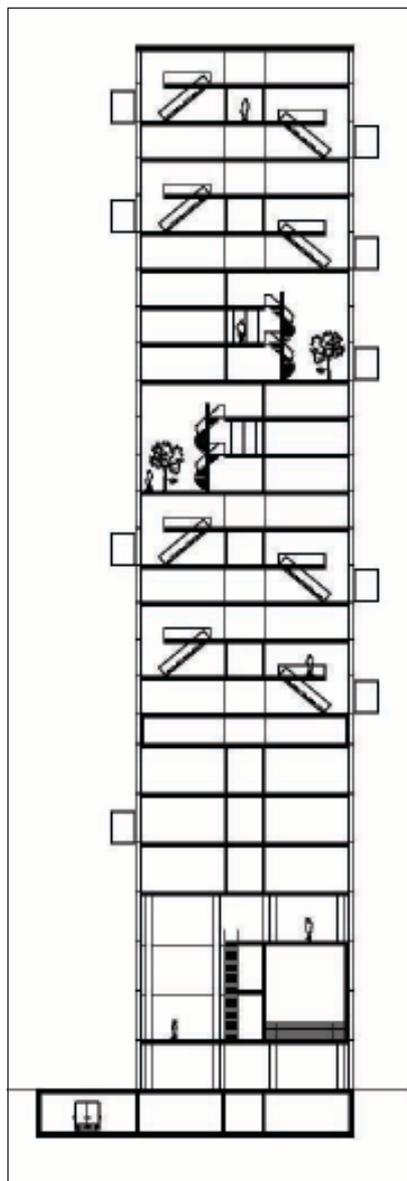


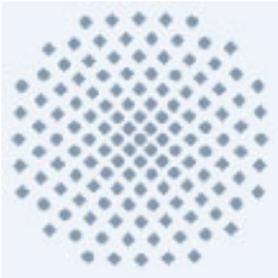
Wohngrundrisse Gruppe 6 M 1:200



Wohngrundrisse Gruppe 5 M 1:200







Universität Stuttgart

